

DISS. ETH Nr. 18'917

ZUR KONSTRUKTION EINES ‚NORMATIVEN NUTZERS‘

**Standard und Differenz aus gendertheoretischer Perspektive –
in Architektur- und Städtebaudiskursen der Deutschschweiz 1874–1965**

A B H A N D L U N G
zur Erlangung des Titels
DOKTORIN DER WISSENSCHAFTEN
der
ETH ZÜRICH

vorgelegt von
INGE BECKEL

dipl. Arch. ETH SIA
geboren am 13. Februar 1962
von Zürich ZH und Thuisis GR

Angenommen auf Antrag von
Prof. Dr. MARC ANGÉLIL, ETH Zürich, Referent

Prof. Dr. Brigitte Röder, Universität Basel, &
Christina Schumacher, ETH Zürich, Korreferentinnen

2010

Mit herzlichem Dank an Prof. Dr. Brigitte RÖDER, die mich als Kollegiatin des Graduierten-Kollegs *Gender in Motion. Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen* an der Universität Basel 2005–2008 stets interessiert begleitete, weiter an Prof. Dr. Andrea MAIHOFER, Vorsteherin des Zentrums Gender Studies und damit Türöffnerin in ‚gegenderte‘ Welten, sowie Christina SCHUMACHER, Dozentin für Soziologie am Departement Architektur der ETH Zürich.

Ebenso Christof KÜBLER für seine Geduld und Unterstützung – neben der Arbeit.

Doch gilt der Dank letztlich primär jenem, der das Thema der vorliegenden Arbeit überhaupt ernst und als Dissertation angenommen hat, Prof. Dr. Marc ANGÉLIL.

Dissertation, eingereicht am Lehrstuhl für Architektur und Entwurf von Prof. Dr. Marc Angélil an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich ETHZ, Februar 2010

© Alle Rechte liegen bei der Autorin und dem begleitendem Professor Dr. Marc Angélil, Zürich 2010

ZUR KONSTRUKTION EINES ,NORMATIVEN NUTZERS‘

STANDARD UND DIFFERENZ AUS GENDERTHEORETISCHER PERSPEKTIVE –
IN ARCHITEKTUR- UND STÄDTEBAUDISKURSEN DER DEUTSCHSCHWEIZ
1874–1965

Vorgelegt von dipl. Arch. ETH SIA *Inge Beckel*

Referent: Prof. Dr. Marc Angélil; Korreferentinnen: Prof. Dr. Brigitte Röder,
Dozentin Christina Schumacher

I	EINLEITUNG	009
1.	FRAGESTELLUNG	010
2.	THEORIE	018
3.	METHODE	022
4.	DIE QUELLEN	
4.1.	<i>Die Eisenbahn, 1874–82; Schweizerische Bauzeitung, 1883–1965</i>	028
4.2.	<i>(Das) Werk, 1914–65</i>	034
4.3.	<i>Bauen + Wohnen, 1947–65</i>	037
4.4.	<i>Heimatschutz, 1906–65</i>	041
II	REKONSTRUKTION DES ‚NORMATIVEN NUTZERS‘	047
1.	<u>FRAGMENTIEREN – VERLUST VON GANZHEIT</u>	
1.1.	Darstellende Interpretation: Diskursanalyse zu <i>fragmentieren</i>	
1.1.1.	Spezialisierte Techniker	048
1.1.2.	Entgrenzte Räume	063
Fallbeispiel A	Der gläserne Mensch	076
Fallbeispiel B	Zersiedelung	078
1.2.	Reflektierende Interpretation: Zerlegen, Vermessen, Abstrahieren	
1.2.1.	Wissen ordnen, oder: die Auslege-Ordnung	081
1.2.2.	Zonierung der Stadt	083
1.2.3.	Entflechtung des Grundrisses	085
1.2.4.	Der Ingenieur als Beispiel einer Spezialisierung	087
1.2.5.	Reaktion und Widerstand	088
2.	<u>DICHOTOMISIEREN – DIE GEBURT DER ‚ANDEREN‘</u>	
2.1.	Darstellende Interpretation, Diskursanalyse zu <i>dichotomisieren</i>	
2.1.1.	Ausgegrenzte ‚Andere‘	092
2.1.2.	Reduzierte Formen	112
Fallbeispiel C	‚Abstrakter‘ versus ‚leiblicher‘ Raum	123
Fallbeispiel D	Die Küche	126
2.2.	Reflektierende Interpretation: Das Othering als Prämisse jeder Normierung	
2.2.1.	Wissen gewichten, oder: die Werteskala	129

2.2.2.	Gegensatzpaare	130
2.2.3.	Die Frau als ‚Andere‘	132
2.2.4.	‚Selbstbescheidung‘	133
2.2.5.	Weiblichkeit im Dienste des <i>Othering</i>	135
3.	<u>NORMIEREN – DER VERSTECKTE MONISMUS</u>	
3.1.	Darstellende Interpretation: Diskursanalyse zu <i>normieren</i>	
3.1.1.	Rationalisierte Produktion	138
3.1.2.	Internationale Ausbreitung	149
Fallbeispiel E	Standard und Differenz im Wohnen	162
Fallbeispiel F	Architektur und Kalter Krieg	165
3.2.	Reflektierende Interpretation: Standardisierung als Verkörperung der Hegemonie	
3.2.1.	Wissen bewirtschaften, oder: Fokus Effizienz	169
3.2.2.	Vom graduellen zum dualen Zeitalter	171
3.2.3.	Rationalisieren und standardisieren	172
3.2.4.	Normen als Ausdruck hegemonialer Männlichkeit	175
3.2.5.	Das Normale ist historisch verortet	178
III	DEKONSTRUKTION, KRITIKEN	181
1.	DIE FRAGE NACH DER ZEITLICHKEIT	
1.1.	Ideal – als ‚kalte‘ Struktur	182
1.2.	Differenz – als Ausdruck historischer Verortung	185
2.	AUS DER PERSPEKTIVE: DER FRAUEN UND DES BAUENS	
2.1.	Rehabilitieren von weiblich Konnotiertem	188
2.2.	Behaglichkeit, menschliche Dichte und Phantasie	191
3.	GLEICHWERTIGKEIT IN DER DIFFERENZ	
3.1.	Wohlbefinden als ein Leitmotiv?	195
3.2.	Von Dichotomie zu Netzwerk	197
3.3.	Gesellschaftsvertrag	199
FAZIT		203
Anhang (Literatur, Bildnachweise, Anmerkungen)		214

ZUSAMMENFASSUNG

Das dieser Forschungsarbeit zugrunde liegende Erkenntnisinteresse liegt in den (Wert-) Vorstellungen und (Leit-) Bildern zum ‚Nutzer‘, wie sie Architektur- und Städtebaudiskurse zwischen 1874 und 1965 generierten. Dabei steht die Frage im Vordergrund, wie stark und mit welchen Auswirkungen menschliche Bedürfnisse im Zuge des Neuen Bauens der Zwischenkriegszeit über den *International Style* der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vereinheitlicht und damit normiert wurden? Der Quellenkorpus sind Architekturzeitschriften der Deutschschweiz.

Zeitschriften sind nie ideologisch neutral. Vielmehr lassen sie sich als unterschiedlich codierte Felder der Kultur- sowie, im vorliegenden Fall, der Raumproduktion lesen. Entsprechend legt die Arbeit ihren Schwerpunkt auf die Fragestellung, wie - betrachtet aus hegemonialer Perspektive - der ‚ideale‘ Nutzer von Gebäuden grundsätzlich aussieht? Aus methodischen Gründen wird das Augenmerk primär auf die Nutzenden mit geringem oder gar ohne Einfluss auf die Diskurse von Architektur und Städtebau der Moderne geworfen: vor allem auf Frauen.

Durch Eisenbahn und Automobil kam es um und nach 1900 zu räumlichen Entgrenzungen und damit *Fragmentierungen* der Territorien. Nach Kenntnisnahme der neuen Orte oder ‚Welten‘ galt es in einem nächsten Schritt, das Erforschte zu bewerten. Dies geschah im Grundsatz über hierarchisch strukturierte Gegensatzpaare, die *Dichotomisierungen*. Nunmehr war es ein kleiner Schritt, die jeweils ‚bessere‘ Seite als Ausgangspunkt der breit einsetzenden *Normierungen* zu nehmen.

Die ‚bessere‘ Seite aber war und ist grundsätzlich männlich konnotiert. Mithilfe von im Umfeld der Geschlechterforschung entwickelten Kritiken bezüglich der Universalität und Neutralität des modernen Menschen und dem Konzept zur hegemonialen Männlichkeit wird nachskizziert, wie die Subsumierung alles Menschlichen unter dem hegemonial Männlichen Prämisse und Wegbereiter der eingetretenden Normierungen war. Womit aus dem ‚idealen‘ Nutzer der normative wurde, einer, der - da als ‚neutral‘ und ‚universal‘ deklariert - für alle zu Modell oder Leitfigur avancierte.

ABSTRACT

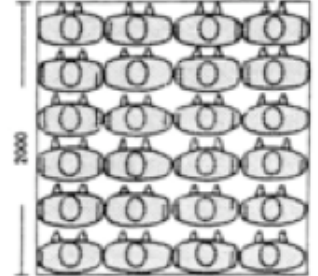
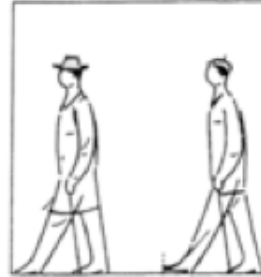
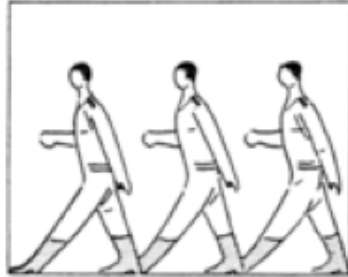
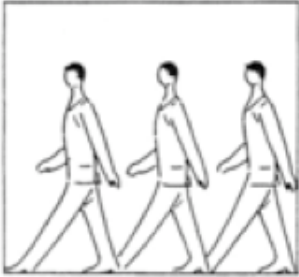
The underlying interest of this dissertation lies in the moral issues and in the overall concepts of the ‚user‘, as generated in the discourses of architecture and urbanism between 1874 and 1965. Thereby the discussion focuses on the question of how intensely human needs influenced the Modern Movement of the early 20th century and the International Style after World War II, and what an impact they had on standardization of the built environment. The source materials are architectural periodicals of German-speaking Switzerland.

Periodicals are never ideologically neutral. In point of fact, they can be read as differently coded fields, in cultural as well as – in this case – spacial studies. Correspondingly, the present research concentrates mainly on the question – seen from a hegemonic point of view – how an ‚ideal‘ user of buildings in general looks like. For methodical reasons the attention will primarily be drawn to groups of users that are scarcely or not even mentioned in the discourses of modern architecture and urbanism: especially to women.

Railway and automobile caused dissolutions of boundaries around and after 1900. This led to fragmentations of the territories. Having become aware of further places or ‚new worlds‘, efforts were made to find a method of evaluating them. This happened categorically by establishing hierarchically structured oppositions, so called dichotomies. Subsequently, the more successful ‚better‘ side of the dichotomy was declared as a basis for the current introduction of standardizations.

However, the ‚better‘ side has always been connoted male. In the context of Gender Studies criteria have been developed concerning not only the neutrality and universality of a modern man, but also the concept of hegemonic masculinity. On this basis this present study demonstrates, how the summing-up of the ‚human‘ as a hegemonic male person served as a premise and trailblazer in expanding standardizations. As a result, the ‚ideal‘ user turned into a ‚normative‘ user.

I EINLEITUNG



1. FRAGESTELLUNG

Die Relevanz einer Untersuchung zur Konstruktion des ‚normativen Nutzers‘ in den Bereichen Architektur und Städtebau liegt in der Frage nach der (Nicht-) Partizipation der unterschiedlichen Gruppen von Nutzenden am Gebauten – und damit der Menschen selbst, der eigentlichen Adressaten von umbautem Raum. Menschliche Vielfalt, Lebensdichte sowie Wandel in den Gewohnheiten ihres Tuns, Empfindens und Wünschens jedoch wurden im Zuge der architektonischen Moderne – welche mit den gut 90 Jahren zwischen 1874 und 1965 im Wesentlichen abgedeckt ist bezüglich der untersuchten Disziplinen – zunehmend den ‚Notwendigkeiten‘ und damit dem Drang nach Normativität geopfert.

«Die Standards seien ursprünglich aus den Bedürfnissen der Konsumenten hervorgegangen: daher würden sie so widerstandlos akzeptiert. In der Tat ist es der Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis, in dem die Einheit des Systems immer dichter zusammenschiesst. Verschweigen wir dabei, dass der Boden, auf dem die Technik Macht über die Gesellschaft gewinnt, die Macht der ökonomisch Stärksten über die Gesellschaft ist. Technische Rationalität heute ist die Rationalität der Herrschaft selbst.»¹

Standards sind wichtig – man denke etwa an die Effizienz von Bauprozessen oder die Verständigung unter Menschen, Produzenten wie Rezipienten: Ohne einheitliche Masssysteme, ohne Kostengrößen oder eine verbindliche Zeitrechnung wäre Bauen nicht möglich. Doch ebenso kann mit wohlüberlegten, sorgfältigen Differenzierungen in Grösse, Ausgestaltung und Materialisierung von öffentlichen wie privaten Räumen und Bauten deren Qualität auf so unterschiedlichen Ebenen wie Haltbarkeit – und damit Nachhaltigkeit –, Angemessenheit oder jener der Atmosphäre verbessert werden. Noch 2009 ist die Diskrepanz bezüglich der Akzeptanz von Bauten des Neuen Bauens zwischen den Architekten als Produzenten und der Bevölkerung als Rezipienten gross.

Im Grundsatz kann diese Lücke nur geschlossen werden, wenn die Menschen als Nutzende neben ihrer Gleichartigkeit wieder vermehrt in ihrer Differenziertheit wahrgenommen werden. Mit anderen Worten, wenn die Funktion im Credo *form follows function* nicht länger nur als ‚neutrale‘, ‚universell‘ gültige Zweck-Handlung – eine Prämisse der neuen Sachlichkeit des frühen 20. Jahrhunderts –, sondern ebenso als

Gewohnheit von Menschen interpretiert wird, die in ihrer Zeit wie im Raum verankert und damit stetem Wandel unterworfen ist.

Während es in ersten Annäherungen an auf Frauen fokussierte Themen meist darum geht – und gehen muss –, das Werk respektive die Partizipation von Frauen in einem Fachgebiet zu erkunden und damit sichtbar zu machen – erwähnt sei stellvertretend die Monografie *Lux Guyer, 1894–1955, Architektin*² –, liegt der Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung auf dem Stellenwert von weiblich Konnotiertem in Architektur und Städtebau zwischen 1874 und 1965 als Repräsentanten des ‚Anderen‘, des *Differenten*. Damit geht sie sowohl über das rein Dokumentarische des Frauenanteils hinaus als sie, reziprok, das nicht hegemonial Männliche indirekt mit einschliesst.

«For mainstream philosophers, feminist work in philosophy is scandalous primarily because it is unashamedly a political intervention. The philosophical myth, like the myth of natural science, is [...] that a philosopher's work is good to the extent that its substantive, technical content is free of political influence.»³

Auch Bauen ist kein neutraler Akt – vielmehr sind Gebäude physische, materielle Ausdrücke von Machtverhältnissen, die politisch verankert sind, wie Michel Foucault dies in seinem Buch *Surveiller et punir* (1975) anhand der Gefängnis-Architektur exemplarisch darlegt.

Bezüglich feministischer Forschungsarbeit meint die Philosophin Cornelia Klinger:

«Gender Studies im allgemeinen und feministische Philosophie im besonderen sind jedoch nicht weniger ‚reine‘ Formen des Wissens als andere, sondern sie bezweifeln die Möglichkeit kategorialer Trennung zwischen Wissen und Macht bzw. die Vorstellung ‚reinen‘ Wissens, indem sie das implizite Interesse an der Begründung und Aufrechterhaltung einer hierarchischen Geschlechterordnung in den Strukturen vorgeblich objektiver Wissensdiskurse zum Gegenstand ihrer kritischen Untersuchung machen. Tatsächlich wird am Beispiel der Geschlechterthematik sichtbar, dass die etablierte Wissensordnung ihrem eigenen Anspruch auf ‚Reinheit‘, auf Objektivität und Neutralität möglicherweise prinzipiell nicht gerecht werden kann und jedenfalls nicht gerecht geworden ist.»⁴

Alltagswissen und Alltagserfahrung fließen grundsätzlich in unser Wissen ein; nicht allein der distanzierte Blick vermeintlich Unbeteiligter besitzt Bestimmungsmacht darüber, was als wissenschaftlich zu bezeichnen ist. Dazu die Naturwissenschaftlerin und feministische Wissenschaftskritikerin Evelyn Fox Keller:

«Unsere Fähigkeit, die Welt zu verändern, hat solche Ausmasse angenommen, dass wir weder länger so tun können, als sei die Welt des ‚da draussen‘ einfach so gegeben – in ihrem Bestehen verbürgt mit oder ohne unsere Anerkennung –,

noch als seien wir kein aktiver Teil ihrer Zukunft. Verlorengegangen ist die Unschuld, vor allem die unseres bedingungslosen Vertrauens in die Dauerhaftigkeit unserer Welt.»⁵

Etwas poetischer und damit direkter die Worte der österreichischen Nachkriegsschriftstellerin Ilse Aichinger:

«Wenn es doch endlich einmal gelänge, in unserer Sprache ein Wort einzuführen, welches Denken und Fühlen nicht trennt. Ich habe es satt, mich immer für das eine und damit gegen das andere entscheiden zu müssen. Und wieviel Unglück ist erst dadurch entstanden, dass die Menschen auch danach gehandelt haben.»⁶

Motivation

Als Studentin der Architektur an der Eigenössischen Technischen Hochschule ETH in Zürich in den 1980er-Jahren erlebte ich mich als gegenüber der hegemonialen Normativität ‚anders‘. Einerseits standen im Jahre 1982 unter den neu eintretenden Studierenden der Architektur ein Drittel Frauen zwei Dritteln Männer gegenüber. Schwerer jedoch wog, dass es dazumal keine weibliche Professorin am Departement gab, was heisst, dass die Referenz oder das Vorbild in der eigenen, der angestrebten Profession ausnahmslos männlich konnotiert war.

Drei Jahre später wurde die Architektin Flora Ruchat-Roncati zu einer ordentlichen Professorin der ETH Zürich gewählt – als erste Frau überhaupt.⁷ Die Erfahrung als ‚Andere‘ bildet vor diesem Hintergrund eine erste Motivation, sich dem Thema eines ‚normativen Nutzers‘ zu widmen. Als Kollegiatin am zweiten Graduiertenkolleg am Zentrum Gender Studies der Universität Basel in den Jahren 2005 bis 2008, unter der Leitung von Prof. Dr. Andrea Maihofer, rückte eine auf Fragen der Gesellschafts- und Geschlechterordnung fokussierte Forschungsperspektive weiter in den Vordergrund.

In der Regel sind es (kleine) Alltagserfahrungen, die schon dem Mädchen – meist nichtverbal – klarmachen, dass es als den Frauen zugehöriger Mensch weniger ‚weltrelevant‘ ist als seine männlichen Mitmenschen. Nur schon ein Blick in Zeitungen oder Nachrichtensendungen von Fernsehstationen weltweit zeigt etwa auf Gruppenbildern, aufgenommen anlässlich internationaler *Meetings*, eine Reihe dunkel gekleideter Männer – mit wenigen Frauen dazwischen.

Noch bevor es jedoch zu einer solchen, letztlich wertenden Wahrnehmung seiner selbst kommen kann, muss der Geschlechtsunterschied bewusst

gemacht und stets wieder hergestellt, reiteriert, werden. Hierzu eine jüngere Geschichte aus persönlicher Erfahrung.

Die Trennung der öffentlichen Toiletten nach Geschlechtern ist kein weltweites Phänomen. Sie ist vor allem ein Kennzeichen westlicher Industrienationen, und hier auch nur dort, wo Ressourcen und Räumlichkeiten nicht zu knapp sind, denn in Zügen, Bussen oder Flugzeugen gibt es wiederum keine Toilettentrennung nach Geschlechtern. Diese theoretischen Überlegungen möchte ich kurz mit einem persönlichen Erlebnis aus jüngerer Zeit erhärten, als bei meiner zweieinhalbjährigen, in Australien lebenden Nichte erst in dem Moment das Interesse und die Wahrnehmung von Zweigeschlechtlichkeit erwachte, als sie - entweder mit der Mutter oder dem Vater - in Restaurants und anderen öffentlichen Einrichtungen einmal auf die Männertoilette und dann auf die Damentoilette gebracht wurde. Einmal umgeben nur von Männern, dann ausschliesslich von Frauen, fing sie nun an, nach *girls* respektive *boys* zu unterscheiden.

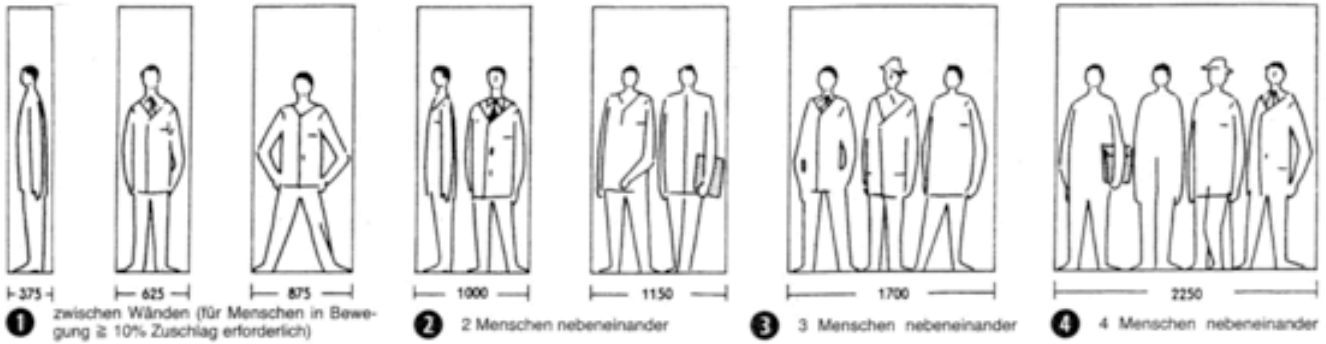
Ernst Neuferts *Bauentwurfslehre* als Abbild und Inbegriff des ‚normativen Nutzers‘

Über die eigene persönliche Erfahrung hinaus steht die bereits erwähnte Beobachtung und, daraus abgeleitet, die Frage im Raum, warum noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine Lücke in der Akzeptanz der Architektur des Neuen Bauens respektive des *International Style* zwischen den Architekten und Architektinnen als Fachleuten auf der einen Seite und den Nutzenden, der Bevölkerung auf der anderen Seite klafft. Denn ein zentrales Credo der Moderne in Architektur und Städtebau lautet ja explizit, dass es die Funktion eines Gebäudes sei, das dessen Form generiere: *form follows function*.

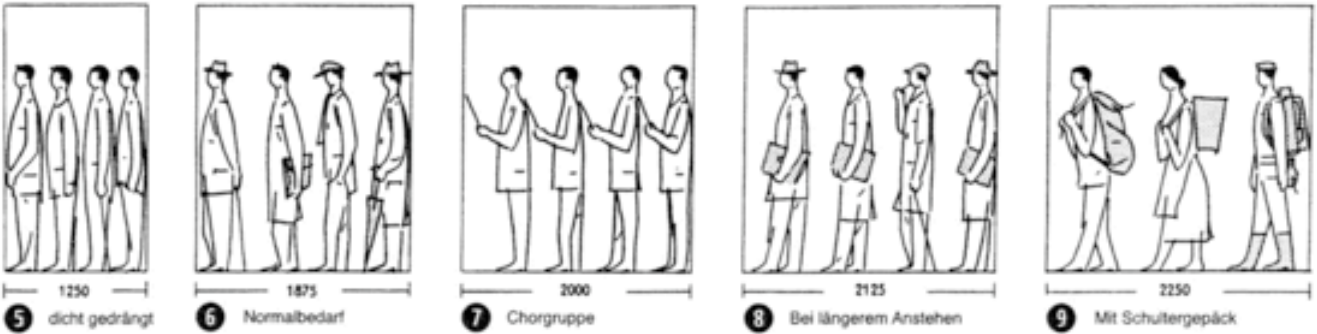
Warum also, wenn doch die Form aus der Funktion hergeleitet werden soll - und damit, bildhaft gesprochen, die Funktion über der Form steht - warum nur bevorzugen noch heute zahlreiche Menschen ältere, vormoderne Bauten, die zuweilen unkomfortabel sind und deren Ausbaustandard technisch auf tiefem Niveau ist? Die zentralen Fragen lauten folglich: *Wer* bestimmt, wie eine Funktion oder eine Handlung ausgeführt und vollzogen werden soll? *Wer* dient als Leitfigur und Massstab, wenn es darum geht, einen Handlungsablauf zu bestimmen und

PLATZBEDARF ZWISCHEN WÄNDEN

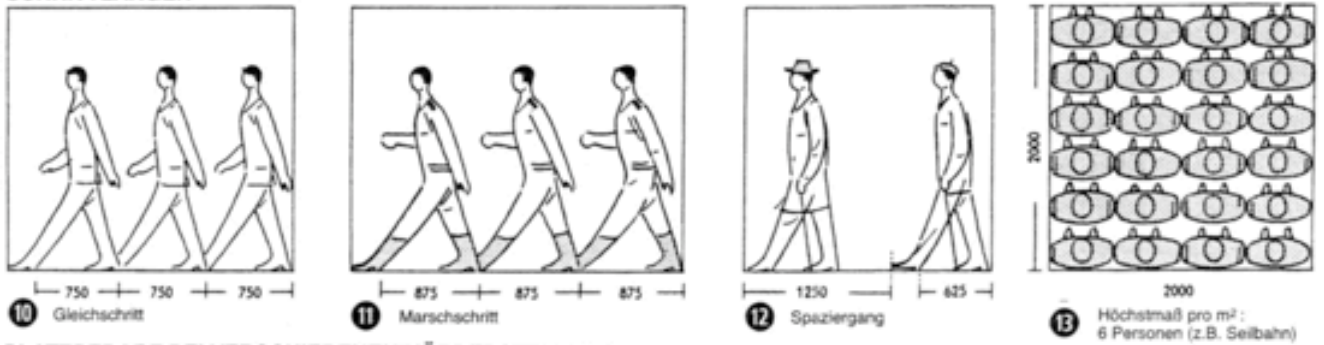
KÖRPERMASSE UND PLATZBEDARF



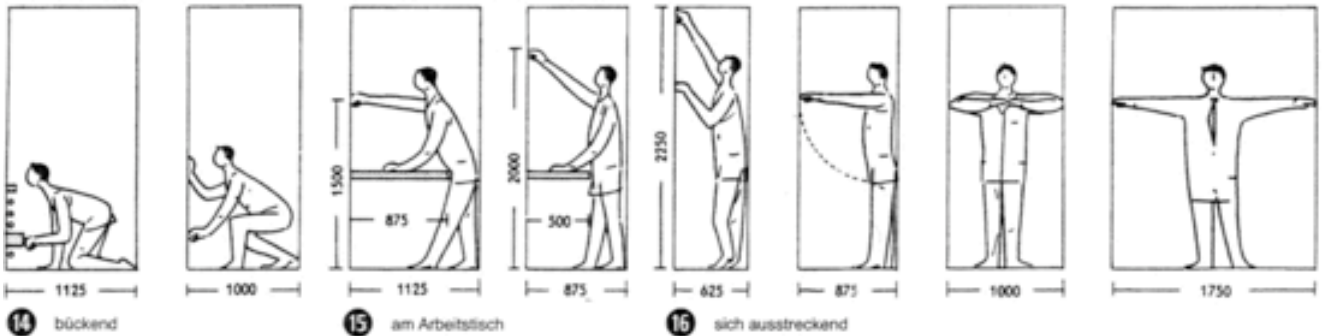
PLATZBEDARF VON GRUPPEN



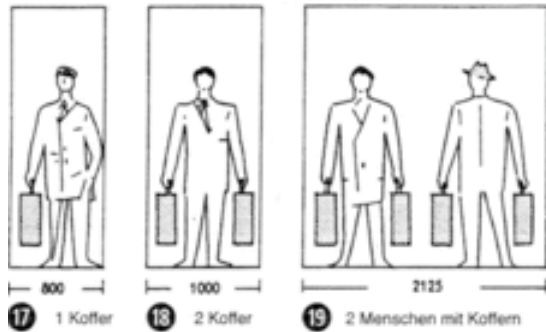
SCHRITTLÄNGEN



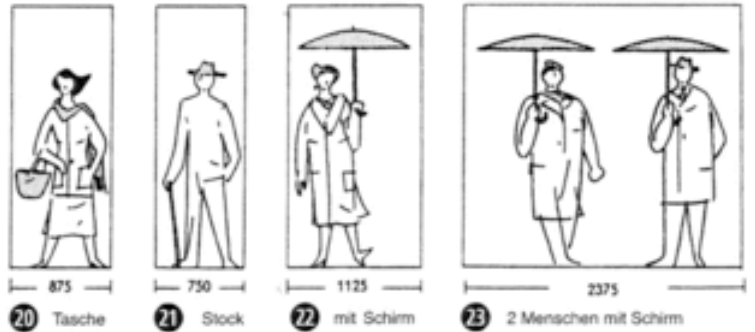
PLATZBEDARF BEI VERSCHIEDENEN KÖRPERSTELLUNGEN



PLATZBEDARF MIT HANDGEPÄCK



PLATZBEDARF MIT STOCK UND SCHIRM



die daraus resultierenden Masse festzulegen? Hierzu im Folgenden ein kurzer Exkurs über Ernst Neuferts Publikation *Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen und Vorschriften über Anlage, Bau, Gestaltung, Raumbedarf, Raumbeziehungen. Masse für Gebäude, Räume, Einrichtungen und Geräte mit dem Menschen als Mass und Ziel. Handbuch für den Baufachmann, Bauherrn, Lehrenden und Lernenden*⁸.

Das in mindestens achtzehn Sprachen vorliegende Buch kennt grundsätzlich jeder Architekt und jede Architektin, während sie Nicht-Fachleuten in der Regel unbekannt ist. Das Buch erschien erstmals 1936. Fast siebzig Jahre später, 2005 wurde die *Bauentwurfslehre* - in überarbeiteter und aktualisierter Form - zum 38. Mal aufgelegt [1]; 2009 soll die 39. Auflage folgen. Insgesamt hat die *Bauentwurfslehre* eine Auflage von über 300'000 Exemplaren in Deutschland und über 500'000 in weiteren Teilen der Welt und ist damit eines der erfolgreichsten Architekturbücher des 20. Jahrhunderts überhaupt.⁹

Die *Bauentwurfslehre* ist das Buch der Massfiguren, mit dem Ziel, den Raum für eine bestimmte Zweck-Handlung festzuhalten und zu bestimmen. So kann der entwerfende Architekt darin beispielsweise herauslesen, dass das Höchstmass dicht gedrängt stehender Menschen, etwa in einer Seilbahn, sechs Leute pro Quadratmeter beträgt. Oder, ohne lange zu proben und zu messen, schlägt die Mitarbeiterin im Architekturbüro nach, dass ein stehender Mensch mit horizontal nach vorne ausgestrecktem Arm 87,5 cm misst, mit seitlich ausgestrecktem 112,5 cm und mit beidseitig ausgestreckten Armen 175 cm. Dass eine gehende Frau mit Tasche einen Korridor von minimal 87,5 cm Breite benötigt, trägt sie einen Schirm, erhöht sich das Mass auf 112,5 cm. Die Arbeitsfläche eines am Pult sitzenden Mannes sollte 78 cm vom Boden entfernt sein, jene einer in der Küche stehend tätigen Frau 85 cm.

Ernst Neuferts (1900-76) Massfiguren sind keine Individuen, sondern Vertreter von ‚Tätigkeits‘-Gruppen, von Zweck-Handlungen. Sie sind in der Regel gesichtslose, disziplinierte Wesen. Neuferts Nutzer ist der Mensch schlechthin. Ist der Mensch nun aber ein im Arbeitsleben stehender Mann - oder ein pensionierter? Eine Hausfrau, eine berufstätige oder eine alte Frau? Ein Kind? Oder ein Behinderter? Eine Immigrantin? Aus heutiger Sicht lässt sich sagen, dass der

Neufertsche Mensch, der als primäres Grundmass und Norm figuriert, ein erwachsenes, männlich konnotiertes Wesen ist. Mit der Normgrösse von 175 cm handelt es sich zudem generell um einen Vertreter des Westens, ist doch etwa ein Asiate in der Regel kleiner.

Stellt Neufert explizit Frauen dar – bekleidet mit einem Rock –, gehen sie ‚typisch‘ weiblichen Tätigkeiten nach, getreu den Vorstellungen des bürgerlichen Geschlechtermodells. So trifft man in der *Bauentwurfslehre* im Büro, in der Universität oder an der Theke einer Bar auf männlich konnotierte Wesen, während sich Frauen beim Einkaufen, in der Küche oder bei der Kinder- und Krankenpflege finden. Die Neufertschen Massfiguren folgen im Grundsatz dem Rollenmodell des Bürgertums seit der Aufklärung mit dem Mann als Vorstand und Ernährer der Familie und der Frau als Mutter, Ehe- und Hausfrau. Sind allgemein menschliche Masse gefragt, ist der erwachsene Mann Leitfigur und Referenz, denn:

«das Geheimnis männlicher Vorherrschaft besteht darin, ‚dass das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist‘, sondern seine Überlegenheit gründet darauf, dass es ‚zum Allgemein-Menschlichen wird, das die Erscheinungen des einzelnen Männlichen und des einzelnen Weiblichen gleichmässig normiert‘. Diese doppelte Position ist es, welche die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern auf einer theoretischen Ebene extrem stabil und gleichzeitig unsichtbar gemacht hat. [...] Aus dieser sich selbst vergessenden Subjektperspektive der männlichen Philosophen ergibt sich eine funktionalistische Perspektive auf ‚die Frau‘. Nicht das Sein oder Wesen von Weiblichkeit an sich, sondern die Relation zum Mann und die Dienstbarkeit, Nützlichkeit oder Schädlichkeit für ihn stehen folgerichtig im Vordergrund der Überlegungen. [...] Der Mann setzt sich als das Allgemeine und als Norm, die Frau dagegen als Akzidenz in einem funktionalen Bezug zu sich.»¹⁰

Diese rigide Zuteilung und Hierarchisierung in der Normierung menschlichen Tuns im Bereich des Bauens ist am Anfang des 21. Jahrhunderts nicht länger angemessen. Vielmehr sind Bauten und Räume nach unterschiedlichen Bedürfnissen zu differenzieren: So braucht es helle und offene Räume für aktive Phasen, geschlosseneren Bereiche für Ruhe und Intimität, Räume der Kommunikation, multifunktionale Zonen und viele mehr. Denn, Bauten unterstützen das soziale Leben und unser tägliches Verhalten in ihnen. Sind sie einmal gebaut, lassen sie uns andere Möglichkeiten des räumlichen Zusammenlebens in der Regel vergessen.¹¹ Gleichzeitig sind und bleiben es Menschen, die Bauten entwerfen, gestalten, realisieren und wieder verändern.

Es gilt also, das standardisierte Masssystem Neuferts mit den unterschiedlichen Anforderungen an die menschlichen Tätigkeiten und

mit den Bedürfnissen der Nutzenden zu überlagern und somit wieder zu einer vielschichtigeren, partiell wohl weniger übersichtlichen, grundsätzlich aber lebensnäheren Architektur zu gelangen. Dabei kann es nicht darum gehen, einen neuen Repräsentanten anstelle des heute hegemonialen Mannes zu setzen, vielmehr soll das Motto des australischen Fernseh-Senders SBS exemplarisch und symbolhaft einen Weg aufzeichnen: SBS steht heute für *Six million stories* - anstelle hierarchischer Vereinheitlichungen heisst das Ziel ahierarchische Vielheit. Anders ausgedrückt, Gleichheit *in* der Differenz.

Die Fragestellung dieser Arbeit nach dem ‚normativen Nutzer‘ - also der Leit- oder Massfigur hinter dem Nutzer - lautet somit, rekonstruierend und rückblickend, wie sich die Standardisierungen und Normierungen in Architektur und Städtebau der Moderne im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert in Theorie und Praxis legitimieren und effektiv durchsetzen konnten? Konkret sollen anhand der Kriterien der ‚Frau‘ sowie von insgesamt weiblich Konnotiertem - beide als Repräsentantinnen des ‚Anderen‘ - Modi von Vereinheitlichungen aufgerollt werden. Denn das ‚Andere‘ spiegelt stets das Hegemoniale und trägt damit dazu bei, letzteres als das eigentlich Wahre zu festigen - was sinngemäss einem Monismus gleichkommt. Weltlich wie auch wirtschaftlich gesprochen entspricht das Monistische dem Standard oder der Norm.

Die Arbeit ist als Dissertation im Feld der Architektur und des Städtebaus angesiedelt - und nicht als wissenschaftlicher Beitrag in den Gender Studies. Vielmehr wird methodisch aus einer Gender-Perspektive Fragen der Architektur und des Städtebaus nachgegangen, was zu einem in der Art unerwarteten, aber klärenden Ergebnis führt: Nämlich jenem, dass die sich - hinsichtlich der Nutzer und Nutzerinnen von Bauten und ihren Bedürfnissen - im 20. Jahrhundert etablierenden Standardisierungen und Normierungen auf das bürgerliche Rollenmodell zugeschnitten sind und dass als generelle Massfigur der hegemoniale Mann dient - wie hier folgend näher erläutert wird.

2. THEORIE

Theoretisch ist die Arbeit in einem geschlechter- respektive gendersensiblen Kontext verankert. Geschlecht wird hierbei als sozial konstruiert betrachtet, ist doch in einem durch Aufklärung und den Folgen der Französischen Revolution von 1789 gekennzeichneten Zeitalter «das Geschlecht, nicht die Religion, das Opium des Volkes», wie sich der amerikanische Soziologe Erving Goffman ausdrückt. In Anlehnung an diesen frühen Grundlagentext Goffmans, «Das Arrangement der Geschlechter»¹², zur sozialen Konstruktion von Geschlecht wird davon ausgegangen, dass die biologischen Unterschiede zwischen Frauen und Männern derart gering sind, dass sie nicht als *allumfassendes* Erklärungsmodell für das herrschende Geschlechterverhältnis herangezogen werden können.

Vielmehr, um in den Worten Andrea Maihofers weiterzufahren, muss Geschlechtlichkeit als Erfindung der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert und heute prinzipiell als eine *Disziplinierungs-Massnahme* betrachtet werden.¹³ Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht sei im Weiteren exemplarisch auf die Aufsätze von Candace West und Don H. Zimmerman, «Doing Gender»¹⁴ von 1987, sowie von Sarah Fenstermaker mit Candace West, «Doing difference revisited»¹⁵, erstmals publiziert 1995, verwiesen.

Anhand eines Beispiels aus Goffmans zitierter Publikation *Interaktion und Geschlecht* soll kurz verdeutlicht werden, wie die Reproduktion der sozialen Ordnung im Alltagsleben praktiziert und damit, parallel dazu, die herrschende Geschlechterordnung stets von Neuem reproduziert wird. Das Beispiel betrifft erneut die Nutzung öffentlicher Toiletten in unserer Kultur, konkret eben ihre Unterscheidung nach Geschlechtern.¹⁶ Durch die täglich von allen aktiv praktizierte kurzfristige Separierung der Geschlechter wird die Geschlechter*differenz* immer und immer wieder hergestellt, affirmiert und normalisiert sowie die Wahrnehmung der Zweigeschlechtlichkeit gleichzeitig auf eine biologische Grundlage gestellt («Frauen respektive Männer ,pinkeln` anders»).

Nun soll es in der vorliegenden Untersuchung nicht darum gehen, wie ‚Frauen‘ per se in den untersuchten Deutschweizer Architektur- und Städtebaudiskursen repräsentiert sind, sondern in erster Linie um eine *Kritik des Humanen als neutralem und universalem Konzept*, vergleichbar etwa Cornelia Klingers Ansatz für die Disziplin der Philosophie.¹⁷

Hierfür muss in einem ersten Schritt jedoch das (aktive) Auftreten von Frauen, das Berichten über sie respektive – über weite Strecken – ihre Absenz in den herangezogenen Diskursen nachskizziert werden. Um das neutrale, universale Konzept des Humanen letztendlich als Form einer *hegemonialen Männlichkeit* erkennen und benennen zu können – ein Ansatz, den Robert W. Connell (heute Frau Raewyn) an der Universität von Sydney in den 1990er-Jahren entwickelt hat.¹⁸

«Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).»¹⁹

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit versteht letztere mitunter als Ergebnis einer doppelten Abgrenzung. Zum einen entsteht der männliche Habitus²⁰ in Relation zur Weiblichkeit: Männer sind keine Frauen – ‚weibische‘ Männer entsprechend keine ‚richtigen‘ Männer. Zum anderen bestimmt die Konkurrenz unter Männern selbst ihre Männlichkeit mit, wie etwa der Männerforscher Michael Meuser in verschiedenen Arbeiten nachweist.²¹ Der Aspekt der Konkurrenz zwischen Männern lässt sich in den untersuchten, stark auf Technik fokussierten Diskursen sinngemäss etwa dort anschaulich nachzeichnen, wo Vernunft und Gefühl oder Rationalität und Irrationalität einander entgegengestellt – und damit die ‚richtigen‘ Männer von den ‚weichen‘ abgegrenzt werden.

Die exemplarisch genannten Polaritäten weisen schlechthin auf ein wichtiges Merkmal bürgerlicher Gesellschaften seit dem 18. Jahrhundert hin: nämlich auf Dichotomien, binäre Ordnungen, die das Vorgefundene in zwei Hälften teilen, die einander entgegengesetzt und nicht vereinbar sind.²² Die Thematisierung des Zusammenhangs von Dichotomien oder Grunddualismen in der westlichen Philosophie und der Geschlechterdifferenz umschreibt Klinger als bislang aussichtsreichsten Weg, wie feministische Kritik Zugriff auf den

herrschenden Diskurs gewinnt. Sie knüpft hierbei an die französische Literaturwissenschaftlerin Hélène Cixous an, deren

«Ausgangspunkt ihrer theoretischen Überlegungen eine Kritik am Binarismus ist, an der Aufgliederung aller Bedeutungssysteme in oppositionelle Paare, für die der klassische Strukturalismus ein exemplarisches Beispiel geliefert hat. Sie lehnt sich in ihrer Kritik stark an Derrida an, lenkt seine Theorie aber in eine feministische Richtung, indem sie die Opposition ‚Mann/Frau‘ als die grundlegende Opposition unserer Kultur begreift»²³,

wie Stefan Münker und Alexander Roesler ausführen. Cixous selbst sagt:

«Mann/Frau heisst automatisch gross/klein, überlegen/unterlegen ... das heisst oben oder unten, das heisst Natur/Geschichte, das heisst Veränderung/unbeweglichkeit.»²⁴

Während Geschlechterdifferenz auf der ‚Oberfläche‘ einer Fachdisziplin, so auch von Architektur und Städtebau, kaum in Erscheinung tritt,

«liegt sie ihren grossen Themen und Konzepten zugrunde. Überall da, wo Form vor Materie, Transzendenz vor Immanenz, das Heilige vor dem Profanen, Aktivität vor Passivität, Subjekt vor Objekt ausgezeichnet wird, wo Kultur über Natur, Geist über Körper, Vernunft über Gefühl gestellt wird, – überall da ist in den Subtext der Theorie die Geschlechterordnung, der Dualismus des Männlichen und Weiblichen eingeschrieben.»²⁵

Eine Aufzählung der Naturwissenschaftshistorikerin und Feministin Donna Haraways²⁶ herbeiziehend, könnte man die genannten Begriffspaare ergänzen durch Zivilisation/Primitivität, Realität/Erscheinung oder auch Wahrheit/Illusion.

Denkt man – für den Bereich Architektur – exemplarisch an Gottfried Sempers (1803–79) Bekleidungstheorie, die im Zuge des Neuen Bauens an Bedeutung verlor, wurden Bauobjekte im Laufe des 20. Jahrhunderts Schicht um Schicht ‚entkleidet‘ und damit zusehends transparenter – bis sie im Grundsatz noch aus Struktur oder einem einsichtigen Kern bestanden. Diese Entkleidung eröffnet den Blick sinngemäss auf die ‚nackte Wahrheit‘, die Realität – dies im Gegensatz zu Illusion oder Erscheinung einer Hülle.

Theoretisch relevant ist überdies das Konzept des *Otherring*. *Otherring* umschreibt den Umstand, dass das Normative und Hegemoniale generell dadurch an Bedeutung und Kraft gewinnt – ja erst scharf konturiert zu sehen ist –, dass es am Differenten gespiegelt wird. Richard Dyer beispielsweise hat anhand von Filmen untersucht, dass *Whiteness*, Weiss-Sein, oft dadurch bestimmt wird, dass eine weisse Person einem einer nicht weissen Volksgruppe angehörigen Menschen entgegen gestellt wird.²⁷ Oder, um Klinger zu wiederholen:

«Aus dieser sich selbst vergessenden Subjektperspektive der männlichen Philosophen ergibt sich eine funktionalistische Perspektive auf ‚die Frau‘. Nicht das Sein oder Wesen von Weiblichkeit an sich, sondern die Relation zum Mann und die Dienstbarkeit, Nützlichkeit oder Schädlichkeit für ihn stehen folgerichtig im Vordergrund der Überlegungen. [...] Der Mann setzt sich als das Allgemeine und als Norm, die Frau dagegen als Akzidenz in einem funktionalen Bezug zu sich.»²⁸

Um die relevanten Schritte der Konstruktion von Norm also nochmals kurz zu rekapitulieren, bedarf es einer *Dichotomie*, einer binären Entgegensetzung von Begriffspaaren. Wie Cixous und Klinger erklären, sind Dichotomien stets und grundsätzlich *geschlechtlich konnotiert*, gerade auch, wenn dies primär nicht ersichtlich wird, sondern vielmehr unbewusst wirkt – oder gar tabuisiert wird.

Wichtig für den nächsten Schritt ist, dass die dichotom verorteten Begriffspaare *gewertet* werden: Der eine Pol muss *zwingend* zum jeweils besseren, überlegenen erklärt werden. In der Folge hat der unterlegene Pol die Funktion eines *Othering*, eines Spiegels, der das Bessere oder Gültige erst in die Position des ‚Eigentlichen‘ versetzt. Das ‚Eigentliche‘ aber entspricht in der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaftsordnung grundsätzlich dem männlich Konnotierten.

Es ist nunmehr nur ein kleiner Schritt, das Bessere, männlich konnotierte ‚Eigentliche‘ zur Norm zu erklären. Wie Connell in *Masculinities* aber festhält, umfasst die Gruppe der biologischen Männer in der Realität zahlreiche, teils sehr unterschiedliche Formen von Männlichkeit. Als massgebend wirkt nunmehr die ‚Teilmenge‘ der so genannten hegemonialen Männlichkeit, die letztendlich in der vorliegenden Untersuchung jene Gruppe ist, die normgebend wirkt.

Die vorliegende Arbeit ist interdisziplinär angelegt. Sie kommt zu Schlüssen, die in ihrer Herkunftsdisziplin von Architektur und Städtebau (noch) nicht einer Norm entsprechen, schliesslich *disziplinieren Disziplinen* ... Was inskünftig aber – auch und gerade im Bereich des Bauens, will die Architektur nicht zu einer rein ‚verschönernden‘ Hilfsdisziplinen etwa für die Ökonomie herabsinken – an Bedeutung gewinnen wird, ist ihre Fähigkeit zur Multiperspektivität sowie zu Vielfalt und Differenz.

So versteht sich die Arbeit gleichzeitig als Beitrag zur Disziplinenforschung, als ein kleiner weiterer, am Mythos der objektiven, wahrhaftigen Wissenschaften nagender ‚Zahn‘. Denn sie will

Einsicht gewähren in die politische Situiertheit von Wissen.²⁹ Wie aber können wir den Wissenschaften glauben, wenn wir ihre gesellschaftliche und soziale Situiertheit erkannt haben?

In Anlehnung an einen Vorschlag Maihofers könnte *Wohlbefinden* inskünftig zu einem Motiv und relevanten Kriterium in der Bewertung von Wissen werden.³⁰ Denkt man nun an Judith Butlers einflussreiches Werk *Das Unbehagen der Geschlechter*³¹, so war es ihr Unbehagen, also eine persönliche Befindlichkeit oder ein Unwohlsein, das Ausgangs- und Angelpunkt einer weit reichenden Aufarbeitung der Geschlechterdifferenz bildete.

3. METHODE

Um den ‚normativen Nutzer‘ rekonstruieren zu können, muss die Analyse in einen breiteren gesellschaftlichen Kontext eingebunden werden. Denn architektonische und städtebauliche Massnahmen können, ja müssen stets auch als ‚materialisierte‘ Ausdrücke vorherrschender Gesellschafts- und Geschlechterstrukturen gelesen werden. Methodisch arbeitet die vorliegende Untersuchung damit diskursanalytisch – in der Tradition Michel Foucaults. Hierzu hält Michael Schwab-Trapp fest,

«im Kontext der Diskursanalyse sind die Deutungsangebote und Argumente der Diskursteilnehmer vorrangig Mittel im Kampf um die legitime Sichtweise sozialer und politischer Ereignis- und Handlungszusammenhänge. Diskursive Auseinandersetzungen sind immer mehr oder weniger politische Auseinandersetzungen.»³²

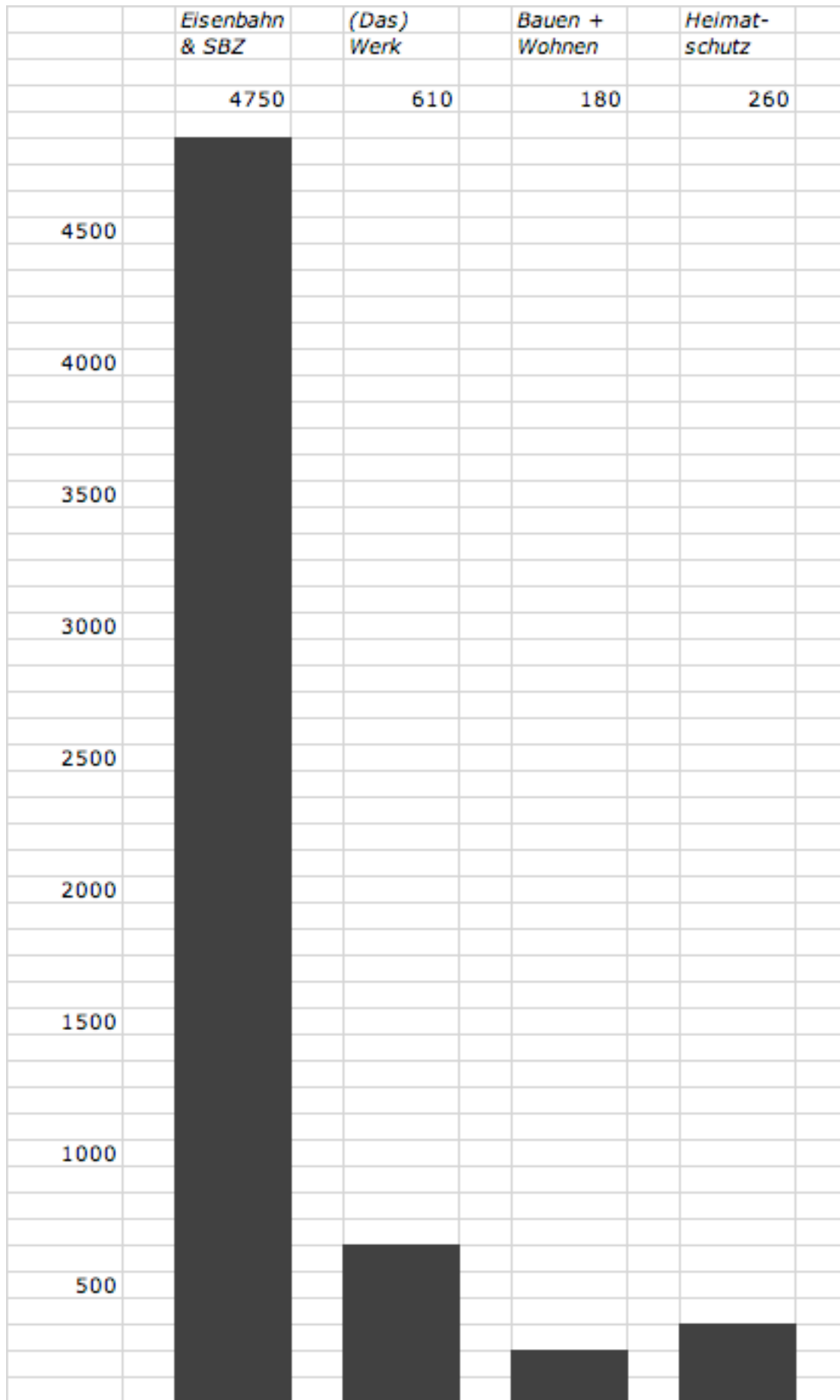
An der Schnittstelle der Disziplinen von Architektur und Städtebau einerseits und den Gesellschafts- und Geschlechterwissenschaften andererseits, worin erstere stets eingebunden sind, bietet die Diskursanalyse ein adäquates Mittel, das Quellenmaterial aus beiden Perspektiven betrachten und synthetisierend zusammenführen zu können.

Die untersuchte Zeitperiode erstreckt sich von 1874 bis 1965. Warum diese Eckdaten? Zeitgleich mit dem Aufschwung der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft Mitte des 19. Jahrhunderts³³ setzte sich die Industrialisierung mehr und mehr durch – und mit ihr die Etablierung und Ausbreitung der Eisenbahn. Das erste technisch orientierte Organ der deutschsprachigen Schweiz nannte sich denn auch

Die Eisenbahn, das am 1. Juli 1874 erstmals erschien - und damit den einen Eckpunkt der untersuchten Spanne markiert.

Nach jahrezehntelanger Führung der *Schweizerischen Bauzeitung*, Folgeorgan von *Die Eisenbahn*, durch die Familie Jegher, die gleichzeitig Besitzerin der Publikation war, ging die Wochenzeitschrift auf das Jahr 1966 an den Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein SIA über. Für den Fachbereich der Architektur erschienen im Jahre 1966 überdies zwei wichtige, die Post- oder Nachmoderne einläutende Publikationen: *Complexity and Contradiction in Architecture* von Robert Venturi und *L'Architettura della Città* von Aldo Rossi. Zudem werden die Schwellenjahre 1968, 1971 und 1974 - die 68er-Studierendenunruhen, die Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz sowie die Erdölkrise - generell als Bruch- oder Schwellenjahre gelesen, wie etwa von Adolf Max Vogt vorgeschlagen.³⁴ 1965, als letztes Jahr der Jegherschen SBZ-Jahrgänge, markiert damit den zweiten Eckpunkt der Untersuchung.

Das Quellenmaterial besteht aus deutschsprachigen Schweizer Fachdiskursen in Architektur und Städtebau (1874-1965). Konkret umfasst dieser Quellenkorpus: Von Juli 1874 bis Dezember 1965, also gut 91 Jahrgänge der wöchentlich erscheinenden *Die Eisenbahn* respektive *Schweizerischen Bauzeitung*, was rund 4750 Ausgaben bedeutet. Ab 1914 kam *Das Werk* als Monatsheft dazu, also gut 51 Jahrgänge mit rund 610 Ausgaben. *Bauen + Wohnen* wurde erst 1947 gegründet, anfänglich als Vierteljahres-, dann Zweimonats- und schliesslich Monatszeitschrift, somit 18 Jahrgänge mit rund 180 Ausgaben. Schliesslich der *Heimatschutz*, bereits 1906 erstmals erschienen, nicht ganz regelmässig in den Jahresmengen, im Laufe der Zeit aber in der Regel viermal jährlich mit gewissen Sonderheften, gut 250 Ausgaben. Dies ergibt eine Summe von gegen 5800 Hefte. Rechnet man bezüglich des Heftumfangs einen Schnitt von 32 Seiten - Ende des 19. Jahrhunderts waren die Nummern in der Regel dünner, während alle Zeitschriften nach dem Zweiten Weltkrieg markant an Volumen gewannen - , erhält man ein Seitentotal von gut 185'000 Seiten. [2]



2_Anzahl Ausgaben (gerundet) der total durchgesehenen Zeitschriften, gegliedert nach den vier Organen

Wie wurde dieser umfangreiche Korpus nun durchgearbeitet und gesichtet? Die Antwort lautet: im Grundsatz phänomenologisch. Sämtliche Hefte wurden Seite für Seite durchgeblättert, um Kenntnis davon zu nehmen, was publiziert wurde, wer geschrieben hat und worüber inhaltlich berichtet wird. Dabei wurden die Titel sämtlicher Beiträge gelesen: der Fachartikel, Berichte und der Meldungen – jedoch nicht der Protokolle und Berichte der Vereinsversammlungen des SIA. Denn obwohl die *SBZ* über Jahrzehnte im Privatbesitz der Familie Jegher war, wurde sie seit dem späten 19. Jahrhundert als Publikationsorgan der SIA-Vereinsaktivitäten genutzt.

Hinsichtlich der Entscheidung, einen Beitrag – Fachartikel oder Meldung – als für die Fragestellung nach dem ‚normativen Nutzer‘ relevant zu betrachten und damit eingehender zu studieren, galten drei Analyse-Kriterien oder -Felder. Berührt oder thematisiert ein Beitrag einen der folgenden drei Aspekte, wurde er aufgenommen [3]; namentlich das

- *Fragmentieren* (= in Fragmente Zerlegen, Trennen) respektive, in der Folge, das In-den-Raum-Hinausgreifen von Bauten und Siedlungen und deren (internationale) Ausbreitung

- *Dichotomisieren* (= entzwei Schneiden in Teile, die nicht miteinander vereinbar sind); Dichotomien dienen hierbei als Hilfsmittel der (Be-)Wertung des Gebauten oder Geplanten nach dual aufgestellten Skalen (öffentlich – privat, hell – dunkel; oben – unten, hart – weich etc.)

- *Normieren* (= zur [ungeschriebenen] Norm, zum Standard Erklären); Normierungen wurden insbesondere nach 1945 begünstigt und gefördert durch einerseits Ressourcenknappheit und Rationalisierung und andererseits, ideell, den Kalten Krieg³⁵.

Bei der Auswahl der relevanten Beiträge stand dabei weniger quantitative Repräsentativität im Vordergrund, sondern die Relevanz eines Textes insofern, als er neue Erkenntnisse vermuten liess. Dieser ‚Erkenntnisstrang‘ wurde thematisch wiederholt, bis eine gewisse theoretische Sättigung erreicht war.

Teil I umfasst die Einleitung, wozu die Fragestellung, Theorie, Methode – worin wir uns hier befinden – und die Quellen zählen, namentlich: *Die Eisenbahn (1874–82)*, die *Schweizerische Bauzeitung*

(1883–1965), *Das Werk* (1914–65), *Bauen + Wohnen* (1947–65) sowie der *Heimatschutz* (1906–65).

Teil II geht der Rekonstruktion des ‚normativen Nutzers‘ nach, wobei in allen drei Hauptkapiteln die darstellende Interpretation der reflektierenden vorausgestellt ist. Dazwischen eingeschoben finden sich jeweils zwei Fallbeispiele. Die drei Hauptkapitel lauten: Fragmentieren – Verlust von Ganzheit; Dichotomisieren – die Geburt der ‚Anderen‘; Normieren – der versteckte Monismus. Sie sind chronologisch angelegt, ein Organ folgt auf das andere.

Inbesondere die reflektierende Interpretation ist generell auf einer Makroebene angesetzt. Die Fallbeispiele demgegenüber greifen ausgewählte, symbolhafte Diskussionen der jeweiligen Zeit als synchron angelegte ‚topologische Verdichtungen‘ heraus – und sind somit auf einer Mikroebene verortet.

Teil III der Arbeit schliesslich umfasst eine Dekonstruktion, in Form von Kritiken der beschriebenen Normierungen. Er gliedert sich in drei Kapitel: Die Frage nach der Zeitlichkeit, Aus der Perspektive der Frauen und des Bauens sowie: Gleichwertigkeit in der Differenz.

Abgerundet wird die Arbeit mit dem Fazit, das Formen von Normierungen respektive Setzungen von Norm rekapituliert. Im Anhang schliesslich finden sich Literaturangaben – mit Schwergewicht an der Schnittstelle des Räumlich-Gebauten zu den Gender Studies –, Bildnachweise und der Anmerkungsapparat.

Jahr	Eisenbahn / SBZ			Heimatschutz			Das Werk			Bauen + Wohnen		
	Fragmentieren	Dichotomisieren	Normieren	Fragmentieren	Dichotomisieren	Normieren	Fragmentieren	Dichotomisieren	Normieren	Fragmentieren	Dichotomisieren	Normieren
1874-79		10	4	1	-	-	-	-	-	-	-	-
1880-84		1	2	-	-	-	-	-	-	-	-	-
1885-89		5	2	5	-	-	-	-	-	-	-	-
1890-94		6	3	5	-	-	-	-	-	-	-	-
1895-99			1	-	-	-	-	-	-	-	-	-
1900-04		2	1	1	-	-	-	-	-	-	-	-
1905-09		6	2	3			-	-	-	-	-	-
1910-14		2		1	3		2		-	-	-	-
1915-19		1	1			2	2		-	-	-	-
1920-24		2		1		1	16	2	2	-	-	-
1925-29		2	7	3	2	5		7	4	-	-	-
1930-34		3	2	2		3		2	1	-	-	-
1935-39		1		2					-	-	-	-
1940-44		1	1	1	1			12	3	-	-	-
1945-49		3		5	4	1		3	13	2	12	3
1950-54		3	3		5			3	4	1		
1955-59		5	2		6			5	1	3	4	1
1960-65		9	3	2		2	2	3	2	6	3	7

4. QUELLEN

4.1. *Die Eisenbahn, 1874–82; Schweizerische Bauzeitung, 1883–1965*

In einer Zeit forcierter Industrialisierung Ende des 19. Jahrhunderts erscheint *Die Eisenbahn* als erste technisch ausgerichtete Fachzeitschrift der Deutschschweiz. Das ab 1883 *Schweizerische Bauzeitung (SBZ)* genannte Organ verweist auf den dannzumal erweiterten Leserkreis durch die planenden Baufachleute. Während der gesamten untersuchten Zeitspanne, 1874 bis 1965, jedoch war die Zeitschrift insgesamt stärker durch Ingenieure denn Architekten geprägt, sowohl hinsichtlich der Autoren als der Inhalte. Eine Ausnahme stellte Redaktor Peter Meyer dar, der vor und nach seiner Zeit beim *Werk* regelmässig für die *SBZ* geschrieben hat. Vor diesem Hintergrund ist die Tatsache interessant, dass sich die *SBZ* – über Generationen in Privatbesitz der Familie Jegher – im Vergleich zum *Werk* in ihrer Haltung tendenziell undogmatischer und gegenüber den Hauptströmungen der Fachverbände unabhängiger zeigte. So publizierte insbesondere Meyer nach seinem Zerwürfnis mit Egidius Streiff vom SWB aufgrund seines Beitrags «Situation der Architektur 1940»³⁶ weitere, zur damals in Fachkreisen dominanten Meinung ‚dissidente‘ Aufsätze in der *SBZ*. Generell lässt sich festhalten, dass bezüglich der Inhalte wie der vertretenen Meinungen die ‚ingenieurdominierte‘ *SBZ* generell den Organen der Architekten zeitlich voraus war. So vertritt die *SBZ* bereits in den 1910er-Jahren mehrfach die Ansicht, Form und Ästhetik müssten sich nach den Errungenschaften der Technik richten und nicht in formalen Historismen schwelgen – wie dies etwa Le Corbusier erst 1923 in *Vers une architecture* für die Architektur fordern sollte. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber, als der ‚Bauwirtschafts-Funktionalismus‘³⁷ in Tief- und Hochbau erst richtig zu greifen begann, meldeten sich vor allem unter den Ingenieuren technik- wie fortschrittskeptische bis technikkritische Stimmen. Insbesondere beachtenswert sind die pointierten Texte des *SBZ*-Mitherausgebers und Redaktors Adolf Ostertag der frühen Nachkriegszeit Mitte des 20. Jahrhunderts.

DIE LE

EISENBAHN CHEMIN DE FER

Schweizerische Wochenschrift Journal hebdomadaire suisse

für die Interessen des Eisenbahnwesens. pour les intérêts des chemins de fer.

Bd. I.

ZÜRICH, den 1. Juli 1874.

No. 1.

Verschiedene vorgekommene Verwechslungen veranlassten uns, unserer Zeitung statt des ursprünglich beabsichtigten Namens: „Schweizerische Eisenbahnzeitung“, den Namen: „Die Eisenbahn, Schweizerische Wochenschrift für die Interessen des Eisenbahnwesens“ zu geben.

„Die Eisenbahn“ erscheint jeden Dienstag. Correspondenzen und Reclamtionen sind an die Redaction, Abonnements und Annoncen an die Expedition zu adressiren.

Abhandlungen und regelmäßige Mittheilungen werden angemessen honorirt.

Abonnement. — Schweiz: Fr. 6. — halbjährlich franco durch die ganze Schweiz. Man abonniert bei allen Postämtern oder direct bei der Expedition. Ausland: Fr. 7. 50 = 2 Thlr. = 6 Mark halbjährlich. Man abonniert bei allen Postämtern des deutsch-österreich. Postvereins für alle übrigen Länder direct bei der Expedition.

Preis der einzelnen Nummer 50 cts.

Annoncen finden durch die „Eisenbahn“ in den fachmännischen Kreisen des In- und Auslandes die weiteste Verbreitung. Preis der viergespaltenen Zeile 25 cts. = 2 sgr. = 20 Pfennige.

„Le Chemin de fer“ paraît tous les mardis. — On est prié de s'adresser à la Rédaction du journal pour correspondances ou réclamations et au bureau pour abonnements ou annonces.

Les traités et communications régulières seront payés convenablement.

Abonnement. — Suisse: fr. 6. — pour 6 mois franco par toute la Suisse. On s'abonne à tous les bureaux de poste suisses ou chez les éditeurs. Etranger: fr. 7. 50 pour 6 mois. On s'abonne pour l'Allemagne et l'Autriche auprès des bureaux de poste, pour tous les autres pays chez les éditeurs Orell Füssli & Co. à Zurich.

Preis du numéro 50 centimes.

Les annonces dans notre journal trouvent la plus grande publicité parmi les intéressés en matière de chemins de fer. Prix de la petite ligne 25 cent. = 2 silbergros = 20 pfennig.

INHALT. — Avis. — Das schweiz. Gesetz über das Pfandrecht an Eisenbahnen. Erster Theil. — Pelton's Imprägnirapparat, mitgetheilt von Herrn Adolf Ott. — Signaux. — Eisenbahn-Schmieröl. — Concessionen Schweiz. — Winterthur-Singen-Kreuzlingen (Stand der Bauten). — Neue Linien. Schweiz. — Jura-Bern. (Eröffnung, Fahrtenplan). — Neue Projekte, Schweiz. — Läden mittelst Dampf. — Locomotivfabrik Winterthur. — Neue Locomotiven. — Tarifwesen. Frachterhöhung in Deutschland. — Chemins de fer et Tribunaux. — Marktberichte. — Coursbericht. — Coursdel. — Eingegangene Drucksachen. — Suisse Occidentale. — Inserate.

An Mittheilungen sieben für die nächsten Nummern u. a. in Aussicht: Bericht über die Verhandlungen der eidg. Räte über die Eisenbahngesetze. — Reditsfälle. — Sur l'adhérence des Locomotives, par M. Moschell. — Die neue Eisenbahnbrücke bei Ostingen, mit Zeichnung. — Mittheilungen über die Ash-Rigi-Bahn. — Die Schmalspurbahnen in der Schweiz. — Unfälle auf schweiz. Bahnen. — Erfahrungen über die Heberten- und Westinghouse-Brennen. — Personelles.

AVIS.

Die neue Zeitung, „Die Eisenbahn“, deren erste Nummer hier vorliegt, wird ab 1. Juli dieses Jahres in wöchentlich Einer Nummer erscheinen.

Dieses neue Blatt stellt sich vornehmlich zwei Aufgaben:

Es will einmal theils in Originalabhandlungen von dazu beauferten Männern, theils in Auszügen aus neuen literarischen Erscheinungen in einer allgemein verständlichen Weise alle jeweiligen Tagesfragen des Eisenbahnwesens erörtern, und dadurch sowohl den Eisenbahnbeamten als den übrigen Kreisen der Bevölkerung das Verständniß für diese Fragen eröffnen.

Es will zweitens möglichst vollständig alle das schweizerische Eisenbahnnetz betreffenden Daten sammeln.

Dasselbe soll im Speziellen enthalten:

I. Gesetze, Beschlüsse, Staatsverträge, Concessionen, Verordnungen, Verfügungen, Erlasse, sowie der Bundes- als der kantonalen Behörden, soweit sich dieselben auf das Eisenbahnwesen beziehen, sammt den Referaten über die bezüglichen Discussionen in den gesetzgebenden und executiven Behörden.

II. Gerichtliche Entscheidungen, die das Eisenbahnwesen angehen, sowohl schweizerischer als ausländischer Gerichte.

III. Mittheilungen über neue Projekte, deren volkswirtschaftliche Bedeutung und Rentabilitätswahrscheinlichkeit; über Beginn und Fortschritt des Baues neuer Unternehmungen, Normaleisen, Kunstbauten, Baukosten, Behördliche Collaudationen und Betriebseröffnungen.

IV. Referate über Verhandlungen und Beschlüsse der Verwaltungsräte und Generalversammlungen, Rechenschaftsberichte, Betriebsmaßnahmen und -Ausgaben, Stand, Vermehrung und Verbesserung der Bahn, der Hochbauten, des Rollmaterials, Betriebsreglemente, Fahrpläne, Personen- und Gütertarife, Einrichtungen und Abänderungen im Speditionswesen, im Signalwesen, Unfälle und Referate über stattgehabte bezügliche Untersuchungen.

V. Organisation, Dienstreglemente, Instructionen, Prämien- und Bussenwesen, Vacanzenverzeichnisse, Ernennungen und Entlassungen, Kranken- und andere Hilfsklassen.

VI. Abhandlungen über alle oben erwähnten Punkte, über neue Erfindungen und Verbesserungen und darüber gesammelte Erfahrungen.

VII. Mittheilungen aus der Geschichte des schweizerischen Verkehrs.

VIII. Inhaltsangabe technischer Zeitschriften und Anzeige einschlägiger Bücher, sammt Auszügen und Besprechungen.

IX. Wünsche und Beschwerden aus dem Publikum, die in Correspondenzform mit deutlicher Unterschrift eingehen.

X. Uebersicht der Curse schweizerischer Eisenbahnpapiere.

XI. Eisen- und Kohlen-Marktberichte.

XII. Inserate: Stellenvermittlung, Submissionen, Anleihen und Einzahlungen; Tarife und Fahrpläne; Ankündigungen der Fabriken und technischen Bureaux u. s. w.

Ausser dem Eisenbahnwesen sollen auch die übrigen Verkehrsanstalten: Telegraphen, Dampfschiffe, Strassen, sowie auch die Fabriken von Eisenbahnmateriale, Locomotiven und Wagen ihre Berücksichtigung finden.

Zur Erläuterung des Textes nöthige Figuren werden in den Text eingedruckt oder als lithographische Tafeln beigegeben.

Originalzeichnungen werden wir hier auf den passenden Maassstab reduciren lassen und nach gemachtem Gebrauche auf Wunsch zurückstellen.

Abhandlungen in französischer Sprache werden ebenso auch in den Text aufgenommen werden.

Man wird bemerken, dass wir zur Durchführung unseres oben skizzirten Programms hauptsächlich auf Mittheilungen Dritter, theils der Bahnverwaltungen und ihrer Beamten, theils der Behörden, theils von Fachmännern angewiesen sind, und können wir nur in so weit Durchführung obigen Programms versprechen, als sich diese Dritten zu den nöthigen Mittheilungen herbeilassen.

Wir leben aber der Zuversicht, dass alle Betheiligten den Werth, den dieses neue Organ bei richtiger Benutzung für sie haben kann, erkennen und desswegen auch dazu beitragen werden, dass es denselben nicht an passendem Stoff mangle.

Das schweizerische Gesetz über das Pfandrecht an Eisenbahnen. I. (Bern, den 9. Juni 1874.)

Das „Bundesgesetz über die Verpfändung und Zwangsliquidation der Eisenbahnen auf dem Gebiete der schweizerischen Eidgenossenschaft“ hat bis zum heutigen Tag drei Berathungen durchlaufen, welche ihren Abschluss fanden: 1) in dem Vorschlag des Bundesrathes vom 7. Juli 1873, 2) in dem Ständerathsbeschluss vom 15. Nov. 1873 und 3) in dem Nationalrathsbeschluss vom 5. Juni 1874. Die formelle Competenz zur Aufstellung eines solchen Gesetzes ward gefunden in Art. II des Eisenbahngesetzes vom 23. Decbr. 1872. (Ein Bundesgesetz wird über die „Bestellung und Geltendmachung von Pfandrechten“ — diese Worte waren auch der ursprüngliche Titel der Vorlage — des Nähern bestimmen.) In der letzten Berathung durch den Nationalrath wurden dann noch (Antrag Dubs) als Competenzquellen genannt: Art. 26 und 64 der Verfassung. Die materielle Competenz fand sich einerseits in dem Umstande, dass die Verpfändung von Eisenbahnen ein immer häufiger in praxi auftretender Fall ist, und andererseits in der Erwägung, dass diese Verpfändung eine von dem sonst üblichen

4_Erste Ausgabe Die Eisenbahn, 1874, Titelblatt

Am 1. Juli 1874 erschien in Zürich Die Eisenbahn. Schweizerische Wochenschrift für die Interessen des Eisenbahnwesens [4] erstmalig. Für

Verlag und Druck zeichnete Orell Füssli & Co. verantwortlich. Auf der ersten Seite von Nummer 1 heisst es unter ‚Avis‘, dass sich das Organ vorrangig zwei Aufgaben stelle:

«Es will einmal theils in Originalabhandlungen von dazu berufenen Männern, theils in Auszügen aus neuen literarischen Erscheinungen in einer allgemein verständlichen Weise alle jeweiligen Tagesfragen des Eisenbahnwesens erörtern, und dadurch sowohl den Eisenbahnbeamten als den übrigen Kreisen der Bevölkerung das Verständniss für diese Fragen eröffnen. [...] Es will zweitens möglichst vollständig alle das schweizerische Eisenbahnnetz betreffenden Daten sammeln.»³⁸

Damit war in erster Instanz das Feld aufgespannt - in stark verkürzter und abstrahierter Darstellung -, das wohl primär dazu beigetragen hat, dass sich die Industrialisierung in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in grossem Massstab durchsetzen konnte. So ist, als exemplarische Nennung, der Bau des Gotthardtunnels ein Dauerthema³⁹ in der frühen Phase der Zeitschrift. Es war das noch junge Transportmittel Eisenbahn, das das Verschieben einer grossen Stückzahl von Gütern über räumlich weite Strecken beschleunigen und in der Folge rationelles Arbeiten und Bauen erst ermöglichen und etablieren sollte. Die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) in Zürich wurde 1855 gegründet. Als die Nummer 1 der *Eisenbahn* 1874 erschien, waren die ersten Techniker mit Hochschulabschluss somit seit rund 15 Jahren in der Praxis tätig. 1876, knapp zwei Jahre nach Erstpublikation, erklärten der Schweizerische Ingenieur- und Architecten-Verein S.I.A., Vertreter der Bauenden unter den ETH-Abgängern, und die Gesellschaft ehemaliger Polytechniker G.E.P. *Die Eisenbahn* zu ihrem Vereins-Organ.⁴⁰ Nun wurde ein ‚Redactions-Comité‘ einberufen mit insgesamt 18 Mitgliedern, wobei im Grundsatz drei Ingenieuren ein Architekt gegenüberstand.

Das Verhältnis der jungen technischen Wochenschrift zu den beiden Vereinen gab bald Anlass zu Diskussionen: Sollte das Organ den Vereinen gehören oder Eigentum eines Privaten im Dienste der Vereine sein? Am 30. Juni 1878 verliess Ingenieur H. Paur nach dreijähriger Tätigkeit die Redaktion. Mit anderen Mitstreitern hatte Paur dem SIA einen als Konkurrenz zu Orell Füssli & Co. konzipierten Vertrag für eine neue Zeitschrift vorgelegt. Der Verein aber sah sich für das Folgejahr 1879 durch Zusagen an die Firma Orell Füssli & Co. gebunden

Schweizerische Bauzeitung

Wochenschrift
für Bau-, Verkehrs- und Maschinentechnik

Herausgegeben

von
A. WALDNER

in Brändchenstrass (Salon) ZÜRICH.

Verlag des Herausgebers. — Commissionsverlag von Meyer & Zeller in Zürich.

Organ

des Schweizer. Ingenieur- & Architekten-Vereins und der Gesellschaft ehemaliger Studirender des eidg. Polytechnikums in Zürich.

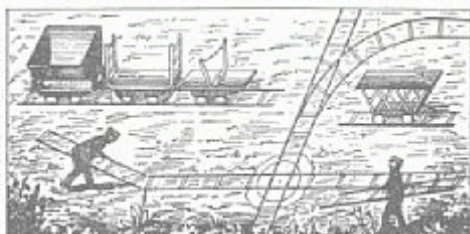
Bd IX.

ZÜRICH, den 1. Januar 1887.

Nº 1.

ALFRED OEHLER, Ingenieur
Mech. Werkstätte in Wildegg.

Eiserne Transportwagen für Gabelse.
Eiserne Schalkarren.



Projecte und Anlagen
von Fabrikmaschinen.

Specialität in tragbaren Stahlgeläisen für Feld-,
(M 6274 Z) Dienst- und Industriebahnen.
Dépôt: Zürich, Musterlager, Rämistr. Bern, G. Anselmeier, Ing.

Korkschalen für Rohrumhüllung D. R. P.

 **Korkisolirmasse** zum
Korksteine D. R. P.

zum Eindecken stationärer Kessel, für Dachisolirung, Eiskeller, leichte
Zwischenwände, unter Fussböden, für feuchte Wände u. s. w. (M 6684 Z)
GRÜNZWEIG & HARTMANN in LUDWIGSHAFEN am Rhein.

J. Capré & P. Ortelli, graniteurs, Aigle.

Exploitation à **Collombey Valais Lavorgo & Pollegio**, Tessin.
Gneiss de Lavorgo. Résultat de l'essai fédéral:
Druckfestigkeit normal zum Lager 1307 kg per cm²
parallel " " 1243 kg per cm²
Sp. G. 2.62 W. A. 0.011 1/2.
Représentant à Zurich: M. W. Martin, Seefeld 22.
Bäle: M. M. Bachofen und Spiess.
St. Gallen: M. Arnold Mooser, Civilingenieur.
Lucerne: Urs Vogt, Baumaterialienhandlung.
Specialité de dalles de Pollegio, Marbres de Collombey et d'Arrol.
Adresse unique Jules Capré, Aigle Vaud. (M 6743 Z)

Die erste schweiz. Mosaikplattenfabrik
VON **Huldreich Graf** in Winterthur
empfiehlt ihr Fabrikat als (M 6669 Z)
Mosaikplatten
für Bodenbeläge und Wandbekleidungen von den ein-
fachsten bis zu den reichsten Dessins, glatt und geriffelt. Zeich-
nungen, Preiscurants sowie Musterplatten zu Diensten.

Das beste existirende Oel



Cylinder-Maschinen- und Spindel-Oel
von Leonard & Ellis in New-York

für
Dampfmaschinen jeder Pferdekraft, **Bergbahn-Locomotiven**,
Strassen-Eisenbahnen,
Gas- & Wassermotoren, **Locomotiven**, **Transmissionen**,
Buchdruckermaschinen, **Eismaschinen**, **Webstühle**
überhaupt Maschinen jeder Art, **Seifactor- und Rabeth-Spindeln**
etc. wird allein importirt und geliefert durch (M 6466 Z)

LOUIS RITZ in Basel.

Vor Fälschungen wird gewarnt.

C. Schlickeysen,

Berlin S. O., Wassergasse 16
Älteste und grösste Spezialfabrik für Maschinen zur
Ziegel-, Torf-, Thonwaren- und Mörtelfabrikation



(M 4 500/12 B)

empfeht ihre
Pressen für Ziegel aller Art, Dach- u. Falzziegel, Flurplatten, Pfasterziegel, Chamotteziegel, Thonröhren, Erzpulver, Holzkohlenbriquettes.
Thonschneider für Cement, Chamotte, Steingut, Porzellan, Eisengiesereien, chemische Fabriken, Töpfereien, Betonbereitung.

Steinbruch-Gesellschaft Ostermündigen
bei Bern. (M 5013 Z)

Blauer und gelber Sandstein. Lieferung als Rohmaterial
auf's Mass in jeder Grösse oder behauen nach Plänen und Zeichnungen.

Parquet- & Holzwaaren-Fabrik Oberreitnau bei Lindau i/B.
Helfer Parqueten, Zimmerverfärbungen vollständige Pavillons, Leichen-Umsäulen
etc. Solide Ausführung, billigste Preise. Preislisten franco gegen franco. (M 4866 M)

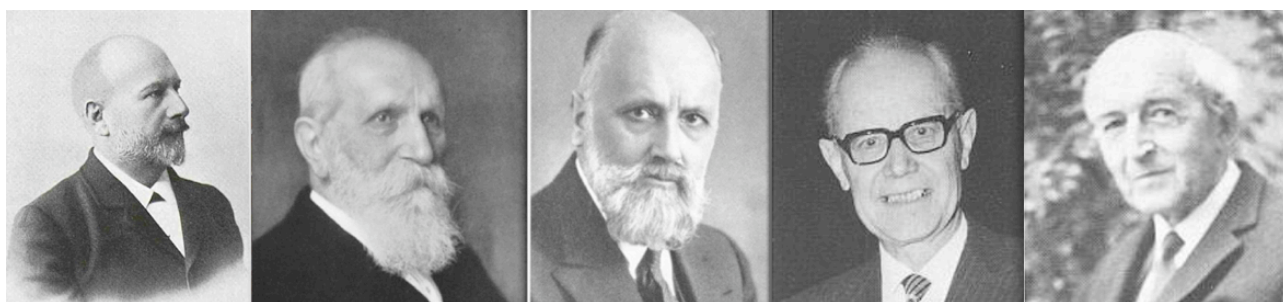
5_Schweizerische Bauzeitung, Band IX, Nr. 1, 1887, Titelbild

und wollte danach weitersehen, wie es allenfalls um eine
,Schweizerische Bauzeitung' stehen könnte.

Im August 1879 wurde dann der Vorschlag August Waldners angenommen⁴¹, wonach jene Variante, die Zeitschrift durch einen Privaten führen zu lassen, gewählt war. Ab 1880 gehörte das Organ damit Waldner, dem ersten Herausgeber der *Schweizerischen Bauzeitung* – unter welchem Namen das Organ ab 1883 erscheinen sollte. Nach Waldners Tod 1906 gingen Verlag und Zeitschrift an August Jegher über, Waldners Freund und bereits seit mehreren Jahren Mitarbeiter auf der Redaktion.

1883 also erschien die erste *Schweizerische Bauzeitung* [5] – inskünftig benannt als Kürzel *SBZ*, wie das Organ in der Umgangssprache über Jahre genannt werden sollte –, als Fortsetzung von *Die Eisenbahn* unter neuem Titel. Der Namenswechsel war aus rechtlichen Gründen notwendig geworden, war es doch die Firma Orell Füssli & Co. gewesen, die seinerzeit *Die Eisenbahn* lanciert hatte. Zudem verwies *Schweizerische Bauzeitung* auf den inzwischen ausgeweiteten Leserkreis der Zeitschrift.

Der Name wurde übrigens bis 1978 beibehalten. Ab 1979 änderte die seit 1966 neue Besitzerin, die Verlags-AG der akademischen technischen Vereine, den Zeitschriftentitel auf den etwas schwerfällig lautenden Namen *Schweizer Ingenieur und Architekt*. Dies mitunter aus Rücksicht auf den wichtigsten Trägerverein SIA, in dem sich auch Berufssparten ausserhalb der engeren Baubranche versammeln. *Schweizer Ingenieur und*



6_Verleger und Besitzer der *Schweizerischen Bauzeitung*: August Waldner (1844–1906), August Jegher (1843–1924), Carl Jegher (1874–1945), Werner Jegher (1900–83) und Adolf Ostertag (1895–1979) [Portraits aus den Nachrufen]

Architekt wurde bis ins Jahr 2000 beibehalten, seit Herbst 2001 heisst das Organ *tec21* respektive *TEC21*.

Doch zurück zum Jahr 1883: August Waldner (1844–1906)⁴² zeichnete als erster Herausgeber. Wiederholt hatte er seinen Studienfreund August Jegher (1843–1924)⁴³ in die Redaktionsarbeit einbezogen. Als Waldner

1898 erkrankte, übergab er dem Freund und Kollegen die Chefredaktion. Nach Waldners Tod 1906 ging das Organ an Jegher über, wie es ersterer testamentarisch festgehalten hatte. August Jeghers Sohn, der Kulturingenieur Carl (1874-1945)⁴⁴, trat 1907 in die Redaktion der *Schweizerischen Bauzeitung* ein, der er bis kurz vor seinem Tod angehörte, und schliesslich stiess 1931 wiederum dessen Sohn hinzu, der Bauingenieur Werner Jegher (1900-83)⁴⁵. Dieser sollte erst 1972 aus der Redaktion ausscheiden - und war damit knappe sieben Jahre als Redaktor der *SBZ* tätig, als das Organ bereits im Besitze des SIA war.⁴⁶ Kurz vor Carls Tod 1945 hatte Sohn Werner Unterstützung durch den Maschineningenieur Adolf Ostertag (1895-1979)⁴⁷ erhalten, der ab 1948 bis zur Übergabe an die Verlags-AG Mitbesitzer und Mitverleger war. [6]

Es war damit die - ursprünglich aus dem abgelegenen Avers (GR) stammende - Familie Jegher, die die *Schweizerische Bauzeitung* nunmehr über drei Generationen führen sollte. Auf August folgten, wie erwähnt, Sohn Carl und Enkelsohn Werner, letzterer mit dem Mitherausgeber Ostertag. Sowohl Werner Jegher wie Ostertag blieben kinderlos; infolge einer fehlenden Nachfolge ging die Zeitschrift Anfang des Jahres 1966 folglich an den SIA über. Damit wurde gut 80 Jahre später das erstere der oben skizzierten Modelle umgesetzt - mit den Vereinen als Eigentümerin der Zeitschrift, das bis heute Bestand hat.

Rückblickend lässt sich sagen, dass mit dem Ende des Privatbesitzes des Organs gleichzeitig dessen klare Haltung gegenüber wichtigen Entwicklungen im Architektur- und Baugeschehen an Profil einbüsste. Die Jeghers, ebenso Ostertag, werden in ihren Nachrufen als seriös, ehrlich, arbeitsam, engagiert, manchmal etwas stur oder gar moralisierend beschrieben. Gleichzeitig lässt sich bei der Durchsicht der ‚Jegherschen Jahrgänge‘ erkennen, dass sie als Redaktoren von dem Umstand, gleichzeitig Besitzer der Zeitschrift zu sein, insofern Gebrauch machten, als sie zu gewissen Fragen pointiert Stellung bezogen und ihren Überzeugungen wohl mehrheitlich treu blieben und diese auch öffentlich vertraten.

Im Grundsatz steht bei allen Herausgebern der *SBZ* stets der Mensch im Mittelpunkt technischer Bemühungen - und nicht umgekehrt. Dieses Prinzip galt ebenso für Mitarbeiter; etwa als Peter Meyer infolge

seines ‚Werkbund-Streits‘ mit BSA und SWB aus der *Werk*-Redaktion ausschied und umgehend wieder in der *SBZ* publizierte. Stellvertretend für diese Haltung sei aus dem Nachruf Carl Jeghers zitiert:

«Die Technik war für ihn und für die *Bauzeitung* nicht Selbstzweck. Er betrachtete sie als Dienerin der Menschheit im allgemeinen und seines Landes im besonderen. [...] Bei allem stand für ihn der Mensch im Vordergrund. Bei aller Freude über technische Fortschritte und aller Achtung davor, liess er sich nie, auf keinem Gebiet, vom Fortschrittstaumel hinreissen und blieb sich immer bewusst, dass technischer Fortschritt und besonders seine Anwendung nur dann wirklich Vorwärtsschreiten bedeuten, wenn dadurch nicht das Kulturbild der Menschheit Schaden leidet.»⁴⁸

Eines der wesentlichen Merkmale der *SBZ* in der untersuchten Zeitspanne ist wohl letztlich, dass sich der Ingenieur im Zuge der Industrialisierung als ein zentrales Symbol des bürgerlichen Mannes etablieren konnte. Der Ingenieur und nicht der Architekt deshalb, da ersterer die neuen Geräte, Maschinen und Techniken, die das moderne Leben zu wesentlichen Teilen ermöglicht hatten, wissenschaftlich begleitete und im Alltag wirtschaftlichen Produzierens umsetzte und implementierte. Während aber der Architekt, ursprünglich als (Bau-) Künstler, seinen Platz in der Gesellschaft bereits innehatte, musste der Ingenieur – als akademischer Techniker – in den jungen Jahren der *Eisenbahn* seinen gesellschaftlichen Status erst erkämpfen.

4.2. (Das) *Werk*, 1914–65

Das Werk, von Anbeginn an ein Organ von Gestaltern, also von Architekten und weiteren Künstlern und Künstlerinnen aus dem Werkbund, widmet sich entsprechend stärker formal-künstlerischen Fragen, zu Beginn insbesondere aus dem Bereich des Kunsthandwerks. Zudem ist die Präsenz von Frauen hier stets spürbar, als Künstlerinnen wie als Autorinnen.

Und waren die in der *SBZ* schreibenden Ingenieure, wie wir gesehen haben, zu *Beginn* des 20. Jahrhunderts mehrheitlich ungetrübte Verfechter des technischen Fortschritts, galt es im *Werk* im frühen 20. Jahrhundert erst einmal, die Auswirkungen der technischen Neuerungen auf das Bauen und Gestalten sowie die daraus resultierenden Formen gegenüber dem Überlieferten auszuloten.

Insbesondere in den Gründungsjahren der Zeitschrift *Werk* – und damit im Zuge und nach der Tagung des Deutschen Werkbunds in Köln 1914 –



7_Das Werk, Februar 1930, Titelbild

hatten die Skeptiker einer forciert industriellen Produktion die Oberhand. Diese setzten sich vielmehr für die Freiheit künstlerischen

Schaffens ein; sie galten als Verfechter moderater Reformbewegungen. Namhafte Autoren dieser frühen Phase sind Ferdinand Hodler, Henry van de Velde – Gegenspieler Hermann Muthesius an der Werkbund-Tagung, wie später gezeigt werden wird – oder der Redaktor Hermann Röthlisberger, auch mit literarischen Beiträgen etwa Hermann Hesses.

1914 also folgte *Das Werk – Schweizerische Zeitschrift für Baukunst / Gewerbe / Malerei und Plastik*, wie die Zeitschrift zu Beginn hiess – später im Untertitel auch *Architektur / Freie Kunst / Angewandte Kunst* [7] – als offizielles Organ des Bundes Schweizer Architekten (B.S.A.) und des Schweizerischen Werkbundes (S.W.B.) – zuweilen auch nur *werk/oeuvre* genannt. In der Einleitung der ersten Nummer heisst es:

«Durch den Zusammenschluss der führenden Kreise auf allen Gebieten künstlerischer Bestrebungen ist das Programm der neuen Zeitschrift schon angedeutet und umschrieben. [...] Diese modernen Kunstanschauungen, die in England zuerst ihre Verfechter fanden und heute in Deutschland sich schon einzuleben beginnen, sollen auch in der Schweiz ihre selbständige Formulierung suchen.»⁴⁹

Bei Gründung war das Programm, im Vergleich zur *SBZ*, stärker auf die (freie) Kunst denn auf Technik ausgerichtet. Inhaltlich reicht es vom Kunsthandwerk über die Malerei, die Bildhauerei, Architektur, Gartenarchitektur bis hin zur Grafik; ebenso finden sich hier Werke der Textilkunst wie beispielsweise Spitzenarbeiten. Insgesamt galt, nach der Zeit des Historismus auch hierzulande den ‚modernen Kunstanschauungen‘ ein Sprachrohr zu verschaffen.

Kein Geringerer als Ferdinand Hodler schrieb in der ersten Ausgabe den Aufsatz «Die Einheit im Kunstwerk», worin er mit den Worten beginnt:

«Parallelismus nenne ich jede Art von Wiederholung. – So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer der Eindruck von Einheit.»⁵⁰

Hodler spricht vom Parallelismus der Empfindung, die er in gestaltende Kunst zu übersetzen suche. Natur, Empfindung, Einheit sind damit zentrale Stichworte, die den Start des *Werk* charakterisieren.

Demgegenüber fühlte sich die *SBZ* – infolge der Präsenz der Ingenieure – stärker den technischen Innovationen verpflichtet: Jene aber suchten weniger die *Einheit* menschlichen Tuns mit der Natur als deren *Überwindung*. Damit stand das *Werk* in seiner Frühphase in einer kulturalistischen Tradition, während die *SBZ* einer technizistischen Linie zuzurechnen ist.

Gleichzeitig muss erneut gesagt sein, dass sich die Positionen der Organe im Laufe der Jahrzehnte verschieben. Während nach 1945 in der *SBZ* ausgesprochen technikkritische Stimmen auszumachen sind und Peter Meyer die Verankerung modernen Schaffens auch in der (Kultur-) Geschichte betont, setzt nunmehr Streiff auf eine Sachlichkeit, die sinngemäss ‚nur‘ aus den Objekten selbst, ihrer Funktion, Konstruktion oder Logik, erwächst, womit er eine technizistische Haltung vertritt. *Werk*-Redaktoren wie Alfred Roth (Redaktor 1943-56)⁵¹ und insbesondere Benedikt Huber (Redaktor 1955-61) zeigten sich in den 1950er-Jahren jedoch erneut als ‚moderate Moderne‘, zuweilen als deren Kritiker. Auf formaler Ebene publizierten sie Bauten, die sich einer kulturalistisch ‚humanistischen‘ - und weniger einer forciert technizistischen - Tradition zuordnen lassen; sie schwenkten folglich das Pendel erneut in Richtung Hodlers oder van de Veldes. Die als unbeirrbar zu bezeichnenden Verfechter modernen Bauens im Sinne des *International Style* - und damit Wortführer von Rationalisierung, Standardisierung und Normierung - sind nach 1950 bei der erst 1947 gegründeten Zeitschrift *Bauen + Wohnen* auszumachen.

Denn Moderne-Vertreter oder aber Moderne-Skeptiker bedeuten bezüglich der hier zentralen Fragen nach dem ‚normativen Nutzer‘ primär, inwieweit eine Rationalisierung und damit Standardisierung des Bauens propagiert - oder hinterfragt wurde. Rationalisierung und Standardisierung heissen für die ein Gebäude nutzenden Menschen, dass es zu einer Normierung der Funktionen und damit ihrer Bedürfnisse gekommen war. Es ging dabei immer auch um ökonomische Aspekte oder um die Frage, inwieweit sich das Bauen wirtschaftlichen Bedingungen anzupassen - oder gar unterzuordnen hat?

4.3. *Bauen + Wohnen*, 1947-65

Bauen + Wohnen, gegründet 1947 nach dem Zweiten Weltkrieg und somit an der Schwelle der anbrechenden Jahre des wirtschaftlichen Aufschwungs im Zuge des Wiederaufbaus grosser Teile Europas - war im Grundsatz kompromisslos auf Effizienz im Bauen ausgerichtet. Im Gegensatz zum *Werk* standen nicht gestalterische Aspekte im Vordergrund der Projektpräsentationen, sondern materialtechnisch-konstruktive -

aufgerüstet mit den entsprechenden, beigehefteten Detailblättern sowie mit Angaben zu finanziellen und personellen Kenndaten der Bauten. Die Zeitschrift folgte formal dem aus dem Neuen Bauen hervorgegangenen *International Style*⁵², der für den gesamten Globus möglichst gleichbleibend ‚neutral‘ gestaltete, konstruktiv einfache und zugleich kostengünstige Lösungen zu finden bestrebt war.

Diese Internationalität in Intension und Ausrichtung der Publikation widerspiegelt sich in den dokumentierten Bauten, die zu über fünfzig Prozent aus dem Ausland stammen. *Bauen + Wohnen* nähert sich damit inhaltlich insofern der *SBZ* an, als die Zeitschrift eine Haltung einnimmt, die Fragen nach dem (effizienten) Umgang mit Technik in den Vordergrund stellt. Im Gegensatz zur *SBZ* der Mitte des 20.

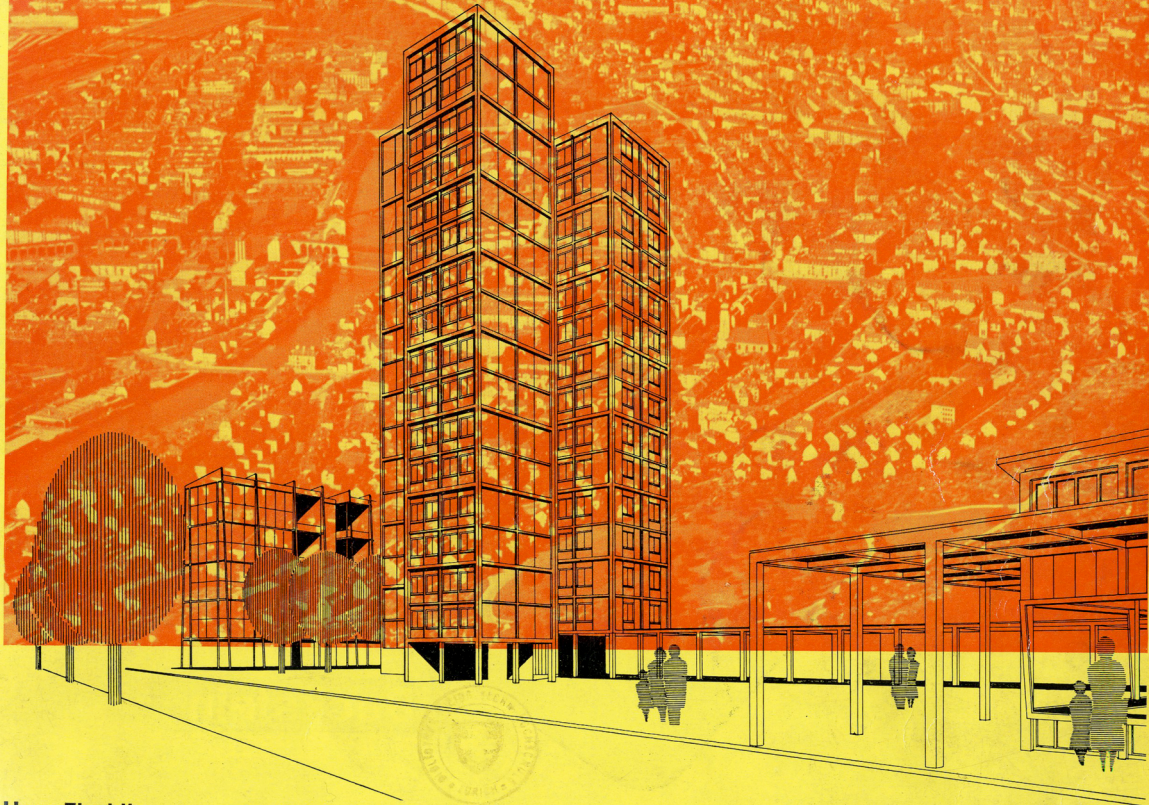
Jahrhunderts jedoch charakterisiert sich *Bauen + Wohnen* durch eine gegenüber Standardisierung, Normierung und Internationalisierung ungetrübt affirmative Haltung.

Insbesondere nach 1950 zeigt sich, dass *Bauen + Wohnen* – hier im Gegensatz vor allem zum *Werk* – mit Nachdruck eine technizistische Architektur propagiert. Dieser Fokus lässt sich auf der anschaulichen, visuellen Ebene insofern skizzieren, als grossmehrheitlich Bauten zur Darstellung kommen, die sich durch Orthogonalität, namentlich durch grossflächig gerasterte Vorhangfassaden in gegossenen Materialien wie Stahl, Eisenbeton und Glas beschreiben lassen.

Damit wird gleichzeitig aber deutlich, dass die sich in repetitiven Rasterfassaden ausdrückende Normierung zu einer Vereinheitlichung auch des visuellen Ausdrucks führt, und somit letztlich – dieser kleine, in die Zukunft blickende Verweis sei nebenbei erlaubt – zu einer Normierung und damit optischen Verflachung sowohl vieler Ortsbilder von Nachkriegssiedlungen als auch der Geschäftsbauten in den so genannten *Business-Districts*.

Anders ausgedrückt, nach dem Zweiten Weltkrieg nehmen auf der einen Seite die Bauproduktion und damit die Bebauung des Landes – in der Fläche – zu, während auf der anderen Seite gleichzeitig die formale Vielfalt abnimmt. In der Folge wird symptomatischerweise Beton als Baumaterial zusehends in Verruf geraten; exemplarisch sei Rolf Kellers Publikation *Bauen als Umweltzerstörung* (1973) angeführt.

7 Bauen+Wohnen



Hans Fischli, Architekt BSA, Zürich:

Wohnungsbau und Siedlungsform

Die neue Siedlung

Das Mehrfamilienhaus

Das Wohnungseigentum

Das Turmhaus mit Atelier-
und Kleinwohnungen

Das Einfamilienhaus

Bauten für Alter und Jugend in der
neuen Siedlung

L'habitation et la communauté nouvelles

La colonie d'habitation nouvelle

L'immeuble

Le locataire propriétaire

La maison-tour
aux ateliers et studios

La maison particulière

L'âge et la jeunesse
dans la nouvelle communauté

Home building and communal planning

The new settlement

The apartment-house

Flats as the lodger's property

The high-house
with small apartments and studios

The single house

Youth and old age
in the new settlement

Schnellbach und Schleicher, Stuttgart:
«Wie wohnen?»
Ausstellung
im Stuttgarter Landesgewerbemuseum

O. A. Rüegg, dipl. Ing., Zürich:
Die künstliche Beleuchtung in industriellen
und gewerblichen Arbeitsräumen und Ar-
beitsplätzen

8_Bauen + Wohnen, 7/1950, Titelbild

Bauen + Wohnen war eine international verlegte Zeitschrift; in der Schweiz erschien ihre erste Ausgabe im Jahre 1947. Anders als bei der *SBZ*, als Sprachrohr von SIA und GEP, und dem *Werk* – dem Verbandsorgan des BSA und SWB – war der Herausgeber und Verleger dieser Zeitschrift

in den ersten rund fünf Jahren allein der Private Adolf Pfau. Ab 1952 zeichnete die Bauen + Wohnen GmbH in Zürich verantwortlich.

Im Vorwort zur ersten Ausgabe heisst es, das Hauptgewicht der Zeitschrift werde auf der Präsentation ausgeführter Projekte liegen, daneben würden die Heftmacher der Arbeitsstätte der Hausfrau besondere Aufmerksamkeit schenken - und generell den Nebenräumen mit praktischer Einrichtung. Die Heftthemen folgten primär Nutzergruppen wie Einfamilienhäusern, Wohlfahrtsbauten oder Schulen, Heft 7/1950 etwa ist dem «Wohnungsbau und [der] Siedlungsform» [8] gewidmet, oder ein Beitrag aus dem Jahr 1958 ist beispielsweise mit «Verkaufen, gestern - heute, morgen»⁵³ überschrieben.

Für die neue Publikation charakteristisch ist weiter, dass die herangezogenen Beispiele, wie erwähnt, mehrheitlich aus dem Ausland stammen: den USA, aus England, Australien, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, aber auch nordafrikanischen oder asiatischen Ländern. Die Zeitschrift ist gewissermassen als ‚Katalog‘ konzipiert und wird mehr von ausführlichen Darstellungen des jeweils jungen internationalen Baugeschehens bestimmt denn von thematischen Beiträgen. In der *Bauen + Wohnen*-Chronik am Heftende jedoch sind wiederholt längere Aufsätze von zuweilen bekannten Persönlichkeiten zu finden.

Die Ausgaben von *Bauen + Wohnen* erschienen zuerst vierteljährlich - die Nummer 2 datiert ins Jahr 1948 -, dann zweimonatlich und schliesslich monatlich. Die Bautätigkeit und damit das gezeigte Material erfuhren in den Jahren um 1960 eine markante Beschleunigung, was zur Folge hatte, dass die Hefte im Umfang anwuchsen.⁵⁴ Zudem waren die Heftmacher offensichtlich von den neuen Möglichkeiten der Bildreproduktionen fasziniert, arbeiteten sie doch in experimenteller Art und Weise bei der Darstellung von Plänen, teilweise gar mit unterlegten Bildern.

Einige Namen von *Bauen + Wohnen*-Redaktoren sind Alfred Altherr, Werner Frey, Jacques Schader, Richard Paul Lohse, Ernst Zietzschmann und Franz Füg. Bereits in der Nummer 4 wechselte die Verantwortung im Bereich Architektur von Altherr zu Schader, da ersterer eine Stelle in Deutschland angenommen hatte. Obwohl der Herausgeber Pfau eingangs von

Nummer 4 ankündigte, bezüglich Inhalt und Konzept werde sich nichts ändern,⁵⁵ kam es zu einem markanten Bruch in der inhaltlichen Ausrichtung der Zeitschrift.

Die Zeitschrift sollte inskünftig einen kompromisslos technizistischen Kurs einschlagen. Auch verschwand etwa Silvia Kugler aus dem Kreis der Mitarbeitenden, die in den ersten Ausgaben wiederholt als Autorin aufgetreten war. Erst nach der hier wirksamen Untersuchungsperiode bis 1965 kam es zur Fusion von *Werk* und *Bauen + Wohnen* zu *Werk, Bauen + Wohnen*, zu jener Form, in der die Zeitschrift das Schweizer Architekturschaffen noch heute begleitet.

4.4. Heimatschutz, 1906–65

Der *Heimatschutz* schliesslich tritt generell relativ zurückhaltend gegenüber der modernen Architektur auf – sei diese das Neue Bauen insbesondere der Zwischenkriegszeit betreffend oder später den *International Style* der Nachkriegszeit. Nicht, dass der Heimatschutz modernes Bauen grundsätzlich abgelehnt hätte – wie etwa das Beispiel der befürworteten, später noch dargestellten Corvatschbahn im Oberengadin veranschaulichen soll –, dennoch mahnte er zur Vorsicht hinsichtlich der technischen Neuerungen der Zeit.

So begrüsst er in jedem Fall – und bekundete dies offen –, dass nicht alle beantragten Bahnen auf Schweizer Territorium Konzessionen für deren Bau und Betrieb erhielten, sondern betonte jeweilen vielmehr die Schönheit der ‚unberührten‘ Natur und Landschaft. Gleichzeitig deklarierte er eben jene Natur- und Landschaftsräume selbst als ‚Erlebnisse‘ – dies gleichermassen, wie es die Befürworter der Bergbahnen bezüglich der technischen Errungenschaften tun sollten. Das ‚harmonische Eingebundensein‘ in einem Landschaftsraum als Erlebnis, wie es der *Heimatschutz* vertrat, stand dem der Überwindung der Natur gegenüber, wie es vor dem Ersten Weltkrieg primär in der *SBZ* und nach dem Zweiten Weltkrieg in *Bauen + Wohnen* proklamiert wurde.

Sieht man sich aber beispielsweise die Stellungnahme des *Heimatschutzes* zur Frage der Stauung von Seen in Alpentälern an, wird klar, dass die *Heimatschutz*-Verantwortlichen die Auswirkungen von

Architektur und Technik insgesamt breiter betrachteten und analysierten als im Grundsatz die Fachorgane. Für sie bedeuteten jene Eingriffe in vorgefundene Landschaftsräume nicht nur Strom produzierende Technik, sondern ebenso einschneidende Veränderungen insbesondere für die (zuvor) dort lebenden Menschen.

In der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz sind und waren stets Leute aus den unterschiedlichsten Berufsgattungen und aus mehreren sozialen Schichten repräsentiert, entsprechend widerspiegelt sich in den durch das Organ behandelten Themen und Meinungen die gesamte Gesellschaft sinngemäss besser wider als in den Fachzeitschriften der planenden Ingenieure, Architekten und der aktiven Kunstgewerbler.

Die Zeitschrift der Schweizer Vereinigung für Heimatschutz - *Heimatschutz* [9]- wird hier als vergleichende Folie und *nicht* im Sinne eines eigentlichen Heimatschutz-Diskurses beigezogen. Die erste Ausgabe, Heft 1, datiert auf den 15. Mai 1906.⁵⁶ Das Organ erscheint anfänglich in einem Berner Verlag, später in Olten. Die Redaktion bestellten zuerst Dr. H. C. Baer und Prof. Dr. Paul Ganz. Bald zeichnete Baer alleine verantwortlich.

Dieser hatte bereits einige Jahre zuvor bei der *SBZ* mitgearbeitet - und daselbst hauptsächlich den Bereich Baukunst betreut -, sich jedoch, so muss man mutmassen, wegen seiner technikkritischen Haltung mit dem Verleger August Jegher zerstritten. Ende 1910 verliess Baer die *Heimatschutz*-Redaktion ebenso wie schliesslich die Schweiz in Richtung Stuttgart, wo er die *Modernen Bauformen* herausgeben sollte. Er war offensichtlich auch beim *Heimatschutz* gewissen Leuten (zu) wenig fortschrittsfreundlich gewesen und hat - neben Wohlwollen - gehässige Angriffe erfahren.

Sein Nachfolger wurde Dr. Jules Coulin, 1929 folgte Albert Baur, später Ariste Rollier, der kurz nach Übernahme der Redaktion verstarb, so dass das Organ erneut durch Baur bestellt werden sollte. Später engagiert die Vereinigung für Heimatschutz den Geschäftsführer Ernst Laur, der auch die Redaktion des Organs übernahm.⁵⁷ Als Autoren fungierten verschiedenste Leute, in einzelnen Beiträgen etwa die späteren *Werk*- und *SBZ*-Redaktoren Hermann Röthlisberger⁵⁸ sowie Peter

HEIMATSCHUTZ

Jahrg. XXIV. — Jan. 1929. No. 1 — XXIV^e année

13.FEB.1929

8.5549



Tessiner Skizzen

7929, 233.

GEDRUCKT UND VERLEGT BEI FROBENIUS AG BASEL

Meyer, die sich beide mit zunehmendem Alter verstärkt als Moderne-Kritiker ‚gebärdeten‘.

In der Zwischenkriegszeit sanken die Mitgliederzahlen, die Schweizer Vereinigung für Heimatschutz kämpfte ums Überleben. 1944 stieg ihre Mitgliederzahl erstmals wieder an, nämlich von 5487 im Jahr zuvor auf 5844. 1946 führte man den so genannten Talerverkauf ein, eine Geldsammlung zugunsten eines konkreten Bau- oder Landschaftsprojekts, beispielsweise für den Ankauf der Brissago-Inseln im Langensee und ihre Einrichtung als botanischer Garten der Südschweiz.⁵⁹

Aus Sicht des frühen 21. Jahrhunderts ist es rückblickend bemerkenswert, dass der Heimatschutz schon vor Jahrzehnten Landschaftsräume zum ‚Erlebnis‘ erklärte, wie 1956 etwa das Breitlauenen-Gebiet im Berner Oberland⁶⁰; ein Phänomen, das die Tourismusbranche erst um das Jahr 2000 auf breiterer Ebene einzusetzen beginnt.

Eine Besonderheit der Vereinigung in ihren frühen Jahren war zudem, dass sie eine englische Sektion in London unterhielt. Schliesslich waren es Briten gewesen, die die Schönheit der Schweiz ‚entdeckt‘ und zu ihrem Reiseziel gemacht hatten. Diese Schönheit wollten sich die Engländer (auf ihren Reisen) erhalten – Fabriken kannten sie aus England genug.

Ebenso kann festgehalten werden, dass die *Heimatschutz*-Verantwortlichen seit Anbeginn bewusst und gezielt visuell arbeiteten und argumentierten – nämlich mit der Gegenüberstellung von Bildern: Gute Beispiele wurden schlechten eins zu eins gegenübergestellt. Nicht allein über Verstand und Intellekt sollten die Mitglieder für den Schutz hervorragender Landschafts- und Ortsbilder sensibilisiert werden, sondern ebenso emotional – über Gefühle und über das Erleben.

Abschliessend sei erwähnt, dass neben dem Schutz von kulturellen Werken wie natürlich ‚schönen‘ Orten die Mundart, das Schwyzertütsch, ebenso wie die Trachtenkulturen der verschiedenen Landesregionen der Schweiz gepflegt werden sollten. Der Heimatschutz als Vereinigung trat sinngemäss früh gegen eine allzu vereinheitlichende Internationalisierung oder Globalisierung an – und setzte sich

entsprechend für eine Stärkung des zur Hegemonie differierten Regionalen ein.

II REKONSTRUKTION DES ‚NORMATIVEN NUTZERS‘



1. FRAGMENTIEREN – VERLUST VON GANZHEIT

1.1. Darstellende Interpretation:

Diskursanalyse zu *fragmentieren*

1.1.1. Spezialisierte Techniker

Die Eisenbahn

Neben sachlich-technischen Abhandlungen finden sich in der *Eisenbahn* wiederholt Kommentare zur gesellschaftlichen Reputation des Ingenieurs, also des noch jungen ‚akademischen Technikers‘. Es wird hier bewusst in der männlichen Form gesprochen, da zu jener Zeit Frauen zum Studium erst gar nicht zugelassen waren. Zudem stand im ausgehenden 19. Jahrhundert primär der Ingenieur und weniger der Architekt im Fokus des Organs. Dennoch hatte sich die Wochenzeitschrift rasch gezwungen gesehen, das Programm über das eigentliche Eisenbahnwesen hinaus auszuweiten – hinzu kamen:

«Besprechungen des Baues und der Einrichtungen der privaten und öffentlichen Gebäude, der Wohnungen, Hotels und Schulhäuser, wobei der technisch materielle Theil die ökonomisch zweckmässigen Einrichtungen in practischer und sanitärischer Beziehung mehr als der künstlerisch monumentale zu berücksichtigen ist: indem die noch etwas beschränkten Mittel keine allzu kostbaren artistischen Beilagen gestatten.»⁶¹

Bezüglich des Kerngeschäfts Eisenbahnen heisst es im Gründungsjahr 1874 unter «Fortschritte der Ingenieurkunst»⁶² jedoch, dass das Publikum wohl keine hohe Meinung von den Leistungen der polytechnischen Schulen haben könne, wenn dieses erstaunt sei, dass die beiden Angriffsstollen eines Tunnels von nur 543 Metern in *gleicher* Höhe und *gleicher* Richtung zusammentreffen würden. Was für den Ingenieur Auftrag und Selbstverständlichkeit war, versetzte das Publikum in skeptisches bis ungläubiges Staunen.

Aufschlussreich über die Selbstreflexion oder Befindlichkeit der ‚Techniker‘, Abgänger von Technischen Hochschulen und damit von Architekten wie Ingenieuren, sind die wiederholt auftretenden Berichte – zuweilen Gedichte – anlässlich der Versammlungen schweizerischer

Ingenieure und Architekten, etwa jene vom 2. Oktober 1876 in Luzern.
So reimte ein gewisser Paul Reber:

«Wir Architecten und Ingenieure
Sind wahrlich ein geplagt Geschlecht,
Wir sollen es Allen machen recht,
Sorgen bei Winterszeit, man höre,
Dass weder Bauherr noch Baufrau fröre,
Und schiesst die Sonne zur Erde Blitze
Von dreissig Graden, dass Niemand schwitzel!
In der Küche, so will's der alte Brauch,
Soll man nichts spüren von Qualm und Rauch,
Und wenn die Köchin versäumt die Klappe
Zu lüften, so kriegen wir's auf die Kappe. [...]»⁶³

Im Jahre 1877 erscheint die erste explizite Darstellung zur Stellung des Technikers «im staatlichen und socialen Leben», allerdings aus deutscher Sicht, wobei angemerkt wird, dass die Schweiz von jenen Ausführungen wohl nicht markant abweiche – dies im Gegensatz zu Frankreich oder England, wo dem Techniker längst mehr Respekt entgegengebracht werde.⁶⁴ Für Deutschland nennt der Schriftsteller M. M. Freiherr von Weber, und damit kein ‚Eigener‘, «die Berufsclasse der Techniker Emporkömmlinge im Völkerleben», die teilweise als «nothwendiges Uebel» wahrgenommen werde, der man den möglichst grossen Nutzen abzugewinnen suche, ohne sie zur Geltung kommen zu lassen. Um diesem Umstand zu begegnen, so von Weber, müssten die Techniker den Einfluss der guten Gesellschaft anerkennen und sich in diese integrieren, denn erst dann könne

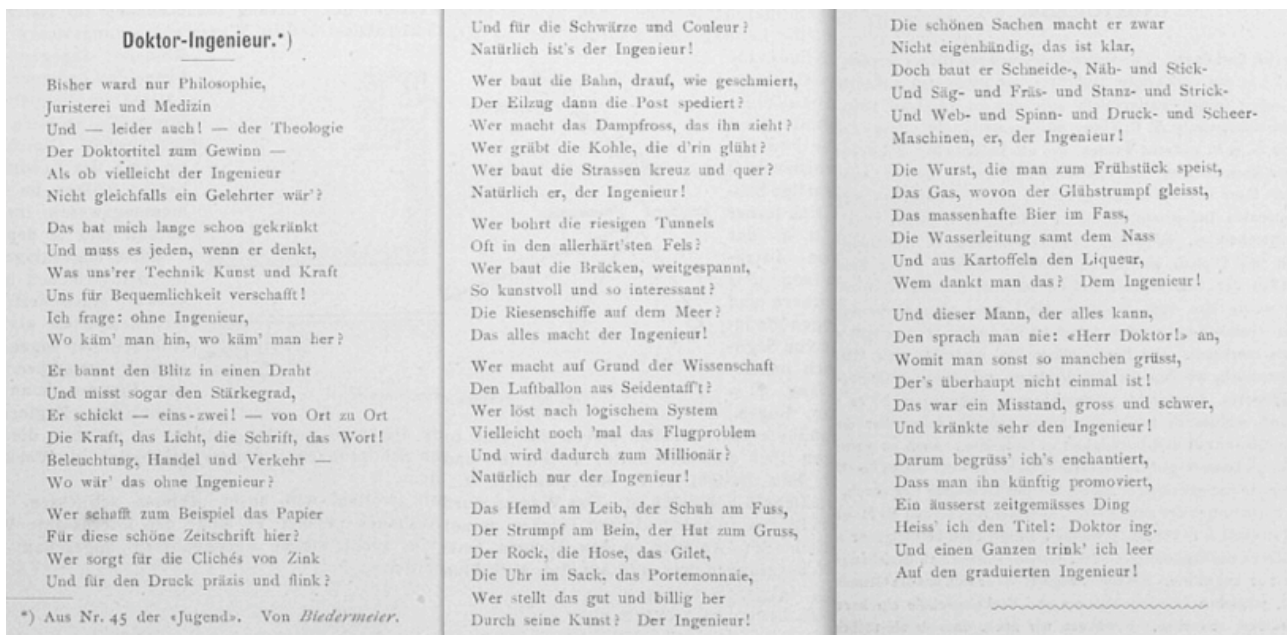
«die Stellung des Technikers im staatlichen und socialen Leben als geordnet und er als der Genosse den älteren Berufsclassen ebenbürtig angesehen werden, wenn die so genannte ‚gute Gesellschaft‘ ihn völlig als den Ihren»⁶⁵ betrachte. Wichtig – und darauf läuft die Argumentation hinaus – sei dies, um Technikern den Einzug in Regierungen und Behörden zu ermöglichen, insbesondere in leitende Stellungen – womit sie mehr gestaltende Macht und damit Verantwortung für die gesellschaftlichen Ziele technischer Entwicklungen erhielten.

SBZ

Wie schon in der *Eisenbahn* stellen gesellschaftliche Position sowie Selbstverständnis des Ingenieurs auch in der *SBZ* eine stets wiederkehrende Frage dar. Bereits im Jahre 1887 findet sich ein Aufsatz «Zur Stellung der Techniker in der Mittelschulfrage». Der Autor wundert sich,

«warum wir in den meisten grossen Unternehmungen, welche ohne uns gar nicht bestehen können, in der Regel nicht die Leiter, sondern nur die Handlanger sind?»⁶⁶

Als Antwort nennt er mitunter, weil die Mehrzahl der seinen, der Ingenieure, in der Mittelschule zu Bürgern, untergeordneter Classe¹ erzogen und gebildet werde. Aufschlussreich ist diesbezüglich auch ein Gedicht – der «Doktor-Ingenieur»⁶⁷ [10] –, das in Band XXV von 1900 zwischen den Mitteilungen abgedruckt ist:



10_«Bisher ward nur Philosophie, Juristerei und Medizin. Und – leider auch, – der Theologie. Der Dokortitel zum Gewinn – Als ob vielleicht der Ingenieur. Nicht gleichfalls ein Gelehrter wär'? [...]» (aus: *SBZ*, 1900, Bd. XXV, Nr. 16, S. 174)

Wenige Jahre später findet sich ein Aufsatz zu «Der Ingenieur als Persönlichkeit»⁶⁸, worin der Autor O. Kammerer moniert, Ingenieure würden im deutschsprachigen Raum oft als Bürokraten und Befehlsempfänger wahrgenommen, auch ihr Name werde meist unterschlagen, während sie in Grossbritannien und Frankreich respektiert und öffentlich namentlich genannt würden. Die Bedeutung der Persönlichkeit eines Ingenieurs blieb ein wiederkehrendes Thema,

so etwa 1924 in einem abgedruckten Vortrag des Technikhistorikers Conrad Matschoss, der den Mensch als Persönlichkeit jenem als Glied in der Masse gegenüberstellt.⁶⁹

Nationalrat Dr. E. Sulzer-Ziegler äusserte sich 1912, abgedruckt ebenfalls als Vortrag, zum Verhältnis der Technik zur Gesellschaft. In «Technik und soziale Frage»⁷⁰ spricht er sich zugunsten unternehmerischer Verantwortung gegenüber seinen Angestellten aus, gleichzeitig plädiert er für Wirtschafts-Liberalismus und nimmt grundsätzlich gegen den (politischen) Sozialismus Stellung.

Gut 30 Jahre später, in Zeiten des Zweiten Weltkriegs, wurde in einer Mitteilung, «Architekt und Ingenieur in der Gesellschaftskrisis», über einen Vortrag Professor Röpkes aus Genf berichtet, der die ‚Lebens- und Soziologieblindheit‘ von Technikschaaffenden für die ‚Vermassung der Gesellschaft‘ und letztlich deren Proletarisierung mitverantwortlich machte. Schliesslich entwickelten, gemäss Röpke, «sozial unterernährte Menschen [...] einen Wolfshunger nach Integration und greifen zu Rauschgiften wie Radio, Kino, Massensport, Massenbewegung, Krieg»⁷¹.

1919, noch unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges, zitierte Carl Jegher den Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller, den er verehrte, anlässlich dessen 100. Geburtstages:

«In seinem, von menschlichem Wohlwollen erfüllten Geiste finden wir jenes edle Gleichmass von Idealismus und Realismus, dem die ganze Menschheit und wir im besonderen näher zu kommen bestrebt sein müssen, soll die Zukunft wieder schöner werden. Wir im besonderen, weil wir als Träger der gewaltigen technischen Kulturmittel allzuviel zur einseitig technischen Kultur-Entwicklung beigetragen haben, an deren Folgen die ganze Menschheit leidet.»⁷²

Neben der fehlenden Anerkennung *durch* die Gesellschaft konstatierte Jegher damit ebenso das fehlende Verantwortungsbewusstsein der Techniker selbst gegenüber ihrem Tun *für* die Gesellschaft.

Ähnlich argumentierte der Kunsthistoriker Erwin Poeschel im Jahre 1931 im Aufsatz «Das Zweckhafte als Vorwand»⁷³, wo er den Fokus auf den Alltag der Menschen zu lenken sucht. Poeschel mahnt, die «angeblich so sozial empfindende Zeit» zeuge wenig von einer Einfühlung in die Seelenlage des kleinen Mannes, wenn man eben Zierat und Ornament aus den kleinbürgerlichen und proletarischen Stuben verbannen wolle. Denn ästhetische Ideen seien umso weniger popularisierbar, je weniger

Fleisch sie hätten, je mehr sie nur das unsinnliche Reich der Proportions- und Zahlenbeziehungen betreffen.

Ebenfalls 1931 wurde von ‚Götzendienst‘ gesprochen, als den Gasmotor-Erfindern und Begründern der Deutzer Motorenfabrik, Nicolaus August Otto und Eugen Langen, in Köln-Deutz ein Denkmal errichtet wurde, ein Denkmal in Form einer auf gut vier Meter hohem Sockel platzierten Nachbildung ihres ersten, 1866 geschaffenen Gasmotors.⁷⁴

1925 äussert der holländische Architekt J.J.P. Oud:

«Ich hege die schönsten Hoffnungen auf die Verfeinerung, welche die maschinelle Produktionsweise der Architektur bringen kann, doch ich fürchte, dass die kritiklose Bewunderung für alles Mechanische zu einem bedauerlichen Rückfall führen wird.»⁷⁵

Henry Sauvage, französischer Architekt, meint in einem Vortrag «Ueber Logik und Gefühl in der modernen Architektur» von 1932:

«Das reine Vernunftprodukt ist für das menschliche Bedürfnis immer unzulänglich, blutleer, erst durch Mitarbeit des Gefühls erhält es Leben, Wärme, Ausdruck, kurz Menschlichkeit»⁷⁶

- und greift damit auf die seit der Aufklärung vermehrt wirksame Dichotomie Vernunft - Gefühl, Rationalität - Irrationalität zurück.

Ein wiederkehrendes Thema stellt zudem die Frage nach dem Verhältnis des Technikers zur Politik dar. Im Grundsatz wird festgehalten, dass des technisch Interessierten Gefallen an der Politik bescheiden sei, dass er vor diesem Hintergrund daselbst auch wenig Einfluss habe. So lag die Zahl der Techniker im 1947 gewählten Nationalrat von 194 Mitgliedern bei 14, womit «die Vertretung technischen Denkens zahlenmässig immer noch bescheiden»⁷⁷ bleibe, so der Kommentar in einer Mitteilung. Diese Situation war, nebenbei bemerkt, im Jahre 2007 bei den Schweizer National- und Ständeratswahlen annähernd vergleichbar.⁷⁸

Neben dem Politischen ist das Verhältnis zu Glaubensfragen Gegenstand verschiedener Beiträge, die hier nicht explizit - im Verhältnis zu Sachthemen - quantifiziert werden. Es bleibt jedoch festzustellen, dass in den 1940er-Jahren, also während und nach dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere nach Abwurf der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki 1945, quantitativ mit steigender Frequenz und qualitativ mit klareren Worten kritisch kommentiert wurde:

«Die grellen Blitze der Atombomben sind ja ein deutliches Sturmzeichen dafür, dass der Mensch die Grenzen heute schon erreicht hat, wo der Flug des Ikarus nach der Sonne zum plötzlichen Absturz in die Vernichtung führen kann»⁷⁹,

so Autor Blattner in einem Bericht zu den «Gesprächen über Mensch und Technik am Internationalen Kongress für Philosophie der Wissenschaften». Als weiteres Beispiel sei ein 1950 veröffentlichter Vortrag Hans Bürkis aus Zürich zitiert, betitelt «Glaubensprobleme des gebildeten Menschen», worin er sich zu den ‚Polen‘ Wissenschaft und Glauben äussert, die hier wiederum als Dichotomie verstanden werden:

«Hier ist vorerst der übliche Missbrauch des Ausdrucks ‚Wissenschaft‘ zu korrigieren. Man hört oft Redewendungen wie: ‚Die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft erlauben nicht mehr, an die Bibel zu glauben. Wissenschaftliche Tatsachen zeigen deutlich, dass die Bibel überholt ist, sie sprechen gegen die biblische Auffassung vom Universum und vom Menschen.‘ Wer so im Namen der Wissenschaft spricht und sie als Autorität gegen andere Autoritäten anruft, ist höchst unwissenschaftlich. ‚Die Wissenschaft‘ gibt es nicht.»⁸⁰

Bürki weist weiter darauf hin, dass die Entstehung der Universitäten ‚recht eigentlich als Reaktion gegen das Bildungsmonopol der Kirche‘ des Mittelalters zu betrachten sei.

Während die Verantwortung für das Weltgeschehen infolge der Aufklärung im Grundsatz nicht länger ‚Gott‘ zugeschrieben werden kann, wird nach dem Zweiten Weltkrieg die Frage nach der Verantwortlichkeit technischen Tuns virulent. 1953 berichtet SBZ-Redaktor Adolf Ostertag «Zum Darmstädter Gespräch über Mensch und Technik»⁸¹ und macht auf die von ihm diagnostizierte Spaltung zwischen dem Lager der Technikfreunde und jenem der Technikskeptiker in der Welt der Gelehrten aufmerksam, also zwischen ‚Maschine-Begeisterten‘ und ‚Maschine-Kritikern‘ – zwei Lager, wiederum wahrgenommen als Dichotomie.

Ostertag wie sein Mitstreiter Werner Jegher bekennen sich zudem offen zum Christentum. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg finden sich zahlreiche Beiträge insbesondere Ostertags, die einerseits den Ingenieur als Menschen und andererseits sein Verhältnis zur Technik befragen. Exemplarisch sei hier «Mensch und Technik: Osterbetrachtung des Herausgebers» erwähnt:

«So wird die Technik statt Helferin Verführerin. [...] Die Spezialisierung des Menschen ist eine zwangsläufige Folge einerseits der fortschreitenden Steigerung unserer Ansprüche, der Verkomplizierung unseres Lebens, sowie andererseits des Strebens der Produzenten nach höchster Leistung bei geringsten Aufwand. [...] Der Mensch wird einseitig, er zieht sich immer mehr in sein enges Fachgebiet zurück; auf anderen Gebieten findet er sich nicht mehr zurecht; für andere Menschen fehlen ihm Verständnis und innere Beziehung; er vereinsamt, wird unselbständig, hilflos, innerlich leer.»⁸²

Als weitere Stellungnahmen seien namentlich zitiert: «Der Mensch und seine Ordnung» (1952), «Probleme der Technikschaaffenden von heute»

(1957) oder «Freiheit und Menschenwürde in Fortschritt und Gefährdung unserer Zeit» (1960). In Ostertags Rezension zur 1958 erschienenen Publikation *Hochmut und Angst* – Autor war der ETH-alt-Rektor Karl Schmid – notiert Ostertag wörtlich:

«Hochmut auch, der uns dazu verführte, an das Nur-Vernünftige als an ein Letztes zu glauben und in diesem frostig-männlichen Glauben alles Mütterlich-Warme, Tragende und Nährende aus unserem Pflege- und Verantwortungsbewusstsein auszusondern»⁸³

und damit letztlich auf ‚aussereuropäische Träger‘ zu verlagern. Aufschlussreich ist ebenso ein publizierter Radiovortrag von Gerhard Huber, ETH-Professor für Philosophie und Pädagogik, der den Titel «Die Frage nach dem Weltbild unserer Zeit» (1958) trägt. Darin analysiert Huber, dass Wissenschaften in eine Vielzahl voneinander getrennter Räume führten,

«wobei es aber im Wesen dieser wissenschaftlichen Perspektiven begründet ist, dass sie sich *nicht* zu einem Bilde des *Ganzen* zusammenfügen»⁸⁴.

Huber beschreibt hier klar das Phänomen der Fragmentierung, Titel dieses Kapitels: «Fragmentieren – Verlust von Ganzheit». Er beschliesst seine Überlegungen mit der ‚Frage nach dem Weltbild unserer Zeit‘, letztlich mit einer ‚Aufforderung zur Philosophie‘, und sinniert:

«Vielleicht hängt es mit dem zutiefst weltbildlosen Charakter der Wissenschaften zusammen, dass ihre greifbarste und bedeutsamste Auswirkung: die heutige *Technik*, oft jenes so bildlose Gesicht zeigt, das den Menschen über sie erschrecken lässt.»⁸⁵

Redaktoren und Autoren der Jahre nach 1945 plädieren also mit klaren Worten für ein breites Technikverständnis als *Mittel* und nicht als *Selbstzweck*; 1958 beispielsweise ist eine ganze *SBZ*-Nummer⁸⁶ gesellschaftsphilosophischen Themen gewidmet, worin die Beiträge etwa lauten: «Ist die technische Entwicklung zwangsläufig?» von Eugen Böhler, «Technik als Geschenk und als Versuchung» von Theodor Bovet oder «Auftrag und Grenze der Technik» von Arthur Rich.

1959 publizierte die *SBZ* postum den Aufsatz «Die Wissenschaft und das abendländische Denken» des in Zürich lehrenden Physikers Wolfgang Pauli (1900–58), der fragt:

«Werden wir auf höherer Ebene den alten psychophysischen Einheitsraum der Alchimie [nach C.G. Jung ein Gegengewicht gegen zu starke Spiritualisierung, Ergänzung der Autorin aus einer vorherigen Textpassage] realisieren können, durch Schaffung einer einheitlichen begrifflichen Grundlage für die naturwissenschaftliche Erfassung des

Physischen wie des Psychischen? [...] Die alte Frage, ob unter Umständen der psychische Zustand des Beobachters den äusseren materiellen Naturverlauf beeinflussen kann, findet in der heutigen Physik keinen Platz. Für die alten Alchimisten war die Antwort ganz selbstverständlich bejahend. [...] Die heutige Zeit hat wieder einen Punkt erreicht, wo die rationalistische Einstellung ihren Höhepunkt überschritten hat und als zu eng empfunden wird. [...] Eine Flucht aus dem bloss Rationalen, bei dem der Wille zur Macht als Hintergrund niemals ganz fehlt, in dessen Gegenteil, z. B. in eine christliche oder buddhistische Mystik, ist naheliegend und gefühlsmässig verständlich. Ich glaube jedoch, dass demjenigen, für welchen der enge Rationalismus seine Ueberzeugungskraft verloren hat und dem auch der Zauber einer mystischen Einstellung, welche die äussere Welt in ihrer bedrängenden Vielfalt als illusorisch erlebt, nicht wirksam genug ist, nichts übrig bleibt, als sich diesen verschärfen Gegensätzen und ihren Konflikten in der einen oder anderen Weise auszusetzen. Eben dadurch kann auch der Forscher, mehr oder weniger bewusst, einen inneren Heilsweg gehen. Langsam entstehen dann zur äusseren Lage kompensatorisch innere Bilder, Phantasien oder Ideen, welche eine Annäherung der Pole der Gegensatzpaare als möglich zeigen. Gewarnt durch den Misserfolg aller verfrühten Einheitsbestrebungen in der Geistesgeschichte will ich es nicht wagen, über die Zukunft Voraussagen zu machen. Entgegen der strengen Einteilung der Aktivitäten des menschlichen Geistes in getrennte Departemente seit dem 17. Jahrhundert, halte ich aber die Zielvorstellung einer Ueberwindung der Gegensätze, zu der auch eine sowohl das rationale Verstehen wie das mystische Einheitserlebnis umfassende Synthese gehört, für den ausgesprochenen oder unausgesprochenen Mythos unserer eigenen, heutigen Zeit.»⁸⁷

Pauli votiert damit gegen die Spaltung oder Dichotomisierung in Maschine-Begeisterte und ihre Kritiker. Er hält gleichzeitig aber eine völlige Überwindung dieser Spaltung für einen Mythos – während er eine ‚Annäherung der Pole der Gegensatzpaare‘ als möglich erachtet.

(Das) Werk

Entgegen der *SBZ* liegt der Fokus im *Werk* klar auf dem Schweizer Schaffen, obwohl wiederholt ausländische Bauten und ihre Architekten gezeigt werden. Ein wichtiger Beitrag, der das grenzüberschreitende Moment, also die Internationalität des noch ‚jungen‘ Neuen Bauens thematisiert, ist Sigfried Giedions «Bauhaus und Bauhauswoche zu Weimar»⁸⁸ von 1923. In seinem Tagungsbericht bedauert der Kunsthistoriker, dass in Weimar neben Deutschen wohl zahlreiche Niederländer anwesend gewesen seien, doch keine Schweizer. Gleichzeitig präsentiert sich der Autor bereits als engagierter Wortführer eben jenes Neuen Bauens. Er wurde 1928 schliesslich zum ersten Generalsekretär des Congrès International d'Architecture Moderne CIAM gewählt.

Der Beitrag Giedions löste heftige Reaktionen aus. Richard Bühler aus Winterthur etwa, Mitglied des SWB, antwortet in «Eine Schweizerische Entgegnung» folgendermassen:

«Ich kann mich in meinem hölzernen Schweizersinn des Eindrucks nicht erwehren, dass da mit Abstraktionen, aufwühlenden Plänen und Geistigkeiten etwas zu viel gefuchelt und gespielt werde [...] Dieses fieberhafte Jagen [...] ist ohne allen Zweifel in hohem Masse von rassefremden Einflüssen verursacht und genährt.»⁸⁹

Einige Nummern später findet sich ein Korrigendum, das ‚rassefremde Einflüsse‘ durch ‚jüdische Einflüsse‘ ersetzt.⁹⁰ Ängste vor Fremdem bis zu antisemitischen Gefühlen hatten 1923 auch unter Schweizer Kreativen ihren Platz.

Gleichzeitig finden sich Enthusiasten und Verfechter dessen, was das Bauhaus repräsentierte; beispielhaft genannt sei Paul Camenisch mit «Moderne Strömungen in unserer Baukunst»:

«Wir Jungen freuen uns darüber, dass wir mit der ältern Generation im Kampfe liegen. Die Zukunft gehört immer der Jugend, auch uns wird sie gehören.»⁹¹

Die Debatte abschliessend, so *Werk*-Redaktor Josef Gantner, sei die Spannweite der Diskussion durch die Positionen Giedions auf der einen Seite und Böhlers auf der anderen exemplarisch dargestellt.⁹²

Wiederum im Unterschied zur *SBZ*, die grossmehrheitlich im Einklang mit den technischen Entwicklungen des frühen 20. Jahrhunderts stand, hatte das *Werk* stärker mit der Zweiteilung, Dichotomie, und damit den Widersprüchen zwischen handwerklichem (Kunst-) Schaffen und industrieller Produktion zu kämpfen. Auch hierzu nimmt Giedion in jenem Artikel Stellung; er lobt das Bauhaus,

«unbeirrt nach den neuen Grundlagen der Formung zu suchen, die unumgänglich sind, soll einmal eine Versöhnung der künstlerischen Triebe im Menschen mit der Industrie erfolgen.»⁹³

Architekt Alfred Hässig aber meint unmissverständlich:

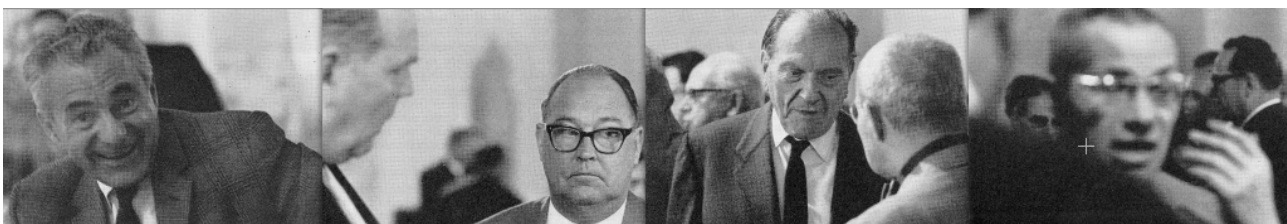
«Nicht die Form, wie M. Stam in der *SBZ* das Votum von E. Wipf interpretiert, sondern *uns* müssen wir den neuen Verhältnissen anpassen.»⁹⁴

Der Schreibende trifft damit eine der zentralen Fragen der Zeit schlechthin, nämlich jene, *wer* sich *wem* anpassen müsse: die Technik den Bedürfnissen der Menschen oder die Menschen der Logik der Technik? Die Frage wird zentral für kommende Diskurse bleiben.

Jahre später blickt Lucius Burckhardt, *Werk*-Redaktor seit 1962, im Vortrag «Der Architekt in der Gesellschaft von morgen» auf die

‚Karriere‘ der Techniker im frühen 20. Jahrhundert zurück; er resümiert:

«In der Tat hat der Architekt die Ära zwischen 1945 und 1965 mit grösseren Chancen angetreten, als er sie verlässt. Er hatte einen Vorschuss an Popularität, vergleichbar etwa dem Dichter in der Romantik, dem Unternehmer in der Gründerzeit, dem Arzt in den zwanziger und dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts und dem Astronauten heute. Wenn Sie den Film *Die zwölf Geschworenen* [11] gesehen haben, so wissen Sie, dass es der Architekt ist, der unter zwölf



11/12_ *Die zwölf Geschworenen*, Henry Fonda als Architekt. Filmstill/58. Generalversammlung des BSA, 1965 in Bern. Von links nach rechts: Alberto Camenzind, Hans Marti (li) und Hans Andres, William Dunkel im Gespräch mit ... Max Bill (aus: *Werk-Chronik*, 1965, Nr. 7, S. 148*)

Berufen denjenigen vertritt, welcher klaren Kopf behält, den Blick auf das Wesentliche richtet, mit sportlicher Eleganz das Problem löst, ohne seinen Kopf übermässig anstrengen zu müssen, und schliesslich recht behält gegenüber einer zunächst besserwisserischen Gruppe, als deren innerster Kern ein neurotischer kleiner Haustyran entlarvt wird.»⁹⁵

Burckhardt hielt den Vortrag anlässlich der BSA-Generalversammlung [12] 1965, an der wichtige Beschlüsse zu Rationalisierung und Systematisierung gefasst worden waren, die ihren Anteil an einer

Verwissenschaftlichung der Arbeit des Architekten hätten, so der Referent, an deren Spitze sinngemäss die Physik stehe.

Bauen + Wohnen

Der Mitarbeiterstab von *Bauen + Wohnen* war international. Wurde über Bauten berichtet, schlüpfen deren Architekten meist selbst in die Rolle des Autors. Doch die Gebäude in *Bauen + Wohnen* kommen nicht nur einzeln als isolierte Objekte zur Präsentation. Im Beitrag «Olivetti plant und baut»⁹⁶ mit Luigi Figini und Gino Pollini beispielsweise wird eine ganze Firma mitsamt Firmenkultur vorgestellt, wobei es sich um ein frühes Beispiel von *Branding* und *Corporate Identity* handelt. Ein Thema, das in der Architektur ab 1972 mit *Learning from Las Vegas*⁹⁷ an Bedeutung gewinnen wird, in verstärktem Mass erst in jüngster Zeit.

Die verschiedenen Mitarbeiter der *Bauen + Wohnen*-Ausgaben werden am Anfang derselben mit kurzem Lebenslauf und Portrait vorgestellt: «Die Mitarbeiter dieser Nummer»⁹⁸. Im Septemberheft 1962 sind exemplarisch vertreten [13]: John Stillman sowie John & Elizabeth Eastwick-Field aus Grossbritannien, Jean Ginsberg aus Frankreich, Hans Volkart, Klaus-Jürgen Zabel, Ulrich Klauss und Alwin Bihlmaier aus Deutschland und schliesslich Eduard Helfer aus der Schweiz. Von der Ehefrau und beruflichen Partnerin John Eastwick-Fields, Elizabeth, fehlt das Bild.

Formal lassen sich die schematischen, ja fast schablonenartig aufgereihten Portraits - sie wiederholen sich während einer gewissen Zeit unverändert von Nummer zu Nummer - beinahe den Rasterfassaden der abgebildeten Bauwerke gegenüberstellen: Dabei werden Übersicht, Transparenz, Nüchternheit, letztlich Seriosität garantiert.

Redaktor Franz Füg umreisst den Beruf des Planers 1961 in der ein Heft über Jahre einleitenden Rubrik «Am Rande» indirekt dergestalt:

«Es ist eine Aufgabe der Planer, Grundlagen- und Verhaltensforschungen den Soziologen, Physiologen, Neurologen, Biologen, Psychologen, Juristen, Ökonomen, Marktforschern aufzutragen.»⁹⁹

Füg lagert die Vielfalt menschlichen Tuns fragmentarisch in einzelne Bereiche, in Spezialisierungen aus. Für jede Faser des Menschen ist der Spezialist zu befragen, ein Vorgehen, das reziprok auf das Feld



John Stillman ▲

Geboren 1920 in London. Architekturstudium an einem Universitäts-College in London, Diplomabschluß 1947. Seit 1949 eigenes Büro zusammen mit John Eastwick-Field in London. 1954 Verleihung der Alfred-Bossom-Fellowship-Auszeichnung.

Wichtigste Bauten:

Blackwell Schule in London, 1953. Knabenschule in London, 1954. Camden Mädchenschule, London, 1957. Siedlung Fulbourne, London, 1959. Hide Tower, Wohnbau, London, 1961. Schule und kulturelles Institut Mackintosh, Gibraltar, im Bau. Hampstead Schule, London, im Bau. Schule für halbblinde Kinder in Devon, im Bau. Dufours Place, Büro- und Wohnblock in Westminster, London, im Bau. Quartierzentrum West Ham, London, im Bau. Spital für Geistesranke in Northamptonshire, im Bau.



John Eastwick-Field ▲

Geboren 1919 in Midhurst, Sussex. Studium an einem Universitäts-College in London von 1937-42. Lehrtätigkeit an der School of Architecture. Eigenes Büro zusammen mit John Stillman seit 1949. Auszeichnungen: Donaldson Medallist, Alfred Bossom Fellowship, 1954.

Wichtigste Bauten: Siehe unter biografischen Angaben von John Stillman.

Elizabeth Eastwick-Field

Geboren 1919. Architekturstudium an einem Universitäts-College in London von 1938-43. Heute in der Firma als Architektin tätig.



Hans Volkart ▲

Geboren 1895 in Stuttgart. Architekturstudium an der TH Stuttgart von 1913-1919. Danach Mitarbeit bei Prof. Paul Schmitthenner und Prof. Paul Bonatz. Lehrtätigkeit als Professor an der TH Stuttgart für Gebäudelehre und Entwerfen seit 1946. Eigenes Büro seit 1922.

Publikationen: »Schweizer Architektur« im Otto Maier Verlag, Ravensburg (1951), u. a. m.

13_Die Mitarbeiter einer Nummer: u. a. John Stillman, GB, John Eastwick-Filed & Elizabeth Eastwick-Field (die Frau leider ohne Bild), GB; Hans Volkart, D (aus: *Bauen + Wohnen*, 1962, H. 9, blaue S.)

der Arbeitenden selbst zurückwirkt, indem die eigene Arbeit fragmentiert und aufgeteilt wird.

Grundsätzlich suchen die in *Bauen + Wohnen* versammelten Architekten die Nähe zu wirtschaftlicher Effizienz, während sie sich von den ‚reinen‘ Wissenschaften aber eher ‚bedroht‘, oder jedenfalls nicht ernst genommen, fühlen:

«Tatsächlich sprechen Wissenschaftler oft von der ästhetischen Genugtuung, die sie bei ihrer Arbeit empfinden. Umgekehrt ist aber das Kunstobjekt ohne Bedeutung nicht eine Quelle des Wissens. [...] Interpretatoren wie Kritiker, Historiker, Psychologen und Sozialwissenschaftler haben als Folge von Kunststudien etwas zu unserem Wissensvorrat beigefügt. Diese Erkenntnisse jedoch sind nur Nebengewinne im Vergleich zum Hauptzweck des Werkes, nämlich dem der Lebensbereicherung.»¹⁰⁰

So die Worte des Autors Jules Langsner im Beitrag «Der Künstler und der Wissenschaftler», der die Wissenschaftler seinerseits vom Kern der eigentlichen architektonischen Arbeit abgrenzt. Während die Kunst ohne ‚wirkliche‘ Bedeutung für die Quelle von Wissen ist, können die Erkenntnisse der Wissenschaftler ebenso wenig zur räumlichen Lebensbereicherung beitragen, so die Einschätzung.

Herbert Ohl aus Ulm beendet 1963 einen Vortrag zu «Theorie und Technik des industrialisierten Bauens und ihr Einfluss auf die Architektur», gehalten an der Columbia Universität, mit den unmissverständlichen Worten:

«Die Architektur wird damit zu einer angewandten Wissenschaft.»¹⁰¹

Den Architekten aber machen nicht nur die Wissenschaften zu schaffen; ebenso fühlen sie sich in ihrem Selbstverständnis von einer spezifischen Seite der Kunst her bedroht. Zu Beginn der 1960er-Jahre wird in *Bauen + Wohnen* wiederholt von Krisis gesprochen, konkret von der Gefahr des Eklektizismus¹⁰², und «Zum Problem des Manierismus in der heutigen Architektur»¹⁰³ geschrieben.

In ihrer Fokussierung auf Präzision, Sachlichkeit und Reduktion auf das Wesentliche glauben sich diese Architekten den Wissenschaften verwandt, obwohl sie von diesen nicht wirklich akzeptiert werden. Was sie aber keinsfalls wollen, ist, mit manieristischen oder eklektizistischen Künstlern verglichen zu werden, die ja gerade *nicht* den Maximen der Zweckmässigkeit, Einfachheit und Effizienz huldigen.

Heimatschutz

Die damaligen Verantwortlichen des *Heimatschutzes* waren – und mit ihnen die Schweizer Vereinigung für Heimatschutz insgesamt – im Grundsatz für den Erhalt von ihrer Meinung nach baulich oder landschaftlich Schützenswertem. Damit waren sie gegen viel Neues – doch nicht in undifferenzierter Art und Weise.

Eines der Leitthemen über die gesamte Untersuchungsperiode 1906–65 war der Kampf gegen das ‚Reklameunwesen‘, worauf hier nicht näher eingetreten werden soll. Generell identifiziert sich der *Heimatschutz* – als Organ interessierter Laien – *nicht* primär mit Ingenieuren oder

Architekten, sondern hält diesen vielmehr den Spiegel ihres ,spezialisierten Tuns` vor.

So bezeichnet die Zeitschrift beispielsweise im Rückblick von 1950 die Rettung des Matterhorns als ,die erste Tat des jungen Heimatschutzes`¹⁰⁴. Denn die Anhänger technischen Fortschritts - und der noch jungen Tourismus-Industrie - hatten um 1910 im Berginnern des Matterhorns einen Lift und auf dem Gipfel ein Hotel geplant. Der Heimatschutz sammelte, zusammen mit weiteren Gegnern, 80'000 Unterschriften gegen das Vorhaben.

«Im Sturm der empörten öffentlichen Meinung versank der freventliche Plan»,¹⁰⁵

so der Kommentar des Geschäftsführers Laur. Übrigens waren auch die Engländer gegen die Matterhorn-Bahn, jedenfalls die englische Heimatschutz-Sektion.

Während also in der SBZ die eingereichten Konzessionen für Bergbahnen akribisch - und stolz - aufnotiert wurden, freute man sich beim *Heimatschutz* über abgelehnte Gesuche und bekundete dies auch entsprechend, etwa im Falle der bundesrätlichen Ablehnung von 1910 der Zahnradbahn Leukerbad-Kandersteg.¹⁰⁶

1911 findet sich der primär leicht befremdlich anmutende Titel «Heimatschutz und römische Rechtsauffassung»:

«In den Kreisen des mittleren Bürgertums und im Bauernstande, hier sitzt die alte römische Rechtsauffassung noch unerschüttert fest»,¹⁰⁷

heisst es dort. Die römische Rechtsanschauung garantiere ihren Anhängern, dass dem Einzelnen ein unbeschränktes Verfügungsrecht über sein Eigentum zustehe. Demgegenüber empfinde es die ,neue soziale Anschauung` als ein Unrecht gegenüber der Allgemeinheit, wenn ein Einzelner rücksichtslos landschaftliche oder öffentlich einsichtige bauliche Schönheit schänden oder vernichten könne, so der *Heimatschutz*. Weiter wird berichtet, dass sich diese ,neue soziale Anschauung` mit der altgermanischen Rechtsauffassung decke.

In ähnliche Richtung argumentierend, sinniert der langjährige Heimatschutz-Präsident Gerhard Boerlin 1929 in «Dem neuen Jahrgang zum Geleit»:

«Ein neues Lebensgefühl mag sicher bei den, die jetzige gesellschaftliche Ordnung grundsätzlich verneinenden, Gruppen bestehen, aber es liegt auf der Hand, dass das nicht den Empfindungen der überwiegenden Mehrheit unseres Landes entspringt. Der Architekt A. von Senger hat diesen Zug der neuen Bauweise deutlich aufgedeckt, so deutlich, dass man sich wundert, in, fest auf bürgerlichem, ja kapitalistischem Boden stehenden, Zeitungen, ruhig die Werbung für die neuen Gedanken in ihrem Schosse geduldet zu sehen.»¹⁰⁸

Anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums des Vereins schreibt 1955 Dr. Alb. Burckhardt-Finsler, er nunmehr Präsident:

«Wenn heutzutage unser Volk zum Schutz der Heimat aufgefordert wird, ohne dass ein äusserer Feind mit den Waffen in der Hand das Land bedroht, ohne dass unsere Freiheit durch wilde Heerscharen angetastet wird, so handelt es sich um einen Kampf, der nicht weniger seine Berechtigung besitzt, um einen Gegner, der nicht weniger gefährlich ist. Was auf dem Spiele steht, das ist die Schönheit unseres Landes, ist seine Eigenart, wie sie als das Resultat einer mehrhundertjährigen Entwicklung sich herausgebildet hat. Der Feind aber, der zu bekämpfen ist, tritt in sehr verschiedener Gestalt auf. Bald ist es der Unverstand der irregeleiteten Menge, bald ein übertriebener Erwerbssinn, bald die mangelhafte ästhetische und historische Bildung von Leuten, die auf andern Gebieten Hervorragendes zu leisten vermögen, zum guten Teil Erscheinungen, die an und für sich ihre Berechtigung besitzen, die aber in ihren Auswüchsen grossen Schaden angerichtet haben und noch immer um sich zu greifen drohen.»¹⁰⁹

1.1.2. Entgrenzte Räume

Die Eisenbahn

Spezialisierungen jedoch fanden nicht nur innerhalb der Berufe oder Disziplinen statt. Ein ‚physisches Pendant‘ findet sich sinngemäss im Städtebau, als im Zuge der in grossen Stückzahlen ‚einfahrenden‘ neuen Verkehrsmittel die ehemals engen und teilweise dichten Quartiere wörtlich auseinandergerissen – fragmentiert – wurden. So sind im zweiten Band der *Eisenbahn* im Frühjahr 1875 «Thesen über Stadterweiterungen» aufgelistet, wie sie Prof. Baumeister aus ‚Carlsruhe‘ postulierte und einleitend festhielt:

«I. Stadterweiterungen müssen in der Regel für eine beträchtliche Ausdehnung entworfen werden, um die Grundzüge aller Verkehrsmittel: Strassen, Pferdebahnen, Dampfbahnen, Canäle, systematisch zu behandeln und um Gruppen für bestimmte Bedürfnisse: Grossindustrie, Geschäftsleben, stille Wohnungen zu sondern.»¹¹⁰

Damit kam zur beruflichen und räumlichen Spezialisierung noch eine dritte hinzu: jene unterschiedlicher Bedürfnisse. Diese nun wurden aber nicht länger *qualitativ* nach Art und Weise ihrer Befriedigung unterschieden – nach variierenden Gewohnheiten, Wünschen oder ‚Vorlieben‘, also etwa nach ‚rustikal englischen‘ oder ‚höfisch französischen‘ Wohnformen –, sondern *quantitativ* nach Tätigkeiten, (Zweck-) Handlungen: nach den Funktionen Produktion, Handel, nach Wohnen, Rekreation und Freizeit, nach Mobilität etc.

Der damalige Schweizer General-Commissär in den Vereinigten Staaten, Ed. Guyer, schrieb im Mai 1875 «Ueber Städteanlagen in Amerika.» Ihm war jedoch nicht nur daran gelegen, über die ‚neue Welt‘ zu berichten, ebenso war er bemüht, auf die Unterschiede zwischen Nordamerika und Europa hinzuweisen, beispielsweise, indem er «diese neue Erfindung» – die Eisenbahn –, «die überwältigende Macht dieses Verkehrsmittels» für Europa insofern als kritisch beurteilte, als sie in vielen Fällen «so unmittelbar und mit solcher Gewalt an wohlgeordnete und fest begrenzte Verhältnisse» herantreten würde, dass ihre Folgen nur selten vollkommen erkannt und ihre Tragweite richtig gewürdigt und berechnet würden. Gleichzeitig erlaubte er sich folgende Bemerkung,

«wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass Grundzüge im Charakter einer Nation sich in ihrer äussern Thätigkeit oft in eigenthümlicher Weise ausprägen, so dürfte die Ansicht vielleicht etwelchen Anspruch auf Richtigkeit haben, dass der Amerikaner diejenige Strasseneintheilung in seinen Städteanlagen vorgezogen hat, welche am wenigsten Aufmerksamkeit erfordert, ihn am wenigsten von dem abzieht, was ihm das Wünschenswertheste, das Höchste scheint: das Jagen nach dem allmächtigen Dollar, das materielle Interesse. [...] Es muss folgerichtig eine Abweichung von der Schablone gefunden werden, [...] wo die Erkenntniss sich Bahn bricht, dass eine gesunde Entwicklung einer Nation nicht auf der Macht des materiellen Wohlstandes allein beruht, sondern ein ideales Streben ebenfalls seine Berechtigung im Leben eines Volkes hat.»¹¹¹

Guyer beklagt damit indirekt das Legen normierender Schablonen ohne Rücksicht auf die geografische Lage einer Stadt, ihren Terrainverlauf oder auf Nutzerbedürfnisse, betont gleichzeitig aber die schönen Parkanlagen Nordamerikas.

Im Jahre 1879 erscheint in *Die Eisenbahn* ein - zuvor in der *Zeitschrift für Biologie* publizierter - Artikel zu einem vergleichbaren Thema, jedoch bezogen auf ein Schweizer Projekt, den Neubau des Kantonsspitals in Bern. Der Beitrag ist mit «Ueber die Richtung städtischer Strassen - nach der Himmelsgegend und das Verhältniss ihrer Breite zur Häuserhöhe»¹¹² betitelt.

Vergleichbar dem Autoren Guyer geht letzterer, Verfasser A. Vogt, von einer rasanten Ausbreitung der Städte in die Fläche aus. Diese ‚entflechteten‘ Städte sollten «an die Stelle der verderblichen Ueberbevölkerung durch den Miethkasernenbau» gesetzt werden. Im Gegensatz zu Guyers Analyse der effizient-rationalen Setzung amerikanischer Strassen aber plädiert Vogt für eine Ausrichtung nach Vorgaben von Gesundheit und Biologie, primär nach jenen der Hygiene - und nicht der Ökonomie.

SBZ

Unter «Vergrösserung der Stadt Berlin» war 1885 zu lesen, dass im Zeitraum von nur 24 Jahren, nämlich zwischen 1860 und 1884

«die Zahl der bebauten Grundstücke auf das Doppelte, die Einwohnerzahl auf das Zweieinhalbfache, der Ertrag der vermieteten Wohnungen auf das Vierfache und der Versicherungswerth der bekannten Grundstücke sogar auf das Viereinhalbfache gestiegen»¹¹³

sei. Das Entgrenzen der mittelalterlichen respektive das Ausbreiten der modernen Stadt nahm insbesondere Ende des 19. Jahrhunderts zuvor ungekannte Ausmasse an. Auch die Bevölkerung von Zürich wuchs in jenen

Jahren gewaltig, nämlich seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1888 um 172 Prozent – und nahm damit von 33'591 Einwohnerinnen und Einwohnern im Jahre 1850 in 38 Jahren auf 91'213 zu.¹¹⁴

Mit dem Anwachsen der räumlichen Distanzen wurden reziprok die Fahrtzeiten zwischen den Orten, relativ gesehen, verringert. So wird 1886 unter «Nachtzug zwischen Bern und Zürich»¹¹⁵ berichtet, dass die aus Zürich ausgehende Abendpost schneller in Mailand denn in Bern sei, da in der Schweiz hierfür das ‚Hülfsmittel: die Ausnützung der Nachtstunden‘ vorerst noch fehle.

Anlässlich der Weltausstellung in Chicago wurde debattiert, ob es richtig sei, die Tore abends um 19 Uhr zu schliessen, während die ‚Electrotechniker‘ sich jedoch dafür einsetzten, die Öffnungszeiten in die Abendstunden hinein zu verlängern, ‚zwecks Anpreisung der elektrischen Anlagen‘.¹¹⁶

Man konstatierte jedoch nicht nur Vorteile dieser räumlichen Entgrenzung, denn es gab neue, zuvor wenig bekannte Probleme. So findet sich eine Mitteilung «Ueber die Verbreitung der Tuberkulose durch den Eisenbahnverkehr»¹¹⁷ (1894), ebenso eine über die «Desinfektion öffentlicher Fernsprechstellen»¹¹⁸ (1894) in New York.

1904 erscheint ein Aufsatz Friedrich Naumanns mit dem Titel «Die Kunst im Zeitalter der Maschine». Darin mahnt Naumann, dass es nicht allein die Eisenbahn sei, die als schnell bewegliches Verkehrsmittel die Welt verändere, sondern recht eigentlich das Material des *Eisens* selbst:

«Der Ausgangspunkt des Maschinenzeitalters überhaupt ist die Eisenindustrie. Unser Glück und Werden hängt von der Fähigkeit ab, Herren des Eisens zu werden.»¹¹⁹

Die Verarbeitung des Eisens hat die Handwerksbetriebe des Mittelalters in die Fabriken der Neuzeit, mit ihren Fließband-Produktionsstrassen, geführt; eine Entwicklung, die der Autor auf der gesellschaftlich-menschlichen Ebene kritisch bewertet:

«Der Grossstadtmensch hat in sich eine tiefe Sehnsucht nach dem Naturleben seiner Ahnen, eine Art Heimweh nach Sonne und Buchenlaub, ein hoffnungsloses Heimweh, das er bei seinen Künstlern wiederfinden will. [...] Das Geordnete und Regelmässige, das Brave und Moralische, das man fordert und gar nicht mehr entbehren kann, die Entpersönlichung der Grossbetriebmenschen, die endlose Sachlichkeit der Hauptbücher und Konferenzen, das tägliche Lavieren und Nivellieren, das Maschinenmässige eines höchst kompliziert gewordenen Lebenszustandes lässt im dunklen Untergrund

des Seelen einen Raum, der gar nicht elektrisch beleuchtet sein will, der sich gar nicht regeln lassen will, den Raum der verlorenen Leidenschaften und Urgefühle.»¹²⁰

Die Produktionsmengen von Eisen waren in der Tat gewaltig: Deutschland etwa produzierte um 1890 jährlich 1'700'000 Tonnen Bessemer- und Thomas-Stahl.¹²¹ Anfang des 20. Jahrhunderts verdoppelte sich die weltweite Stahlproduktion beinahe, stieg sie zwischen 1905 und 1926 doch um satte 93 Prozent an, wie in «Metallproduktion der Welt»¹²² nachzulesen ist.

Bezüglich der Verkehrsmittel war es nicht mehr allein die Eisenbahn, die nach Hartmetall verlangte – längst hatte das Automobil in den Städten Einzug gehalten. Bereits im Jahre 1906 sinniert ein nicht näher umschriebener Autor A. T.,

«dass es sich beim Automobilismus doch nicht um eine Kleinigkeit, um einen für die Mehrzahl bedeutungslosen Sport handelt, sondern um eine Erscheinung im Kulturleben, die technisch und wirtschaftlich, und in der Schweiz ganz besonders, die höchste Beachtung verdient.»¹²³

Nur fünf Jahre später, 1911, ist folgende Aufstellung zu finden. Damit machte die Produktion von 1899 nach nur zehn Jahren nicht einmal drei Prozent der Menge von 1909 aus:

«Kein Industriezweig hat sich in den Vereinigten Staaten jemals eines solchen Aufschwungs zu erfreuen gehabt wie der Bau von Kraftfahrzeugen: 1899 Fabrikation von 3723 Autos, 1909 bereits 127'289.»¹²⁴

Lorenz von Stein, Professor für Staatswissenschaften, war bereits 1887 in einem Aufsatz zu «Eisenbahnen und Städtebildung»¹²⁵ auf den Einfluss der Eisenbahn auf Entwicklung und Gestalt moderner Städte eingegangen, gab jedoch zu bedenken, dass viele, teilweise inzwischen untergegangene Städte Jahrhunderte alt seien, also aus Kulturen ganz ohne Eisenbahnen datierten.

1889 wird Camillo Sittes *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen* von einem gewissen F. B. wohlwollend besprochen, der die Kritik am modernen Städtebau insofern vorwegnimmt, als er kommentiert, letzterer sei (verkehrs-) technisch und hygienisch zwar gut, doch künstlerisch bescheiden, ja gar nüchtern.¹²⁶ In «Torhaus und Baukasten»¹²⁷ fasst 1906 der Münchner Professor Karl Hocheder seine Beobachtungen zum vormodernen gegenüber dem modernen Städtebau so zusammen, dass der moderne zu sehr an den Verkehr denke und den Zusammenhang vernachlässige. Nur wenige Monate später konstatiert Karl

Widmer aus Karlsruhe in «Die Grundlagen des neuen Stils»¹²⁸, dass die moderne Technik den ehemals lebendigen Zusammenhang städtischer Gefüge zerrissen habe.

Interessanterweise findet diese Debatte des Fragmentierens von Städten im Zuge der Industrialisierung erst nach dem Zweiten Weltkrieg einen eigentlichen Fortgang in der SBZ. Relevant ist hierbei, dass im Jahr 1950 der Planer Hans Marti der SBZ-Redaktion beitrifft. In «Machen Sie diesen Blödsinn nicht!»¹²⁹ spricht sich Marti in Bezug auf den massiven Ausbau der Verkehrsinfrastrukturen in den Städten Anfang der 1960er-Jahre vehement gegen das Auseinanderdividieren von Stadtteilen durch grosse Verkehrsadern oder -schneisen aus.

Gegenargumente folgen sogleich, vor allem von institutioneller Seite, etwa der «Offene Brief an Hans Marti»¹³⁰ vom St. Galler Kantonsbaumeister Max Werner, weiter die Entgegnungen des Berner Stadtplaners Hans Bosshard, des Ingenieurs P. Soutter sowie des Direktors des Eidgenössischen Amtes für Strassen- und Flussbau Rob. Ruckli.¹³¹ Es muss aber festgehalten werden, dass Marti kein einsamer ‚Rufer in der Wüste‘ war, so unterstützte ihn etwa der St. Galler Paul Trüdinger in einem Leserbrief:

«Sie [eine junge Generation von Freiwilligen] vermag, vom Spezialistentum und vom kurzfristigen Kalkül noch nicht vernebelt, unbefangen den Städtebau vom Menschen her zu sehen und sich für dieses Ideal einzusetzen.»¹³²

1961 erscheint in den USA das Buch *The Death and Life of Great American Cities* der Soziologin Jane Jacobs, ein Plädoyer gegen das Fragmentieren und Trennen städtischer Lebensräume, das Jakob Schilling 1964 in der SBZ wohlwollend besprechen sollte.¹³³

(Das) Werk

Der *Werk*-Redaktor Hermann Röthlisberger (Redaktor 1914-22) publizierte Ende des Ersten Weltkrieges den Aufsatz «Der Nutzbau», worin er seinen Standpunkt zu Funktionalisierung und Rationalisierung des (industriellen) Bauens – und deren Folgen – folgendermassen darlegt:

«Die Fabrik-Gesetzgebung hat Normen aufgestellt; diesen wird Genüge geleistet; jede weitere Massnahme aber wird als unrationelle Belastung des Baubudgets schlankweg abgewiesen. So sind Bauformen in der Industrie entstanden, die in jeder Landschaft und in jedem Stadtbild als Fremdkörper erscheinen, die hart und zufällig wirken. Der Industriebau ist damit ein notwendiges Übel.»¹³⁴

Gleichzeitig fährt er fort:

«Der Maschinen-Ingenieur hat diese Mätzchen [Verlegenheits-Geständnisse etwa der Heimatschutz-Vereinigungen, Anm. der Autorin] sehr bald liegen lassen, er fand eine Konstruktion von innen heraus, und hat dabei die einzelnen Teile der Maschine sorgfältig abgewogen; so ist er zu einer befriedigenden Form gelangt. Im selben Sinn haben vor Jahren schon Architekten in den Industrie- und Handelszentren Amerikas grosse Baumassen von Grund auf durchgebildet, Bureaus über Bureaus getürmt, weite Hallen über Bahngeleise gespannt, an Hafen-Einfahrten Kolosse von mächtigen Silobauten aufgerichtet. Von Grund auf durchgebildet, das will heissen: sie haben den Grundriss dienstbar gemacht, den neuartig geschäftlich organisatorischen Forderungen, haben darüber einen Nutzbau aufgerichtet, und diesen in den Baumassen wuchtig gegliedert. Sie fanden damit für die neuen Forderungen einen architektonisch starken Ausdruck. So stehen diese Nutzbauten neben den Schnelldampfern, neben den mächtigen Lokomotiven und Dynamos ebenbürtig da, als eine neue, künstlerisch beherrschte Form. Mit diesem Anteil eines starken, bewusst schaffenden Künstlers ist aus dem unansehnlichen, notwendigen Übel eine mächtige Architektur geworden. Diese Bauten vertragen sich mit der Landschaft und mit jedem Städtebild, weil ihnen nichts Zufälliges anhaftet, weil sie als ein gewolltes Ganzes künstlerisch beherrscht und damit zwingend sind.»¹³⁵



14_Kindergarten Spitalacker, 1939/40, Städt. Hochbauamt Bern. Beispiel einer Auffächerung des Grundrisses nach Nutzungszonen (aus: *Das Werk*, 1947, H. 1, 6/7)

Röthlisberger also votiert für eine Formgebung, die, vor Le Corbusiers *Vers une architecture* von 1923, aus den Nutzungen und neuen Konstruktionsweisen heraus generiert werde, und gehörte damit sinngemäss der Gruppe der Verfechter eines *form follows function* an. Die von Röthisberger genannte ‚Dienstbarmachung des Grundrisses‘ führte erneut zu einer ‚Verästelung‘ oder Aufsplitterung, also

Fragmentierung desselben. Architekt und Autor Curt Behrendt meint zum Thema «Grundrisskunst» 1920:

«Die fortschreitende Entwicklung der Technik im neunzehnten Jahrhundert hat zu einer unaufhörlichen und immer mehr sich gliedernden Anpassung der menschlichen Arbeitskräfte an bestimmte, sich ständig neu herausbildende Sonderaufgaben, zu einer weitgehenden Arbeitsteilung und Spezialisierung geführt. Diese Spezialisierung ist eingetreten sowohl innerhalb der einzelnen Gewerbe als auch in den Tätigkeitsgebieten der einzelnen geistigen Berufe. [...] Die Folge dieser Entwicklung ist die Herausbildung besonderer, aus den unzähligen neuen Aufgaben sich ergebender Bedürfnisse und Zwecke. Und diese Zwecke erleben allmählich eine immer stärkere Sonderentwicklung und Verselbständigung, die sich [...] auch in den Raumformen niederschlägt.»¹³⁶

Gemäss dieser Logik führt *eine* Funktion zu *einer* Form, folglich führt eine *andere* Funktion eben zu einer *anderen* Form. Diese Aufsplitterung oder Zerlegung der einzelnen Funktionen nach Räumen bedeutet eine Addition nicht nur der Funktionen, sondern auch der Flächen – und lässt folglich die Auffächerung [14], die Ausbreitung der benötigten Grundrissflächen quantitativ wachsen. Behrendt beobachtet treffend:

«Wie hat sich allein im Wohnhaus die Zahl der Räume durch diese Spezialisierung der Zwecke vermehrt! Um 1800 noch kannte man ausser dem gemeinsamen Wohnraum [...] und der Küche für besondere Zwecke nur noch die Schlaf- und allenfalls die Kinderzimmer. Heute wird neben dem Wohnzimmer ein besonderes Esszimmer gefordert, ferner ein Herrenzimmer, vielleicht auch ein Damenzimmer und Bibliothekzimmer, daneben wohl gelegentlich auch noch ein eigentliches Gesellschaftszimmer, dazu eine Flucht von Schlafräumen für die Eltern, Kinder und Gäste nebst Ankleidezimmern.»¹³⁷

Auch von den Konsequenzen für des Architekten Arbeit spricht er:

«Die Bewältigung derart komplizierter Grundrissaufgaben, die Durchbildung weitläufiger und vierräumiger Plananlagen erfordert vom Architekten besondere organisatorische Fähigkeiten: einen klar rechnenden Verstand und ein stark ausgeprägtes Kombinationstalent. – Eigenschaften, an denen es der Gegenwart nicht mangelt. Im Gegenteil, die Neigung und die Gabe zu organisieren, ist eine der hervorragendsten Eigenschaften des Zeitalters industrialistischen Grossbetriebs. Darum ist dieser Zeit auch die Lösung solcher schwierigen Grundrissaufgaben besonders gut gelungen. Ja, man wird behaupten dürfen, die eigentliche Stärke der modernen Baukunst liege in dieser organisatorischen Gabe der Grundrissgestaltung.»¹³⁸

Diese bewusst ausführlich wiedergegebenen Zitate legen eine gewisse Parallelität – um den Ausdruck Hodlers aufzugreifen – nahe zwischen der Spezialisierung der Industriearbeit, zu Beginn insbesondere in den Fabriken Nordamerikas mit ihren Fließband-Produktionsanlagen, und der Auffächerung der Grundrisse in die Fläche. Analog der Fabrikarbeit werden die Funktionen des Alltags in Spezialisierungen zerlegt und damit räumlich ausgebreitet, entgrenzt und fragmentiert. Entsprechend verschiebt sich der Schwerpunkt – und das Selbstverständnis – der

Arbeit des Architekten vom (Raum-) Künstler zum verstandesmäßigen Rechner und Organisator effizienter Grundrisse.

Diese Parallelität aber verweist nicht länger auf jene von Hodler beschriebene Einheit von Natur und Empfindung, vielmehr auf eine nach Regeln der Effizienz des (Wirtschafts-) Kapitalismus strukturierte Arbeitsteilung. Die neue Einheit gilt der räumlichen Organisation von Funktionen im Sinne etwa des Fordismus eines Henry Ford oder des Taylorismus Frederick Winslow Taylors.¹³⁹ Womit der Architekt kein Künstler mehr ist, sondern ein Manager effizienter Arbeitsabläufe.

Das nachhaltig wirksame Credo der architektonischen Moderne *form follows function* muss vor diesem Hintergrund neu - oder jedenfalls präziser - interpretiert werden. *Form follows function* bedeutet, dass die ‚Funktion‘ im Sinne effizienter Arbeitsteilungen von industriellen Produktionsanlagen zu verstehen ist - und nicht primär als Tätigkeit oder Handlung im Alltagsleben. Damit steht *form follows function* seit um 1900 klar im Dienste des Industriekapitalismus - und weniger einer Humanisierung des Bauens, wie es die Avantgarde des Neuen Bauens proklamiert und ursprünglich verstanden hatte.

Hierin liegt wohl eine zentrale Ursache der *Divergenz* zwischen der beabsichtigten Dienstbarmachung des Bauens für den Menschen, wie dies die Architekten beabsichtigten, und der effektiv eingetretenen Rationalisierung desselben, die den Bedürfnissen der Menschen realiter oft entgegensteht.

Röthlisberger hat die Schattenseiten dieser Entwicklung bald erkannt. Bereits 1920, nur zwei Jahre nach «Der Nutzbau», schreibt er «Geld und Geist»¹⁴⁰, worin es ihm nicht länger nur ums Bauen geht. Röthlisberger ist desillusioniert, seine Überlegungen basieren auf den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges. Er sucht nach ‚Ursachen‘ des Geschehenen - und findet diese mitunter in der ‚Schwerindustrie‘ und den ‚Grossbanken‘. Für ihn sind beide - die Grossen des Finanz- wie des Produktionssektors - ‚Förderer‘ und damit Mitschuldige des Krieges. Denn Geld hat den Lauf der Dinge diktiert, Geld ohne Geist, so Röthlisberger. In der Folge lässt der Redaktor vermehrt Schriftsteller wie Hermann Hesse - mit dem Gedicht «Es kommt ein Gewitter»¹⁴¹ - zu Wort

kommen oder Robert Walser mit den Schriftstücken «Herbstnachmittag»¹⁴² und «Stadt und See»¹⁴³. 1922 stirbt Röthlisberger unerwartet.¹⁴⁴

Bauen + Wohnen

Bauen + Wohnen widmet sich regelmässig dem Thema der technischen respektive Haus-Installationen; Artikel wie «Heizung und Heizsystem»¹⁴⁵ sind wiederholt zu finden, ebenso solche zur Entwicklung der Küchengeräte, Sanitäreanlagen, zu Lichtquellen oder gar, als exemplarische Nennung, zu «Studien über Sitzformen»¹⁴⁶. Was hier nun zu beobachten ist, ist das Auseinanderdividieren der Hausteile.

Auch zu Stand und Forschung im Bereich der Baustoffe und Material-Technologie wird berichtet. Wiederum in «Am Rande» schreibt Füeg 1959:

«Die Kunststoffe haben als Produkt und die Herstellung und Anwendungsweise enthalten als Prozess wichtigste Merkmale der zweiten industriellen Revolution. Im Gegensatz zum Holz, das gewachsen ist, das Eigenschaften ‚mitbringt‘, die unveränderlich sind, können die Eigenschaften der Kunststoffe gewünscht und gewählt werden.»¹⁴⁷

Füeg zielt auf den Ersatz organischer Materialien wie Holz oder Lehm durch anorganische, Kunststoffe wie Plastik, Glas etc.

Im hinteren Teil der *Bauen + Wohnen*-Chroniken sind Listen zu den Unternehmen der gezeigten Objekte zu finden, ebenso Konstruktionsblätter mit Detailzeichnungen von Bauwerken. Diese Konstruktionsblätter sind auf dickes Papier gedruckt und gegen die Zeitschriftenmitte hin perforiert – und können folglich herausgerissen werden. Damit wurden sie für den praktizierenden Architekten zum Hilfsblatt, das unter das damals übliche Skizzenpapier gelegt und überzeichnet werden konnte.

Die Art der Aufmachung von *Bauen + Wohnen* erinnert über weite Strecken an einen Katalog. Es ist nur folgerichtig, dass die Angaben zu Unternehmen und Konstruktionslösungen mit tabellarischen Aufstellungen zu den Kosten der dargestellten Objekte ergänzt werden. Dieser Aufbau als Katalog ist in gewissem Sinne erneut eine Form der Addition – der Addition von Teilen, hier von exemplarischen Bauten; in der Form der Präsentation ihrerseits oftmals zerlegt in die Bereiche Heizung, Sanitär, Küche etc. Entgrenzung und Fragmentierung findet hier in nochmals verkleinertem Massstab statt: im Bereich der Haustechnik.

Bezogen auf die drei Organe *SBZ*, *Werk* und *Bauen + Wohnen* lässt sich demnach sinngemäss eine stete Reduktion oder Verkleinerung der primär fokussierten Massstäblichkeit beobachten. Während die *SBZ* die städtebauliche Ausbreitung über Eisenbahn und Automobil thematisiert und im *Werk* von der Dienstbarmachung der Grundrisse in die einzelnen Funktionsbereiche – vom Herrenzimmer über die Gästezimmer bis zur Ankleide – die Rede ist, geht *Bauen + Wohnen* mit Nachdruck der Haustechnik und den Materialfragen nach.

Heimatschutz

Mobilität – und damit Entgrenzung – kann für Menschen immer auch Migration bedeuten, also nicht temporäre Verschiebung des Lebensmittelpunktes, etwa auf einer Reise, sondern endgültige Umsiedelung. Im *Heimatschutz* bilden die Infrastrukturbauten der Wasserkraft-Industrie ein wiederkehrendes Thema.

Im Grundsatz steht die Zeitschrift den Projekten der Kraftwerke kritisch gegenüber, doch werden auch gute Beispiele von Fluss-Stauungen vorgestellt, etwa das Kraftwerk Birsfelden von Hans Hofmann, einem Mitglied der Vereinigung Schweizer Heimatschutz. Beim (gefluteten) Sihlsee wird lobend vom Prinzip des Realersatzes gesprochen: Durch Melioration von Streuland ist der nötige Boden gewonnen worden, den enteigneten Bauern Ersatzland bieten zu können.¹⁴⁸

Breit dokumentiert aber wird, nunmehr als beklagenswertes Beispiel, die Überflutung des Ortes Graun im Vintschgau im italienischen Südtirol [15].¹⁴⁹ Alois Nogler, Bürgermeister von Graun – ursprünglich bewohnt und bewirtschaftet von rund 100 Familien –, richtete am 8. Oktober 1949 an einer der letzten Gemeindeversammlungen, bereits nach begonnener Flutung, folgende – im *Heimatschutz* zitierten – Worte an die Bewohner und Bewohnerinnen der umliegenden Regionen:

«Verschiedene Familien von Graun haben, gezwungen durch den bevorstehenden Untergang ihrer alten Heimat, sich in andern Gemeinden von Südtirol und des Trentino angesiedelt. [...] Wir richten an alle Gemeinden, deren neue Bürger die Vertriebenen geworden sind oder in Zukunft noch werden sollen, die herzlichste Bitte, sie mit Freundlichkeit und offenen Herzens aufzunehmen und nicht als fremde und lästige Eindringlinge zu behandeln.»¹⁵⁰



15_Reschen, Oktober 1949 (teilüberflutet). Die Jugend hat ihr Vergnügen an der steigenden Wasserflut; denn sie weiss nicht was sie verliert. Den Ältern freilich ist es anders zumute (aus: *Heimatschutz*, 1949, Nr. 4, S. 112)

In den Jahren zuvor war in der Schweiz ursprünglich beabsichtigt gewesen, das Rheinwald-Tal um Splügen mehrheitlich zu fluten, wogegen sich Talbewohner wie Vereinigung Heimatschutz vehement wehrten – mit Erfolg.¹⁵¹ In den 1950er-Jahren galt der Kampf sowohl dem Kraftwerk Rheinau¹⁵² an der Grenze zu Deutschland als den zusammen mit Italien projektierten Bauten und Massnahmen zur Stauung des Flüsschens Spöl, das im S-charl-Tal südöstlich von Zernez im Unterengadin fliesst, im Bereich des Schweizer Nationalparks.¹⁵³

Doch als sich im Oberengadin eine Gegnerschaft gegen die Corvatschbahn formierte und diese den Schweizer Heimatschutz aufforderte, öffentlich gegen das Projekt Stellung zu beziehen, widmet das Organ desselben der geplanten Bahn einen ausführlichen Artikel. Dabei benennt der Schreibende, Ernst Laur, sowohl die Befürworter der Bahn – die Einwohner und Bürgergemeinden des Oberengadins – als auch die Gegner:

«Auf dem jetzt noch stillen und idyllischen Wiesengelände jenseits des Inn bei Surlej, also im Gebiet, wo die Talstation der Bahn und die Parkplätze gebaut würden, besitzen einige ‚Unterländer‘ ihre Sommerhäuser.»¹⁵⁴



16_Blick auf das winterliche Gletschergebiet des Corvatsch-Massivs. Beim Kreuz rechts ist der oberste Tragmast vorgesehen. Der Kreis deutet die Bergstation an (Originallegende) [aus: *Heimatschutz*, 1958, Nr. 3/ 4, S. 104]

Dafür wollte sich der *Heimatschutz* nicht einspannen lassen. Mit feinen Kreisen oder Kreuzchen markiert er die wenigen baulichen Eingriffe der projektierten Bahn auf in der Zeitschrift veröffentlichten Bildern respektive Fotos - und befürwortet das Projekt insgesamt [16].

Damit vertritt der *Heimatschutz* bereits in den frühen Nachkriegsjahren eine insofern als nachhaltig zu bezeichnende Position, als er wirtschaftliche und soziale Bedürfnisse und Interessen in seine Überlegungen mit einbezieht - hier diejenigen der wenigen ‚Unterländer‘ mit ihren Feriendomizilen in den Bergen gegenüber jenen,

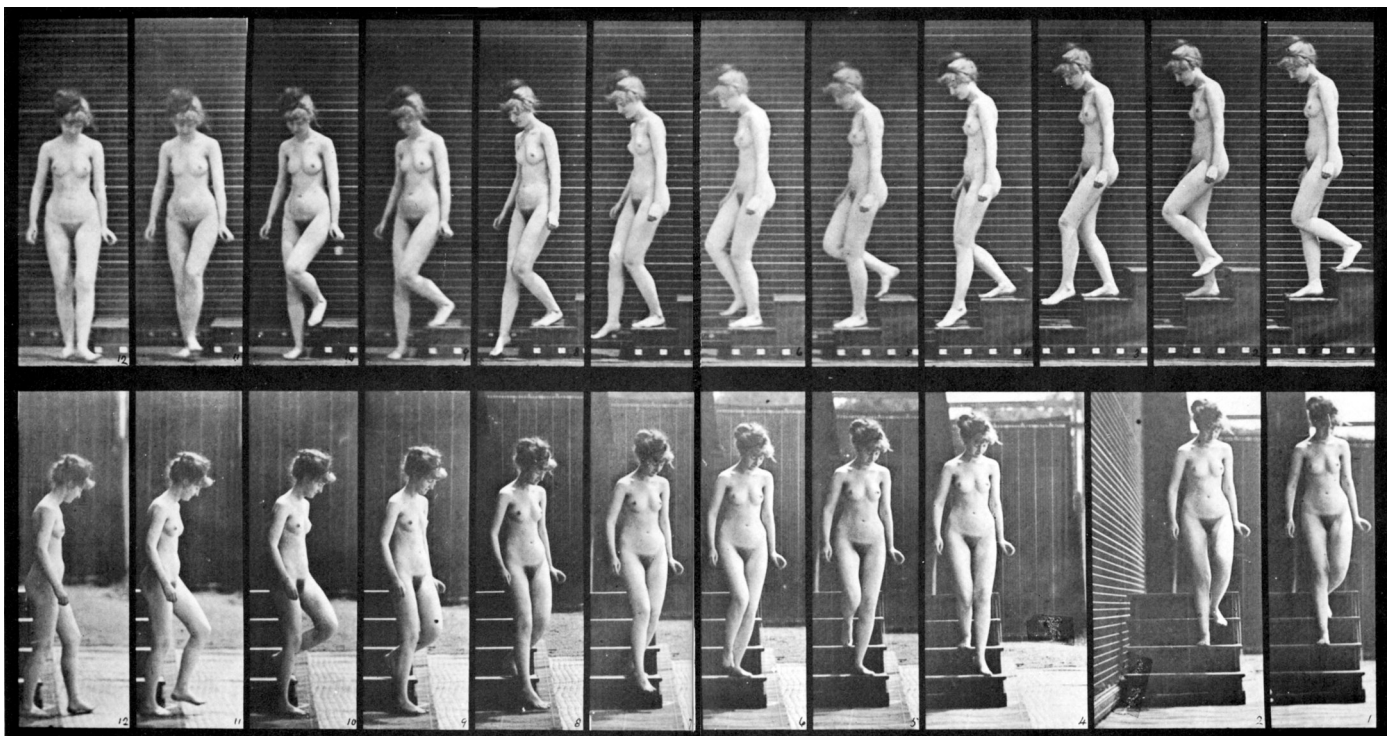
die das ganze Jahr vor Ort leben, die einheimische Bevölkerung und deren Möglichkeiten, den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen.

Fallbeispiel A

Der ‚gläserne Mensch‘

Edward Muybridge (1830–1904) publizierte 1901 die Serie *The Human Figure in Motion* [17]. Wie diese anschaulich zeigt, erfolgte die Erforschung und Vermessung des Menschen auch über das Medium der Fotografie. Muybridge zerlegte menschliche Bewegungen in eine Vielzahl von Einzelaufnahmen, die es nachher erlaubten, Bewegungsradien – und mit ihnen deren Platzbedarf – von einzelnen Handlungen relativ präzise auszumessen. Der Mensch, hier eine nackte Frau, wurde zum wissenschaftlichen Objekt, einsehbar oder ‚gläsern‘. Der Begriff des ‚gläsernen Menschen‘ verweist auf ein in den 1920er-Jahren vom Deutschen Hygiene-Museum entwickeltes anatomisches Menschenmodell aus durchsichtigem Kunststoff.

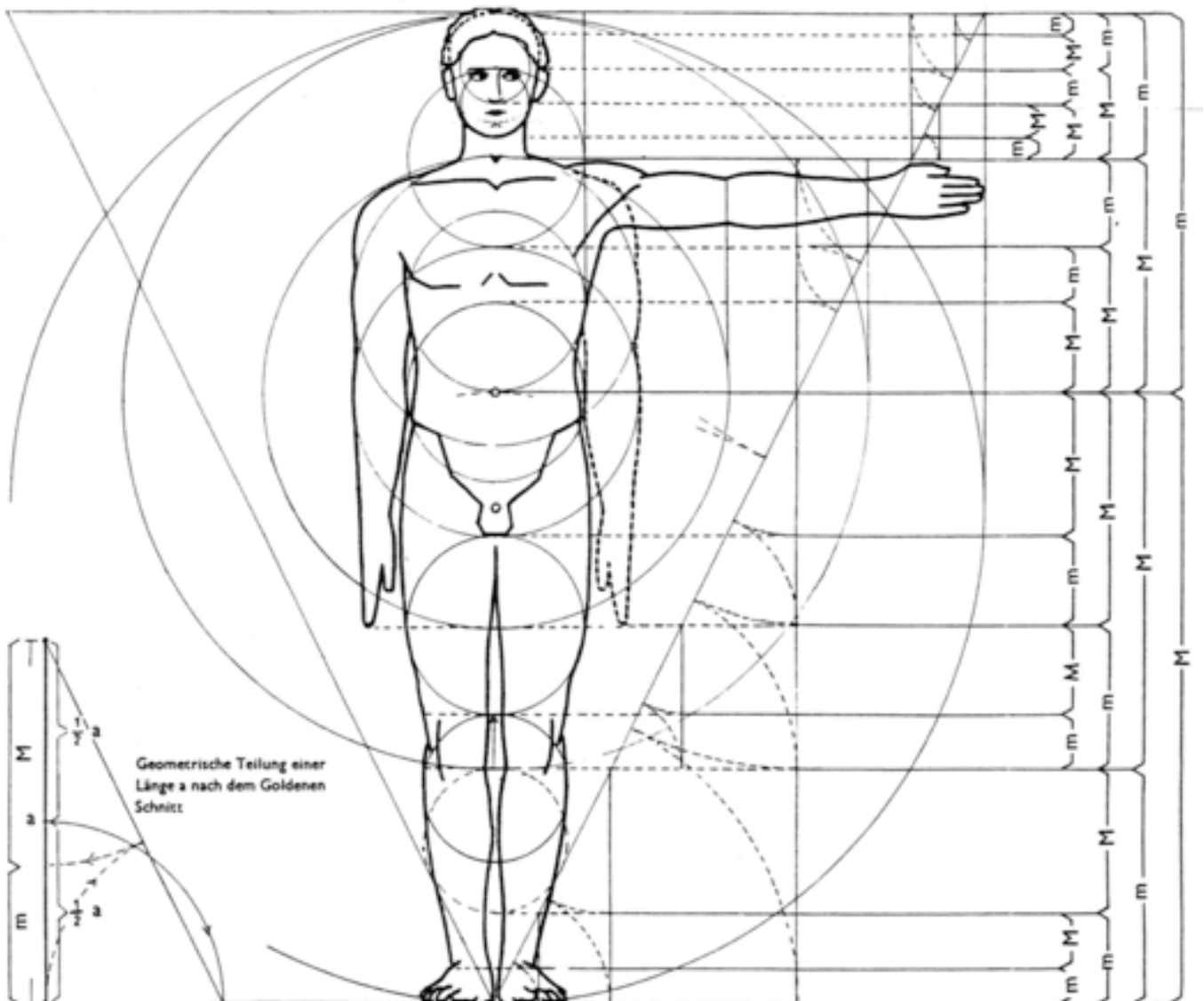
Das 19. Jahrhundert kannte noch weitere Formen des Aus- oder Vermessens, gilt es doch generell als das Jahrhundert der grossen Landesaufnahmen in Form gedruckter Karten. So datiert beispielsweise in der Schweiz die so genannte Dufour-Karte, eines der frühesten amtlichen Kartenwerke überhaupt, aus den Jahren 1845 bis 1865.



17_Edward Muybridge, *Woman Walking Downstairs* aus *The Human Figure in Motion*, um 1901 (aus: Edward Muybridge, *The male and female figure in motion*, New York 1984)

Es war nunmehr nur ein kleiner Schritt von den naturalistischen Foto-Sequenzen des Fotopioniers Muybridge zu den abstrahierten Darstellungen menschlicher Figuren [18], wie sie Ernst Neufert (1900–86) erstmals 1936 für seine *Bauentwurfslehre*¹⁵⁵ verwenden sollte. Der Schritt der Abstraktion ist insofern bedeutend, als Neuferts Figuren nicht länger den Status einer wissenschaftlichen Analyse eines spezifischen Lebewesens einnehmen, sondern jenen einer genormten Massfigur reklamieren. Und damit eines Hilfsmittels, das für die Planung von möglichst vielen, grundsätzlich auf der ganzen Welt unverändert gültigen Wohn-, Arbeits- und Freizeiträumlichkeiten als Referenz zu dienen hat.

Wie die Figur in der unten stehenden Abbildung zeigt, handelt es sich trotz einer weitgehenden Abstraktion um ein männliches Wesen. Die ‚Massverhältnisse des Menschen‘ – wie die Legende noch in der Ausgabe des Jahres 2005 lautet – rekurrieren unmissverständlich auf einen männlichen Erwachsenen, mit einem Gesichtsausdruck, der durchaus an Abbildungen etwa des alten Römers Julius Cäsar erinnern kann. ••



18_«Das Mass aller Dinge, Massverhältnisse des Menschen» (aus: Neufert 2005, S. 38)

Fallbeispiel B

Zersiedelung

Mobilität verkürzt Distanzen. Ursprünglich jedoch war das Wohnen ausserhalb der aufstrebenden Metropolen Ärmern zugedacht, den Arbeiterfamilien und dem unteren Mittelstand; denn die – grossen – Etagenwohnungen in den Zentren der Städte waren teuer.

So schrieb der Unternehmer C. Schindler-Escher im Jahre 1885 den Wettbewerb für «Freistehende Arbeiterhäuser auf dem Lande» aus, in der Absicht,

«dass die Frage der Herstellung einfacher und billiger Arbeiterhäuser von fachmännischer Seite gründlich studirt werde und dass eine Reihe von practischen Vorschlägen für solche Bauten einlaufen. [...] Der Zweck des Preisausschreibens ist ein durchaus philanthropischer [...]. Herr Schindler-Escher will durch die Möglichkeit der Herstellung solcher billiger Wohnungen dem immer grösser werdenden Zudrang von Arbeitskräften nach den Städten, wo zu verhältnissmässig hohem Miethzinse oft nur gesundheitsschädliche und enge Wohnungen zu haben sind, wo die Arbeiterfamilien in der Folges des grösseren Aufwandes und der vermehrten Gelegenheit zum Geldausgeben nicht vorwärts kommen können, einen Damm entgegensetzen und zeigen, dass man in einem eigenen Hause, z. B. in der Nähe einer Eisenbahnstation auf dem Lande, gesunder, besser, billiger und glücklicher leben und in Folge der bestehenden Eisenbahnabonnemente doch seine Arbeit in der Stadt finden kann.»¹⁵⁶

Interessant ist weiter ein Wettbewerb aus der Zwischenkriegszeit. Der «Schweiz. Wettbewerb zur Erlangung von Vorschlägen für ganz billige Einfamilienhäuser mit Gartenland»¹⁵⁷ gab die Grösse der Fläche für einen gewünschten Aussenraum an, ausgerichtet auf den Nahrungsmittelkonsum einer Schweizer Durchschnittsfamilie. Nicht nur die Häuser selbst hatten günstig zu sein; die Bewohnerschaft der Siedlung sollte durch Eigenproduktion von Gemüse, Eiern, allenfalls (Hühner-) Fleisch möglichst als Selbstversorgerin leben und somit erneut Geld einsparen können.¹⁵⁸

Noch während des Zweiten Weltkrieges baute in Zürich die Siedlungsgenossenschaft ‚Sunnige Hof‘ eine gleichnamige Arbeitersiedlung in Zürich-Schwamendingen [19]. Es handelt sich um 51 Einfamilienhäuser mit Geräteschuppen, erbaut innerhalb von acht Monaten im Jahre 1943 von Architekt Karl Kündig.¹⁵⁹ Der Hinweis auf die Geräteschuppen ist durchaus wesentlich, ging man doch wiederum davon aus, dass die Bewohnerinnen und Bewohner in ihren Gärten Gemüse für den Eigengebrauch anpflanzten.



19_«Sunnige Hof», Einfamilienhaus-Siedlung in Zürich-Schwamendingen von Karl Kündig. Günstiges Wohnen am Stadtrand (aus: *SBZ*, 1944, Bd. 124, Nr. 22, S. 288)

Nach dem Zweiten Weltkrieg schwand die Bereitschaft, eigens Lebensmittel herzustellen – hatte doch nicht nur der Supermarkt auch hierzulande auf breiter Ebene Einzug gehalten, sondern stiegen gleichzeitig der Lebensstandard und damit die verfügbaren Mittel einer Schweizer Durchschnittsfamilie merklich an.



20_ Göhner-Siedlung, Adlikon. Mittelständisches Wohnen im Grünen (aus: *Das Werk*, 1972, Nr. 3, S. 131)

Städtebaulich entstanden nunmehr vielgeschossige Siedlungen an den Stadträndern oder weiter draussen im Grünen, die durchaus für den Mittelstand – als Wohnen in der ‚gesunden‘ Natur – konzipiert waren. Vielerorten baute insbesondere Ernst Göhner so genannte Göhner-Siedlungen [20]:

Scheibenhochhäuser mit vorgestellten Balkontürmen, in der Höhe variierend, vorgefertigt aus Betonelementen mit einheitlichen Öffnungen.¹⁶⁰

Es sind derlei Siedlungen, die ein halbes Jahrhundert später als Schlafstädte diskreditiert sind. Der Begriff deutet auf den ursprünglich anvisierten ‚hegemonialen Nutzer‘ hin, den verheirateten Mann, der morgens zur Arbeit in die Stadt pendelt und abends zurück aufs Land fährt, also zu Hause schläft, während seine Frau und allenfalls die Kinder auch tagsüber in den bezüglich ihrer Infrastruktur oft ungenügend ausgerüsteten Siedlungen verweilen.

Entsprechend sind die Siedlungen nicht nur bezüglich ihrer Vorgefabrikations-Bauweise normiert, sondern auch in den Grundrissen auf eine als Durchschnittsfamilie geltende Lebensgemeinschaft von Erwachsenen und Kindern ausgerichtet. Eine Göhner-Wohnung aus den 1970er-Jahre beispielsweise ist folgendermassen aufgebaut: Nach dem Eingang gelangt man in ein als halbes Zimmer geltendes Foyer, das als Arbeits-, Gäste- oder allenfalls Kinderzimmer genutzt, aber nicht abgeschlossen werden kann, es folgt der Korridor, an dessen einer Seite sich zwei kleinere (Kinder-) Zimmer, ein Bad mit separatem WC, die Laborküche und der offene Essbereich aufreihen, während gegenüberliegend das grössere (Elternschlaf-) Zimmer und der zum Essen hin durchfliessende Wohnbereich liegen.

Wer es sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts leisten kann, zieht aus – viele wohl in frei stehende Einfamilienhäuser noch ‚weiter draussen‘. Ob der Grund darin liegt, dass die Wohnungen in den vorgefabrizierten Hochhäusern formal den Bildern von Schönheit und Geborgenheit ihrer Bewohnerschaft widersprechen? Oder ist es die Position des Mieters, die die Leute gegen jene des Eigentümers eintauschen wollen? In jedem Fall sinkt das Sozialprestige der Schlafstädte, während das Wohnen im Eigenheim auf der grünen Parzelle an Attraktivität gewinnt. Grüne Parzellen aber finden sich stets weiter ausserhalb der Zentren, wodurch die Distanzen für Pendler erneut wachsen. Wiederum manifestiert sich das Phänomen der Entgrenzung, der Fragmentierung – heute besser bekannt unter dem Begriff der Zersiedelung.

Eine gezielte ‚Rückkehr‘ in grosszügige Stadtwohnungen gewinnt bei einem Teil der Bevölkerung erst nach dem Jahr 2000 in vermehrtem Ausmass an Beliebtheit. ••

1.2. Reflektierende Interpretation:

Zerlegen, Vermessen, Abstrahieren

1.2.1. Wissen ordnen – Oder: die Auslege-Ordnung

Es erscheint symptomatisch, dass der Titel der ersten regelmässigen Zeitschrift mit technischer Ausrichtung der deutschsprachigen Schweiz *Die Eisenbahn* hiess. Eisenbahnen waren einerseits Produkte der Industrialisierung, also Maschinen, die der persönlichen Fortbewegung und dem Transport von Gütern dienten, andererseits führten sie zu einer Veränderung sowohl der Wahrnehmung als auch der Nutzung von Räumen.

Die Überwindung der knapp 25 Kilometer zwischen Baden und Zürich beispielsweise verkürzte sich markant, als im Jahr 1848 die erste Bahnstrecke der Schweiz in Betrieb genommen wurde, die so genannte Spanisch-Brötli-Bahn. Inskünftig war es möglich, für ein Geschäft oder einen Besuch nach Zürich und Stunden später wieder zurück nach Baden zu fahren. Die Distanzen zwischen örtlich determinierten Tätigkeiten, die an einem Tag verrichtet werden konnten, wuchsen sprunghaft an, entsprechend lagen die Endpunkte dieser Distanzen weiter auseinander denn je zuvor.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kam das Automobil dazu, wie das selbständig mobile Gefährt in der frühen Phase genannt wurde. Erinnerung sei an ein Zitat¹⁶¹ aus der hier voran stehenden darstellenden Interpretation, als A. T. im Jahre 1906 sinnierte,

«dass es sich beim Automobilismus doch nicht um eine Kleinigkeit, um einen für die Mehrzahl bedeutungslosen Sport handelt, sondern um eine Erscheinung im Kulturleben, die technisch und wirtschaftlich, und in der Schweiz ganz besonders, die höchste Beachtung verdient.»¹⁶²

Bewegungsradien und Räume wurden entgrenzt, ihre Grenzen also weiter hinaus geschoben. Doch mit dem Hinausschieben von Grenzen vergrössern sich nicht nur die einzelnen Territorien. Es findet ebenso ein Auseinanderdividieren der individuellen wie der kollektiven Lebensräume der Menschen statt.

Es ist die Zeit, als im Zuge der Industrialisierung der private Raum nachhaltig vom öffentlichen getrennt werden sollte.¹⁶³ Viieldiskutiert ist beispielsweise die Trennung, die sich in der Folge zwischen der Lebenswelt der bürgerlichen Frau, die Haus und Kinder zu betreuen hat, und jener des Mannes aufbaut, der seiner Arbeit ausserhalb des Hauses in einer generell als öffentlich konnotierten Sphäre nachgeht.

Tätigkeiten wie Verantwortlichkeiten werden aufgeteilt – was wiederum einer Spezialisierung gleichkommt –, während, reziprok, den unterschiedlichen Tätigkeiten, also Spezialisierungen je spezifische, örtlich fixierte Räume zugewiesen werden. Erneut findet Entgrenzung statt: das Auseinanderdividieren von Funktionen auf je spezifische, voneinander getrennte Zimmer oder Orte.

Wie in Fallbeispiel A gesehen, werden um 1900 auch menschliche Handlungen und daraus resultierende Bewegungsabläufe wissenschaftlich analysiert und in Teile zerlegt, um dann, den technischen Möglichkeiten der Zeit entsprechend, präzise aufgezeichnet und vermessen werden zu können. [17] In den 1930er-Jahren ist es der schon mehrfach erwähnte Deutsche Neufert, der sich dem Vermessen menschlicher Bewegungen und daraus resultierender Raumbedürfnisse annimmt. Als Architekt und Mitglied von Normungsgremien verfasste er das 1936 erstmals erschienene Handbuch *Bauentwurfslehre*. [18]

Rund 180 Jahre früher, nämlich im 18. Jahrhundert hatte der Botaniker und Arzt Carl von Linné (1707–78) zwei international einflussreiche Werke, *Species Plantarum* (erste Auflage 1753) und *Systema Naturae* (zehnte Auflage 1759), geschrieben, worin er ein System zur Unterscheidung und Benennung von Pflanzen entwickelte. Er schuf damit eine Art Prototyp einer Auslege-Ordnung – in seinem Fall für die Welt der Botanik –, ein früher Versuch also, sich im eigenen Untersuchungsgebiet einen systematischen Überblick zu verschaffen.

Nun wohnt dem Wort Auslege-Ordnung gewissermassen ein räumliches Moment inne, benötigt man fürs Auslegen von etwas doch eine genügend grosse Fläche. Ausgelegt auf einer (grossen) Fläche aber, bedeutet Auslege-Ordnung gleichzeitig, dass durch das Verteilen oder Entgrenzen der einzelnen Teile das ehemalige Gefüge, eine Art ‚Ganzheit‘ verloren geht.

Die Philosophin Klinger schreibt, dass nunmehr ausgelegte oder ausdifferenzierte Bereiche

«ihrer jeweils eigenen Logik [folgen] und ihre systemspezifische Rationalität offenbar nur um so effizienter [entwickeln], je weitgehender sie von der Rücksicht auf und von der Sorge um ein übergreifendes Ganzes entlastet sind. [...] Mit dem Niedergang des christlichen Weltbildes ist nicht etwa nur ein altes, überlebtes sinnstiftendes Weltbild durch ein neues, zukunftsträchtigeres ersetzt worden, sondern ‚es verdunkelte sich die Idee der Ganzheit selber‘. Diese Verdunkelung hat nicht unwesentlich zu dem beispiellosen Sonnenaufgang des Subjektiven in der Moderne beigetragen.»¹⁶⁴

Im Folgenden soll das Trennen und Fragmentieren von Räumen ausgeführt werden – sowohl auf der Makro-, der städtebaulichen Ebene, als auch der Mikro-, der Ebene eines einzelnen Hauses –, um dann – am Beispiel des Ingenieurs – einer beruflichen Spezialisierung nachzugehen.

Reaktionen und Widerstände gegen diese trennenden Entwicklungen schliessen das Kapitel des Fragmentierens ab, konkret anhand von Voten des *Heimatschutzes* und einiger Verantwortlicher des jungen *Werk*, die sich 1914 als Verfechter der (schwindenden) Ganzheiten engagierten.

Wichtig ist festzuhalten, dass das mittels der untersuchten Quellen diagnostizierte Phänomen des Fragmentierens und Entgrenzens ein Merkmal darstellt, das die Entwicklung der Moderne in Architektur und Städtebau Ende des 19. und im 20. Jahrhundert charakterisiert. Ein weiteres zentrales Phänomen ist mitunter der Einfluss der Hygiene-Bewegung auf die Bauentwicklung, wie sie beispielsweise Christof Kübler am Fall des Höhenkurortes Davos anschaulich nachweist.¹⁶⁵ Dort zeigt die Bewegung vertikal weg vom – von krank machendem ‚Miasma‘ verseuchten – Boden in die Höhe der ‚reinen‘ Luft, während das Fragmentieren und Entgrenzen horizontal weg von überfüllten Stadtzentren in noch ‚unverbrauchte‘ Landschaften weist.

1.2.2. Zonierung der Stadt

Das Fragmentieren von Tätigkeiten und Flächen entspricht im Bereich des Städtebaus der in der Moderne proklamierten Zonierung des Stadtgrundrisses, so etwa in die Bereiche Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Infrastruktur, wie von Le Corbusier (1887–1965) in *Urbanisme* von 1925 gefordert.

Schon Jahre früher findet sich in der *SBZ* beispielsweise ein Beitrag Hocheders, betitelt «Torhaus und Baukasten»¹⁶⁶. Dort charakterisiert der

Autor 1906 den ‚neuen‘, modernen Städtebau dahingehend, dass er zu sehr an den Verkehr denke und, im Vergleich zum ‚alten‘, vormodernen, den Zusammenhang vernachlässige. Wenige Monate später konstatiert ein Herr Widmer, dass erst die moderne Technik den ‚lebendigen Zusammenhang‘ älterer städtischer Gefüge zerrissen habe.¹⁶⁷ Der vernachlässigte oder zerrissene Zusammenhang deutet damit sowohl auf Entgrenzung als auf einen Verlust von Ganzheit hin.

Schon Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Brite Ebenezer Howard (1850–1928) seine Überlegungen zu einer Gartenstadt in der Publikation *Tomorrow. A Peaceful Path to Social Reform* (1898) aufgeschrieben, die 1902 unter *Garden Cities of Tomorrow* neu aufgelegt wurde und 1907 erstmals auf Deutsch erschien: *Gartenstädte in Sicht*. Howard sah eine Stadt vor, die aus mehreren Teilen oder Clusters aufgebaut war, wobei die zentrale Mitte 58'000 Einwohner aufnehmen sollte, während die sechs radial um erstere gelegten Kerne je 32'000 Bewohner beherbergten. Eine *Inter Municipal Railway*, eine Rundbahn, garantierte die Mobilität zwischen den Teilen; insgesamt war sie für eine Fläche von knapp 27'000 Hektaren (66'000 acres) angedacht. Howards Ziel war, eine Stadt von insgesamt 250'000 Einwohnern ohne Slums (*slumless*) und ohne Rauch (*smokeless*) weitab der überfüllten Metropolen zu realisieren. Jeder der einzelnen Stadtteile war von Grünräumen umgeben: Die Utopie einer in Teile gegliederten, von Landschaftsräumen durchgrüntem Stadt, die sich in die Fläche ausdehnen konnte.

Charles Fourier (1772–1836), frühsozialistischer französischer Theoretiker, Reformier und Utopist, hatte seine Vision einer Phalanstère, einer industriellen Produktions- und Wohngenossenschaft auf dem Lande, bereits ein gutes halbes Jahrhundert früher in den 1830er-Jahren entwickelt. Später stellte Tony Garnier (1869–1948), wiederum in Frankreich, seine Vision einer Industriestadt vor, die ihrerseits in untereinander getrennte Sektoren aufgeteilt war: *Une cité industrielle. Étude pour la construction des villes* hiess sein Projekt, das 1917 erschien. 1925 publizierte Le Corbusier dann sein bereits erwähntes Werk *Urbanisme*, das vier Jahre später unter *Städtebau* auf Deutsch verbreitet wurde. Le Corbusiers damalige Vision war eine Stadt im Park: nicht dicht, aber durchgrünt.

In diesem Zusammenhang muss ein weiteres Vorhaben, diesmal aus den USA, erwähnt werden. Der Doyen der nordamerikanischen Architektur des frühen 20. Jahrhunderts, Frank Lloyd Wright (1867–1959), hatte 1932 einen Artikel unter dem Titel *The Disappearing City* veröffentlicht. *Braodacre City*, wie das Projekt generell genannt wird, sollte die Stadt als dichte Ansammlung von Bauten nun aber ganz zum Verschwinden bringen, schliesslich, so Wrights Vorstellung, bewirtschaftete jede Familie oder Lebensgemeinschaft dezentral das eigene Stückchen Land, den eigenen *acre*, um jeweils möglichst autark leben zu können.

Die Beispiele zeigen, dass die Fragmentierung und damit flächenmässige Ausbreitung der Städte im Grundsatz ein zentrales Charakteristikum des modernen Städtebaus darstellen. Bezüglich der Frage der Ganzheit muss man festhalten, dass, obwohl diese Entwürfe jeweils eine Idealstadt anvisieren und folglich von einer Art Ganzheit ausgehen, die einzelnen Gebiete weit auseinander liegen. Entsprechend ist die Stadt für den Einzelnen nicht länger als Ganzheit wahrnehmbar. Nur aus der Aufsicht, der Vogelperspektive handelt es sich um Ganzheiten. Es ist der Blick von oben – jener eines ‚Darüberstehenden‘ –, der Überblick generiert, aber auch Macht ausübt.¹⁶⁸

Die hier skizzierte Fragmentierung oder der Verlust respektive das Zurücktreten einer wahrnehmbaren Ganzheit müssen aus heutiger Perspektive als *zentrale Prämissen* der im späten 20. Jahrhundert massiv eintretenden Landschaftszersiedelung betrachtet werden.

1.2.3. Entflechtung des Grundrisses

Auch auf der massstäblichen Ebene des einzelnen Hauses kommt es im frühen 20. Jahrhundert zu einer verstärkten Aufteilung nach Nutzungen oder Funktionen, und damit zu räumlicher Entflechtung der Grundrisse – in allen Bevölkerungsschichten. Denn während die Villen des Grossbürgertums traditionell mit zahlreichen, funktional ausdifferenzierten Zimmern aufwarten, sickerte diese Auffächerung nach Funktionen nunmehr in die unteren Gesellschaftsschichten durch – jedoch mit minimierten Flächenmassen – schliesslich hatten die Bewohner dieser Bauten keine Hausangestellten (mehr).

Es war *Werk*-Redaktor Röthlisberger, der 1918 in «Der Nutzbau»¹⁶⁹ den Begriff der Dienstbarmachung von Grundrissen einführte, der, wie mehrfach erwähnt, zur diagnostizierten Auffächerung oder Aufsplitterung desselben beiträgt.¹⁷⁰ Bezüglich dieser *Dienstbarmachung* sei zudem der Hinweis erlaubt, dass der Architekt und Lehrer Louis Kahn (1901–74) später im 20. Jahrhundert Grundrisse prinzipiell in die Bereiche der ‚(zu-) dienenden‘ Räume – Küche, Bad, Korridor – und der ‚bedienten‘ – Wohn-, Schlaf-, Arbeitszimmer – unterscheiden sollte.

Überdies sei der Bezug zur Fließbandarbeit wiederholt, der Fragmentierung und Reihung von Produktionsabläufen in einzelne Arbeitsschritte. Um 1900 standen Arbeiter und Arbeiterinnen, je verantwortlich für einen Arbeitsschritt, räumlich sequenziert in langen Reihen. Analog der Fabrikarbeit wurden nunmehr alltägliche Handlungen zu Zweck-Handlungen und nach Bewegungsabläufen gegliedert.

Jede Bewegung hatte die Funktion einer Spezialisierung und erhielt, gewissermassen als logische Konsequenz, räumlich eine eigens dafür reservierte Fläche zugeteilt – wie die folgende, etwas längere Textpassage Behrendts, hier wiederholend, bildhaft skizziert:¹⁷¹

«Die fortschreitende Entwicklung der Technik im neunzehnten Jahrhundert hat zu einer unaufhörlichen und immer mehr sich gliedernden Anpassung der menschlichen Arbeitskräfte an bestimmte, sich ständig neu herausbildende Sonderaufgaben, zu einer weitgehenden Arbeitsteilung und Spezialisierung geführt. Diese Spezialisierung ist eingetreten sowohl innerhalb der einzelnen Gewerbe als auch in den Tätigkeitsgebieten der einzelnen geistigen Berufe. [...] Die Folge dieser Entwicklung ist die Herausbildung besonderer, aus den unzähligen neuen Aufgaben sich ergebender Bedürfnisse und Zwecke. Und diese Zwecke erleben allmählich eine immer stärkere Sonderentwicklung und Verselbständigung, die sich [...] auch in den Raumformen niederschlägt. [...] Wie hat sich allein im Wohnhaus die Zahl der Räume durch diese Spezialisierung der Zwecke vermehrt! Um 1800 noch kannte man ausser dem gemeinsamen Wohnraum [...] und der Küche für besondere Zwecke nur noch die Schlaf- und allenfalls die Kinderzimmer. Heute wird neben dem Wohnzimmer ein besonderes Esszimmer gefordert, ferner ein Herrenzimmer, vielleicht auch ein Damenzimmer und Bibliothekzimmer, daneben wohl gelegentlich auch noch ein eigentliches Gesellschaftszimmer, dazu eine Flucht von Schlafräumen für die Eltern, Kinder und Gäste nebst Ankleidezimmern.»¹⁷²

Nimmt man den Faktor Zeit dazu, verkehren sich die auf Rationalisierung zielenden Spezialisierungen in der Fläche in ihr Gegenteil, ja entpuppen sich als letztlich ineffizient und unwirtschaftlich. Dies insofern, als die einer spezifischen Funktion zugeteilten Flächen *ausserhalb* ihrer eigentlichen Funktionszeiten leer stehen. Ist eine Funktion nicht gefragt, wird die ihr räumlich zugedachte Fläche nutzlos.

Die in sich flächenmässig minimierte Frankfurter Küche beispielsweise - gezeigt in Fallbeispiel D - ist derart klein, dass sie für keine ihrer nicht zugeordnete Funktion genutzt werden kann und entsprechend ausserhalb der Zeiten der Essensverarbeitung leer steht - denn die Hausfrau kann darin weder entspannt Zeitung lesen noch mit einer Freundin Kaffee trinken.

Aus der Sicht des beginnenden 21. Jahrhunderts muss das funktionsbezogene Minimieren von Raum als wenig nachhaltig bezeichnet werden, denn durch seine Spezialisierung ist eine Optimierung desselben im Sinne einer anderweitigen Nutzung nicht möglich. Die funktionsbezogenen Auslege-Ordnungen moderner Grundrisse haben damit ihrerseits einen wesentlichen Beitrag zur konstatierten Ausbreitung der Besiedelungen, also der Zersiedelung geleistet.

1.2.4. Der Ingenieur als Beispiel einer Spezialisierung

Es ist das späte 19. Jahrhundert, als der Beruf des Ingenieurs an Einfluss und - *peu à peu* - an Ansehen gewinnt. In jener Phase beschleunigter Industrialisierung sind Ingenieure massgeblich sowohl an Infrastrukturbauten - Brücken, Tunnels - wie auch an der Entwicklung und Verfeinerung industrieller Produktionsanlagen beteiligt. Ingenieure sind ‚akademische Techniker‘, Techniker, die mehr rechnen denn selbst Hand anlegen.

Womit sich erneut eine Trennung, die je zu einer weiter reichenden Spezialisierung führt, ausmachen lässt: praktische und theoretische Techniker, etwa Monteure oder Feinmechaniker auf der einen Seite und planende Ingenieure auf der anderen. Mit der Vermehrung von Wissen insgesamt fanden - und finden wohl noch immer - weitere Verästelungen der individuellen Tätigkeitsfelder statt, sprich, es kam und kommt zu weiteren Spezialisierungen.

Als wesentlich für die Industrialisierung um 1900 Verantwortliche etablierten sich Ingenieure als ein zentrales Symbol des bürgerlichen Mannes. Den ‚Kampf‘ um ihre Anerkennung möchte ich hier nicht wiederholen, er lässt sich ansatzweise über Zitate besonders aus dem

späten 19. Jahrhundert im hier voran gestellten, darstellenden Teil zeigen.¹⁷³

Für Ingenieure aber gilt nur, was sich wissenschaftlich herleiten lässt. Sie stützen sich auf Zahlen und Fakten – und hassen das Unpräzise, so genannt Schwammige. Als Argumente zählen Berechnungen, also Zahlen mehr denn Worte. Folglich wird gemessen, verglichen, optimiert, wieder gemessen und schliesslich maximiert, im Sinne einer kostengünstigen, effizienten und zeitsparenden Produktion – von Gütern wie Dienstleistungen. Der Ingenieur verkörpert Vernunft, Logik und Effizienz. Er sieht sich selbst als rationales Objekt, der sich einer Maschine vergleichbar immer unter Kontrolle zu haben hat.

Bis heute gehen Männlichkeitsentwürfe in der bürgerlichen Gesellschaft von einem Ideal der Männlichkeit aus, welches durch Begriffe wie Stärke, Rationalität und Disziplin gekennzeichnet ist.¹⁷⁴ Der ‚Sparringpartner‘ oder das Gegenüber des Ingenieurs ist die Maschine, also leblose, willenlose Materie, die ‚nur‘ den ihr eingegebenen Anordnungen und Programmierungen folgt und damit der ‚reinen‘ Logik gehorcht.

Da nun beide Seiten, Ingenieur wie Maschine, im Grundsatz ‚rein‘ wissenschaftlichen Erkenntnissen – im Dienste effizienten Wirtschaftens – folgen, wird ihr Verhältnis insofern brüchig, als sich, in letzter Konsequenz, auch der Ingenieur als (persönlich) willenlos betrachten muss, handelt er doch streng ‚logisch‘ im Dienste von Wissenschaft und letztlich Wirtschaft.

1.2.5. Reaktion und Widerstand

Gegen diese Entwicklung des Trennens und Fragmentierens, etwa von Raum und Landschaft, regt sich um 1900 bald Widerstand. Als Organisation tritt die 1905 gegründete Schweizer Vereinigung für Heimatschutz als eine frühe Gegnerin auf. So war ihre Aktion gegen den Plan, im Innern des Matterhorns einen Lift hinauf zum Gipfel und oben ein Hotel zu bauen – ein Vorhaben wohlgermerkt von 1910 –, einer der frühen öffentlichen Auftritte des Vereins.¹⁷⁵

Die Heimatschutz-Verantwortlichen sammelten nach eigenen Angaben 80'000 Unterschriften gegen den ‚frequenten Plan‘.¹⁷⁶ Es galt, die natürliche Schönheit des Matterhorns zu erhalten, baulich-technische Eingriffe wie ein Lift oder gar Gebäude hätten die Harmonie zerstört. Wie ebenfalls bereits ausgeführt,¹⁷⁷ hat der Heimatschutz schon früh mit Bildern gekämpft. Mit geschickten Bildmontagen zeigte er auf, wie sich ein allfälliger Eingriff - negativ - auswirken würde. Die Motivation der Verantwortlichen ist nachvollziehbar. Konnten neben dem Verstand und der (allfälligen) Vorstellungskraft der Bevölkerung auch deren Gefühle - die bekanntlich über Bilder direkter als ‚nur‘ über Text angesprochen werden - gegen ein ungewolltes Vorhaben mobilisiert werden, war der Erfolg des Widerstands wahrscheinlicher ...

Später sollte Peter Meyer in seinem Buch *Moderne Architektur und Tradition* von 1927 ähnliche Bildmontagen vornehmen, wo er unter Titeln wie ‚pseudo-moderne Bauten‘ - worunter ein Vertreter der Amsterdamer Schule, aber auch das Schröder Haus in Utrecht figurieren¹⁷⁸ - oder ‚moderne Architektur‘ zahlreiche Bilderreihen zusammenstellte, um dem Gesagten visuellen Nachdruck zu verleihen. Insbesondere aus heutiger Sicht aber, da sich ein Rendering eines projektierten Zustandes zuweilen kaum von einem Abbild der Realität unterscheiden lässt, muss auf die Fortschrittlichkeit insbesondere des Heimatschutzes in der Verwendung von Bildern für die eigenen Zwecke hingewiesen werden.

Eine andere Art des Widerstands lässt sich in den frühen *Werk*-Ausgaben nachzeichnen. 1914 wurde die Nummer 1 publiziert. Darin findet sich ein Artikel des renommierten Schweizer Künstlers Hodler, der durchaus als Widerstand gegen moderne Entwicklungen des frühen 20. Jahrhunderts gelesen werden kann. Während nun aber die Vereinigung des Heimatschutzes, zuweilen bis heute, das Image eines Verhinderers trägt - ob berechtigt oder nicht, sei dahin gestellt -, hat das *Werk* nach wenigen Jahren die Seite von den Kritikern, oder jedenfalls Skeptikern, gegenüber der Einzug haltenden Modernisierung und Technisierung des Lebens zu den Befürwortern oder gar Förderern gewechselt.

Hodler aber legt in seinem Einführungsartikel besonderen Wert auf das Phänomen der Einheit und damit auch Ganzheit:

«So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer der Eindruck von Einheit.»¹⁷⁹

Im gleichen Jahr 1914, als der Artikel erschien, fand in Köln eine wichtige Tagung des Deutschen Werkbundes statt. Es hatte sich dort ein Streit zum Verhältnis zwischen Kunst, Handwerk, Industrie und Handel entzündet. Konkret standen sich die Anhänger von Henry van de Velde (1863–1957) auf der einen Seite und Hermann Muthesius (1861–1927) auf der anderen gegenüber. Muthesius war der Befürworter einer Reform der Maschinenarbeit durch Typisierung, sein Anliegen war, die künstlerischen Ziele mit jener der Industrie in Einklang zu bringen. Van de Velde demgegenüber setzte sich für Freiheit und letztlich Individualität künstlerischen Schaffens ein; so van de Velde:

«Solange es noch Künstler im Werkbunde geben wird und solange diese noch einen Einfluss auf dessen Geschicke haben werden, werden sie gegen jeden Vorschlag eines Kanons oder einer Typisierung protestieren. Der Künstler ist seiner innersten Essenz nach glühender Individualist, freier spontaner Schöpfer; aus freien Stücken wird er niemals einer Disziplin sich unterordnen, die ihm einen Typ, einen Kanon aufzwingt.»¹⁸⁰

Van de Veldes Hauptkritikpunkt war der Begriff der Typisierung, welche seiner Meinung nach künstlerischem Schaffen widerspreche – womit das künstlerische Schaffen, konsequenterweise, letztlich selbst maschinell-industriellen Produktionsmethoden entgegengesetzt ist. Rückblickend muss Hodler in der Nähe van de Veldes positioniert werden, verteidigte er doch die Freiheit künstlerischer Empfindung. Ein Aufsatz von van de Velde selbst findet sich im Januarheft des Jahres 1920: «La triple Offense à la Beauté»¹⁸¹.

Auch *Werk*-Redaktor Röthlisberger machte in seinen Beiträgen nach dem Ersten Weltkrieg erste Schattenseiten der eingeleiteten Modernisierungen fest. In «Geld und Geist»¹⁸² beispielsweise sucht er, wie schon erwähnt, nach möglichen Kriegsgründen und findet diese etwa bei den Mächtigen der Schwerindustrie und der Grossbanken.

Der Wunsch nach Technisierung und Spezialisierung also steht jenem nach Ganzheit oder Individualität – verstanden wohl als Ganzheit des Individuums oder seiner künstlerischen Ausdruckskraft – gegenüber, oder, in den Worten der Politikwissenschaftlerin Christine Kulke:

«Die rationale Ethik der puritanischen Berufsauffassung impliziert Widersprüche zwischen der Entfaltung von Zweckrationalität durch den Zwang zur Spezialisierung sowie zur Reduktion auf Fachspezialistentum gegenüber der vormodernen faustischen ‚Allseitigkeit des Menschentums‘.»¹⁸³

Fachspezialistentum - oder allgemeiner Fachwissen - bedeutet stets eine Form der Reduktion. Um die erzielten Fortschritte überhaupt denken und in der Realität bewältigen zu können, erfährt die Welt der Moderne reziprok Vereinfachungen und Reduktionen, zuweilen Abstraktionen - was als Verengung oder, je nach Situation, Verarmung wahrgenommen und erlebt werden kann.

2. DICHOTOMISIEREN – DIE GEBURT DER ‚ANDEREN‘

2.1. Darstellende Interpretation:

Diskursanalyse zu *dichotomisieren*

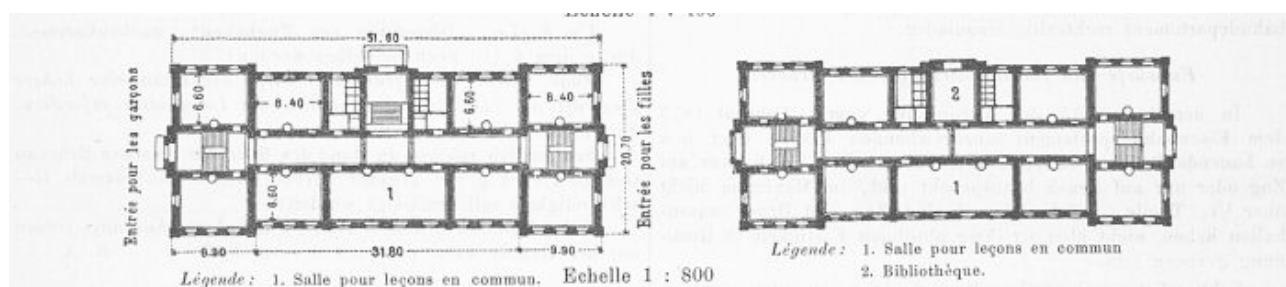
2.1.1. Ausgegrenzte ‚Andere‘

Die Eisenbahn

Fragt man nach Standardisierung respektive, auf der anderen Seite, nach Differenzierung, ist ein Blick auf die Präsenz – oder Abwesenheit – von Frauen wie anderen ‚Minderheiten‘ im Diskurs der neuen Zeitschriften zwingend, unabhängig davon, ob sie in der Rolle eines Nutzenden oder, im Falle der Frauen, einer allfälligen Autorin oder Architektin auftreten. Die erste Nennung einer explizit als weiblich konnotierten Person in *Die Eisenbahn* betrifft folgende, in Zusammenhang mit einer tragischen, oder aussergewöhnlichen, Tat stehenden Mitteilung. Es handelt sich um eine Kleinstmeldung zu einem Unfall, nämlich dass eine

«maîtresse de pension de Chailly sur Maurice s'est suicidée l'autre jour au passage du dernier train de St-Maurice en se plaçant sur la voie»¹⁸⁴.

Dies die erste festgehaltene Differenzierung nach Geschlecht in der *Eisenbahn*. Ansonsten sind die Akteure, Autoren wie dargestellte Personen und ihre Leistungen, grundsätzlich Männer.



21_Mädchen und Jungen gelangen seitlich ins Schulhaus, der Haupteingang gehört offensichtlich den Erwachsenen (aus: *Die Eisenbahn*, 1879, Bd. X, Nr. 13, S. 79)

Im Zuge einer breiteren Auffächerung der Inhalte wurden vermehrt siegreiche Projekte aus jeweils aktuellen, jurierten Wettbewerben in

Plänen und kurzen Begleittexten dargestellt. So finden sich in Band X aus dem Jahre 1879 beispielsweise Grundrisse für das Nouveau Collège du Locle¹⁸⁵: ein dreigeschossiger, symmetrisch aufgebauter Massivbau mit gekröpftem, ausgebautem Walmdach und zwei Eckrisaliten sowie einem Mittelrisalit [21]. Dabei war an den Schmalseiten je ein Eingang für die Jungen und – gegenüberliegend – für die Mädchen vorgesehen, so der Vermerk auf den Plänen. Damit bleibt der zentrale Haupteingang den Lehrern und anderen Erwachsenen vorbehalten – eine Selbstverständlichkeit, die nicht explizit ausgewiesen werden musste.

Der schon erwähnte Guyer, Schweizer General-Commissär in den USA, lieferte der *Eisenbahn* in demselben Jahr, als obiger Schulhausentwurf für Le Locle gezeigt wurde, einen Bericht über Schulen in New York.¹⁸⁶ Dabei berichtete er, dass dortige Schulen meist wohl gemischtgeschlechtlich seien, doch besäßen Farbige eigene Schulen. Ein Schulhaus bestehe aus drei Abteilungen: der Primarschule im Parterre und I. Stock, der *Grammarschool* für Mädchen im II. Stock und jene der Knaben im III. Stock.

Weiter vermerkte Guyer, dass die «Haupttreppe nur für die Besucher, Lehrer etc. bestimmt und meist in schwarzem Nussbaumholz ausgeführt» sei. Hausintern wurde in New York wie Le Locle also nach Geschlechtern getrennt wie nach dem Alter, nämlich in Erschliessungszonen für Erwachsene und solche für die Schüler und die Schülerinnen, den eigentlichen Hauptpersonen eines Schulhauses wohlverstanden.

Findet sich ein Hinweis explizit auf Frauen respektive ihre Arbeit, wie etwa in einem Absatz eines Berichts zur internationalen Ausstellung in Philadelphia von 1876, heisst es lapidar:

«In einem besonderen Pavillon war versucht worden, die Leistungen der Frauenarbeit in geordneter Weise vor Augen zu führen. Das Experiment scheint indessen nicht besonders glücklich ausgefallen zu sein, denn, anstatt einen Begriff davon zu bekommen, in welchen Berufszweigen das weibliche Geschlecht vollständig berechtigt, seinen eigenen Weg gehen könne und unabhängig antreten dürfe, hatte man vielmehr das Gefühl, eine Menge ausgezeichnete Leistungen von Dilettantinnen vor sich zu sehen. Die ganze Ausstellung war von Frauen organisiert und verwaltet.»¹⁸⁷

Die Passage stammt aus den «Schweizerischen Berichten über die internationale Ausstellung in Philadelphia», wo wiederum Commissär Guyer mitgewirkt hat, der offensichtlich mit der Einordnung des Umstandes, dass Frauen überhaupt mitwirken, haderte.

Im unterzeichneten Verlage erscheinen.

„Deutsche Frauenblätter“,

Allgem. Zeitung für alle Frauen-Interessen.
 Unter Mitwirkung
 hervorragender deutscher Männer und Frauen
 herausgegeben von
Anny Wothe.
 Preis: vierteljährlich 2 Franken.

Die „Deutschen Frauenblätter“ haben es sich zur Aufgabe gemacht, das geistige und körperliche Wohl des weiblichen Geschlechts in jeder Beziehung zu pflegen und zu fördern.

Die „Deutschen Frauenblätter“ sollen ferner den Emancipations-Bestrebungen, die sich in Frauenkreisen, durch zahlreiche Zeitungsorgane unterstützt, in so erschreckender Weise täglich mehren, die Wage halten und findet dieses Bestreben in allen Bevölkerungskreisen fortwährend den lebhaftesten Beifall.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen, sowie die Verlags-handlung von
Rudolf Lincke in Leipzig.

Zur Entgegennahme von Abonnements und event. Abgabe von Probenummern empfehlen sich die Schweiz. Lehrmittelanstalt, Centralhof, und Orell Füssli & Co., Sortimentbuchhandlung, Markt-gasse in Zürich. (3970)

22_«Deutsche Frauenblätter», Anzeige. Die Herausgeberin Wothe wandte sich in ihrem Blatt offensichtlich insgesamt gegen «Emancipations-Bestrebungen in Frauenkreisen» (aus: *Die Eisenbahn*, 1882, Bd. 17, Nr. 1)

Vielsagend ist eine 1882 mehrfach geschaltete Anzeige, worin eine Frau namens Anny Wothe für *Die Deutschen Frauenblätter* wirbt [22]. Publiziert in *Die Eisenbahn*, waren hier jedoch nicht Frauen, sondern Männer die Adressaten: Techniker und Söhne, Ehemänner oder Väter. Sie sollten das neue Blatt für ihre Frauen abonnieren. Denn, so heisst es in der Annonce, würden *Die Deutschen Frauenblätter*

«den Emancipations-Bestrebungen, die sich in Frauenkreisen, durch zahlreiche Zeitungsorgane unterstützt, in so erschreckender Weise täglich mehren, die Wage halten.»¹⁸⁸

Den Technikern wurde geraten, ihre Ehefrauen, Mütter oder insbesondere Töchter von den ‚Emancipations-Bestrebungen‘ erstarkender Frauenbewegungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts fernzuhalten. Die Herausgeberin Wothe rechnete die Berufsgruppe der ‚akademischen Techniker‘ somit einem politisch bürgerlichen, konservativen Lager zu.

Vielleicht war die Annonce auch ein indirekter Versuch Wothes, für Frauenbewegungen ‚anfällige‘ Vertreterinnen weiblichen Geschlechts über ihre Männer davon abzuhalten, jenen beizutreten. In jedem Fall

hatten Ingenieure eher nicht den Ruf, politisch progressiv zu sein und damit nicht, der Emanzipation gegenüber offene Frauen zu unterstützen. Den Beitrag der *Eisenbahn* zum Thema des ‚Ausgrenzens‘ abschliessend, sei noch eine Mitteilung von 1880 erwähnt, die besagt, dass für das «neu zu erbauende Hôtel des Postes in Paris [...] ein neuer Stadttheil nach Abbruch eines alten mit einer Bevölkerung von mindestens 100'000 Menschen, lediglich um das neue Posthôtel zu erbauen, beseitigt werden soll»¹⁸⁹.

Der damalig Redaktor Waldner oder sein Mitarbeiter war ob so viel Prunks zu Lasten der Bleiben von 100'000 Stadtbewohnern und Bewohnerinnen irritiert.

SBZ

Adolf Ostertag hatte das Buch *Hochmut und Angst* rezensiert.¹⁹⁰ Dort spricht er von Hochmut, der ‚alles Mütterlich-Warme, Tragende und Nährende aus dem Pflege- und Verantwortungsbewusstsein *aussondere*‘ [Hervorheb. d. Autorin]. Inwieweit diese Einschätzung Ostertags von Techniker-Kollegen mitgetragen wurde, ist nicht zu beurteilen. Was allerdings festgehalten werden kann, ist, dass die Nennung von Frauen, deren Publikationen, Arbeit oder Meinungen in der *SBZ* über die untersuchte Zeitperiode die Ausnahme blieben – auch deshalb, da sie als Akteurinnen in der Welt von Technik und Bau kaum vertreten waren.

Die französische Philosophin Simone de Beauvoir publizierte nach dem Kriege 1949 ihr einflussreiches Werk *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*¹⁹¹. Getreu dem Ausdruck des ‚anderen Geschlechts‘, den de Beauvoir darin geprägt hat, bleibt ‚das Weibliche‘ in den Diskursen der Techniker das Besondere, ‚Andere‘ – etwas, das nicht der Normalität entspricht.

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden primär gezeigt werden, in welchen Zusammenhängen Stimmen von respektive über Frauen oder deren Arbeit zu finden sind. Trotz der quantitativ geringen Anzahl Texte finden sich einige sehr aufschlussreiche darunter hinsichtlich der Frage, welche gesellschaftlichen Rollen der Frau zugeordnet waren und welches Verhältnis sie gegenüber der Technik einnahmen.

Eine Rolle, die den Frauen des (gehobenen) Bürgertums um 1900 zugestanden wird, ist jene der Fördererin. So erwähnt Friedrich

Bluntschli in seinem mehrteiligen Reisebericht von 1901 die Mäzenin Phöbe Hearst lobend, die beim internationalen Wettbewerb für Universitätsbauten in Berkeley, Kalifornien, mitverantwortlich beteiligt war. Bluntschli war Teilnehmer der zweiten Wettbewerbs-Runde und damit zu einer Reise in die Vereinigten Staaten eingeladen.¹⁹²

Madame Marguerite Burnat-Provins von Tour-de-Peilz, aus Frankreich stammende Künstlerin, war 1905 eigentliche Initiatorin bei der Gründung des Schweizer Heimatschutzes, der *Ligue pour la beauté*;¹⁹³ bei der konstituierenden Sitzung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz einige Monate später jedoch wurden nur Herren in den engeren Vorstand gewählt.¹⁹⁴



23_Gruppenbild [ohne Dame] der SIA-Generalversammlung vom 28./29. August 1915 in Luzern (aus: SBZ, 1915, Bd. LXVI, H. 12, S. 141)

Neben jener der Mäzenin waren Frauen in der Rolle der Gastgeberin willkommen. Carl Jegher schreibt in seinem Bericht zur SIA-Generalversammlung vom August 1915 in Luzern folgende Anekdote ins Protokoll: Von der Dame des Hauses des Gastgebers sei ihnen ein reizender Empfang bereitet worden; doch konnte sich jene einen leisen ‚Seitenhieb‘ auf die schiere Herrenrunde [23] offensichtlich nicht verkneifen, denn Jegher hält fest:

«Weiss gekleidete Mädchen empfingen uns, reichten Jedem nebst einer feuerroten Nelke ein kleines Angebinde mit einem von Frau Dir. Winkler verfassten launischen Gedichtlein, einen Gruss an die daheim gelassenen Frauen.»¹⁹⁵

Genannt werden muss zudem Madame de Mandrot, Kunstkennerin und Fördererin sowie Gastgeberin des «Vorbereitenden Internationalen Kongresses für neues Bauen»¹⁹⁶. Auf Château La Sarraz im Schweizer

Kanton Waadt empfängt sie im Jahre 1928 eine prominente Herrenrunde, die aus ganz Europa zusammengeströmt ist. Die daselbst verfasste ‚Offizielle Erklärung‘ unterzeichnen bei Tagungsende 24 Männer, der Name de Mandrot fehlt. Über Phöbe Hearst, Marguerite Burnat-Provins, Frau Dir. Winkler und Hélène de Mandrot wird also in der *SBZ* berichtet.

Gleichzeitig finden sich Leserbriefe von Frauen, auch von Nicht-Architektinnen. So plädiert 1925 die ‚Gattin eines geschätzten Kollegen‘ [*SBZ*-Originalzitat] für weibliche Ingenieure und Architekten, denn, so die Schreibende, spiele im Haushalt nun einmal das Praktische eine grössere Rolle als das Ästhetische.¹⁹⁷

Peter Meyer publizierte 1926 eine aus der *Neuen Zürcher Zeitung* übernommene Stellungnahme einer mit M. P.-U. zeichnenden Frau. In «Gedanken einer Frau zum ‚Neuen Heim‘» resümiert diese ihre Eindrücke der besuchten Ausstellung folgendermassen:

«Vernunft und Sachlichkeit sind an sich schön, klar und schmucklos, mit äusserster Selbstsicherheit soll die Form sich behaupten, nicht verwirren durch aufgelöste Linien, nicht ablenken durch zweckloses Spiel von Hell und Dunkel, Weich und Hart. Kühle Berechnung spricht aus jedem Gegenstand, Zeitersparnis und knappe Bewegung werden zum Wesentlichen. – Wir lauschen dem Evangelium der gegenwärtigen Seligkeit, aber wir bleiben kalt dabei. [...] Wollen wir von der Gegenwart die Ideale des Gestern verlangen? Sicher nicht! Dienstbotenfragen, Putzstundenlohn, Raummangel sind strenge Herren, die mit Altertum und Gute alte Zeit-Stimmung aufräumen. Aber das Herz ist uns noch voll von der Kunst und dem Schönheitssinne einer früheren Generation, erst der Kopf stellt sich in das helle, scharfe Licht der heutigen Notwendigkeit.»¹⁹⁸

Ringend um Verständnis und Einsicht für die neue Zeit, argumentiert die Schreibende dichotomisierend mit alt – neu, weich – hart, hell – dunkel. Sich selbst charakterisiert sie als unschlüssig, ‚das Herz bei früheren Generationen, der Kopf im Licht heutiger Notwendigkeit‘.

Eine Notiz ganz anderen Charakters findet sich 1941, zur Zeit des Zweites Weltkrieges. Bezogen auf Deutschland liest man unter «Frauen an der Maschine»:

«auch die geistige Leistungsfähigkeit der Frau ist auf technischem Gebiet nur bedingt als einsetzwertvoll zu bezeichnen. Zwar zeigt die Frau bei längerer Ausübung einer maschinellen Arbeit oft eine grössere Handfertigkeit und Ausdauer als der Mann, jedoch ist das rein konstruktivtechnische Denkvermögen nur in seltenen Fällen ausbildungsfähig.»¹⁹⁹

Handfertigkeit und Ausdauer wurden den Frauen zuerkannt, nicht jedoch ‚konstruktivtechnisches Denkvermögen‘, ja, jenes sei erst gar nicht ausbildungsfähig. Womit vom Verfasser jener Zeilen (es handelt sich um

eine von der *SBZ* übernommene Meldung) klar deklariert wird – entgegen dem Wunsch beispielsweise der oben zitierten ‚Gattin des geschätzten Kollegen‘ –, dass Frauen im Feld der Technik planend und konzeptionell nichts zu suchen hätten.

Wie in Philadelphia 1876 hatte sich auch auf der Weltausstellung von Chicago 1893 ein Frauengebäude befunden, mit einer Frau als verantwortlichen Architektin. Hierzu notiert ein mit R. zeichnender Autor unter dem Kapitel Ausstellungsgebäude:

«Ueber das Frauengebäude (Women's building) sind sowohl lobende als auch tadelnde Urteile gefallen. Vielleicht hat jener Beurteiler am besten gethan, der erklärte, dass die Galanterie ihm nicht gestatte, dieses Gebäude zu kritisieren. Auf alle Fälle muss die Kritik milde ausfallen, wenn man bedenkt, dass die Verfasserin des Projektes erst 21 Jahre alt ist.»²⁰⁰

Der Name der Verfasserin bleibt ungenannt – de facto hiess sie Sophia Hayden und war Graduierte des Massachusetts Institute of Technology.²⁰¹

Die Planung des Haushalts und insbesondere von Küchen rückt nach dem Kriege 1945 vermehrt ins Interesse der Fachwelt. So verfasst beispielsweise ein W. Burger um 1950 zahlreiche Artikel insbesondere zur technischen Ausstattung von Küchen. Sein Ziel war sinngemäss, standardisierende Wegleitungen für den Küchenbau zu erarbeiten. Obwohl Frauen grösstenteils die Nutzerinnen von Küchen waren [24], bestimmten grundsätzlich Männer, wie diese angeordnet und ausgestattet zu sein hatten.

1959 plädierte die Architektin Eva Auf der Maur für die Offenheit und damit die Möglichkeit, in der Luzerner Altstadt ein neues Gebäude ganz in der Formensprache des *International Style* errichten zu können.²⁰² In «Architektur im Laufgitter?» – eine Anspielung auf Iris von Rotens *Frauen im Laufgitter* von 1958 – konterte der Zürcher Denkmalpfleger A. R. Wagner folgendermassen:

«Auch die streitbare Eva singt dieses revolutionäre Lied in den höchsten Tönen, dass ein Neubau in der Altstadt umso besser sei, je konsequenter jede Anlehnung an Bestehendes vermieden werde. [...] Die Hochkonjunktur fördert diese Entwicklung und schafft einen kulturlosen, gleichgeschalteten Allerweltsbanausen. So kommt es, dass nicht nur Tankstellen, Autobusse und Getreidesilos auf der ganzen Welt gleich aussehen, auch unsere Wohnstätten, Geschäftshäuser, Kirchen und Schulen bekommen mit der Zeit von Buenos Aires bis Trubschachen das selbe langweilige und unpersönliche Gesicht. [...] Aber wir können der mutigen Streiterin für das Moderne verzeihen, es geht ja schliesslich um die Wurst, nämlich darum, für ein Projekt aus der Küche ihres Ehegemahls einzutreten.»²⁰³



Bild 2. Einheiten zur Aufbewahrung der Speisen
 1 Speiseschrank
 2 Kühlschrank-Einheit. Im Fach über dem Kühlschrank Platz für Lebensmittel, welche eine trockene Aufbewahrung verlangen. In dem Fach unter dem Kühlschrank Platz für Flaschen und grosse Gefässe

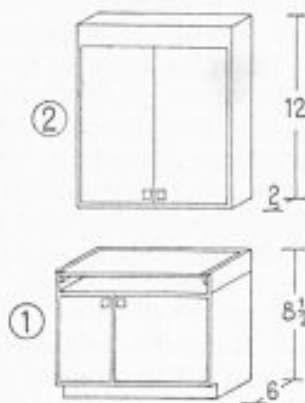


Bild 3. Einheiten zum Backen
 1 Baktisch mit Backbrett und Fächer für Backgeräte, Backbleche und Pfannen
 2 Wandschrank für Spezeieren und zur Aufbewahrung von Milch, Zucker usw.



Bild 4. Der Arbeitstisch mit zwei verschieden hohen Arbeitsflächen — eine für stehendes Arbeiten und eine zum Arbeiten in sitzender Stellung

24_Vorschlag für eine Standard-Küche in Schweden, mit u. a. Einheiten zur Aufbewahrung der Speisen, zum Backen oder einem Arbeitstisch mit zwei verschieden hohen Arbeitsflächen (aus: *SBZ*, 1948, Bd. LXVI, Nr. 33, S. 459)

Mit der gezielten Setzung der ‚streitbaren Eva‘ im Kontext von *Frauen im Laufgitter* bringt Wagner die Architektin Auf der Maur wiederum in die Position einer Gefangenen, nämlich einer Ehefrau, die sich für ihren - wohlgermerkt bauenden - Mann einsetzt. Letzterer entwickelt sein Projekt, so Wagner, in einer ‚Küche‘, eine Formulierung, die einerseits den Wert des Entwurfs sinngemäss schmälert und seine Frau gleichermassen mit in die Verantwortung nimmt.

Wurde nun Beispielen nachgegangen, die Frauen in der einen oder anderen Form direkt oder indirekt als ‚Ausgegrenzte‘ zeigen, ist hier zu ergänzen, dass nicht allein die Kategorie ‚Gender‘ bei der Untersuchung relevant war. Punktuell wurden die Kategorien ‚Klasse‘ und ‚Ethnizität‘ berücksichtigt. Gleichzeitig muss klar festgehalten werden, dass jene Analysekategorien ihrerseits einer spezifischen Betrachtung bedürften, um relevante Aussagen machen zu können.

Wenige, punktuell ausgewählte Beispiele seien dennoch genannt. Bereits 1883 ist eine Meldung zu einem «Häuserkrach in Paris» zu lesen:

«Französische Blätter melden den Anfang eines grossartigen Häuserkrachs in Paris. Eine bedeutende Anzahl eleganter Wohnungen sei ohne Mieter, während es an billigen Arbeiterwohnungen thatsächlich fehle. Um der Krisis im Bauwesen zu steuern, wird beantragt, ein Anleihen von 220 Millionen Franken zur Förderung *öffentlicher* Bauten aufzunehmen.»²⁰⁴

Auch in Zürich waren Ende des 19. Jahrhunderts teure Wohnungen auf dem Markt. Wiederum in einer Mitteilung erfährt man 1892, dass die Mietzinse im Schloss am Zürcher Alpenquai zwischen 1250 für eine 3-Zimmer- und 5000 Franken für eine 8-Zimmer-Wohnung lagen²⁰⁵ – was 2008, gemäss Teuerungsindex des Statistischen Amtes des Kantons Zürich²⁰⁶, sinngemäss rund 23'000 respektive 94'000 Franken entspräche.

Andererseits wird 1893 berichtet, dass sich Miss Octavia Hill in London aktiv für gesunde Wohnungen für die Arbeiterschicht einsetze.²⁰⁷

Stammen die erwähnten *SBZ*-Texte allesamt aus dem vorletzten Jahrhundert, muss für das 20. Jahrhundert festgehalten werden, dass das Schwergewicht vordringlich auf sachtechnischen Fragen liegt. Hinsichtlich der Wahrnehmung von Völkern ausserhalb Europas und Nordamerikas sei folgende, nicht weiter erörterte Passage aus dem Bericht «Die Wissenschaft im Aufbauwerk der UNESCO» von Mitte des 20. Jahrhunderts zitiert:

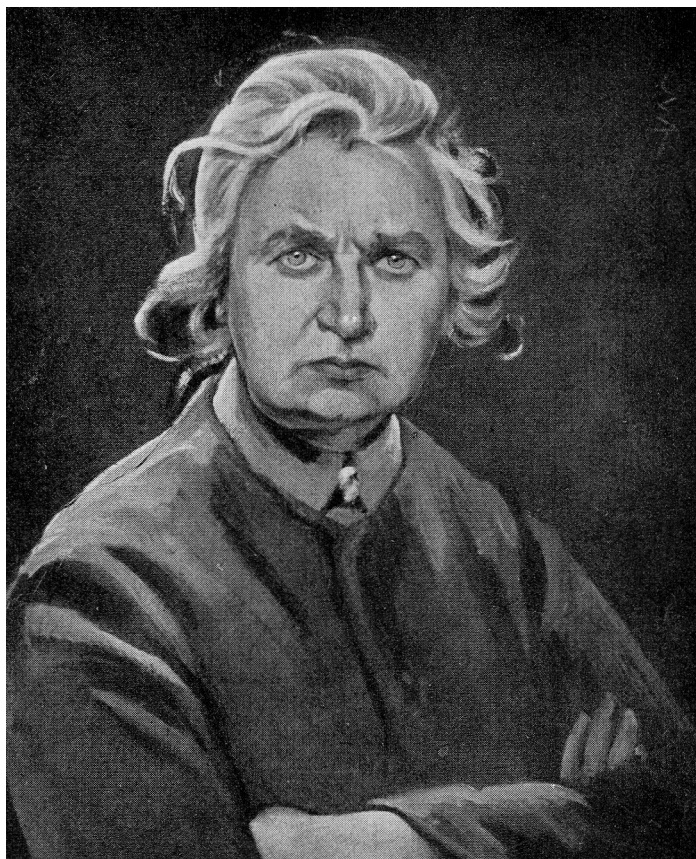
«Die technische Hilfe soll den zurückgebliebenen Ländern die Möglichkeit geben, die ihnen zur Verfügung stehenden Reichtümer [...] besser auszunützen.»²⁰⁸

(Das) Werk

Im Vergleich zur *SBZ* finden sich im *Werk* zahlreichere Darstellungen und Wortmeldungen zu und von Frauen; Fragestellungen, die explizit die soziale Klasse oder Ethnizität von Menschen betreffen, bilden die Ausnahme. Durch die Ausrichtung des *Werk* nicht nur auf Bauten, sondern ebenso auf Werke der Malerei und des Kunsthandwerks kommen stets auch Arbeiten von Künstlerinnen zur Darstellung.

Rückblickend erscheint zudem interessant, dass der Gegenspieler des siegreichen Architekten in jenem von Lucius Burckhardt beschriebenen Film *Die zwölf Geschworenen* ein Haustyrann war.²⁰⁹ Es ist dies die Umschreibung einer meist weiblich konnotierten Person: Die Hausfrau als (Haus-) Tyrann, unter deren Fuchtel der Mann leidet, solange er zu Hause ist.

1920 findet sich ein Bericht zu «Emilie Forchhammer» (1850–1912), einer Malerin und einem Vorbild des ‚weiblichen Befreiungskampfes‘²¹⁰, wie Dr. med. Th. Montigel kommentiert. Auch textile Kunst wie Spitzen werden gezeigt, etwa in «Spitze und Tracht»²¹¹. Die Beschäftigung mit der Spitze sei aber nicht allein der kultivierten Frau, sondern jedem für künstlerischen Ausdruck empfänglichen Menschen nahegelegt, so Autor Hermann Kienzle.



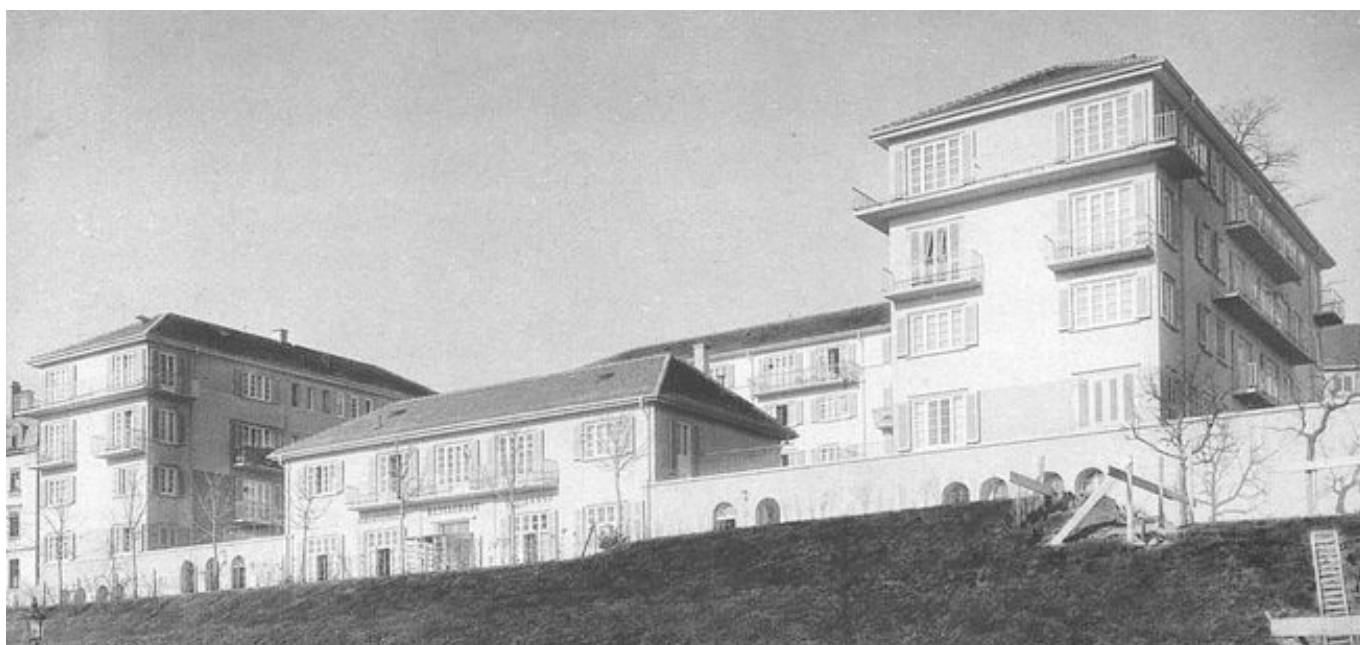
25_Otilie W. Roederstein, Hofheim im Taunus, 1926, Selbstbildnis. Roederstein hatte mitunter den hungernden Jungen gemalt (aus: *Das Werk*, 1928, H. 8, S. 225)

Das Augustheft 1928 ist insgesamt der «Schweizer Frauenkunst»²¹² gewidmet, mit einem Selbstportrait der Künstlerin Otilie W. Roederstein [25] – deren Darstellung eines hungernden Jungen in der *SBZ* als unpassend beschrieben werden sollte²¹³ – als Einstieg. 1928 war zudem das Jahr der ersten Saffa, der Schweizerischen Ausstellung für Frauen-Arbeit in Zürich mit der Chefarchitektin Lux Guyer.

Für die Darstellung von Arbeiten aus Frauenhand seien überdies exemplarisch die «Keramischen Arbeiten des Ateliers Luise Strasser und Berta Tappolet SWB, Zürich»²¹⁴ erwähnt. 1942 thematisiert ein ganzes

Heft die Erste Schweizer Modewoche – mit realen Stoffproben als Einlagen, etwa einem Muster von «Crêpe de Chine, bedruckt, 94 cm, Handdruckdessin. Entwurf der Firma Seiden-Grieder, Zürich-Luzern»²¹⁵.

Wie die *SBZ* publiziert das *Werk* das Schaffen der ersten selbständig tätigen Architektin der Schweiz, eben Lux Guyer, in mehreren Beiträgen. Gezeigt wird neben der Saffa «eine Villa in Athen»²¹⁶, ein Projekt im Auftrag einer nicht weiter bestimmten Bauherrin, oder der Umbau des Hauses ‚zur Münz‘ am Münzplatz in Zürich von 1941, ein Gemeinschaftswerk mit den Künstlerinnen Cornelia Forster, Luise Meyer-Strasser, Berta Tappolet und Margherita Osswald-Toppi.²¹⁷



26_Der Lettenhof für allein lebende Frauen in Zürich, von Lux Guyer, 1927/28, Gesamtansicht vom Bahnhof Letten aus (aus: *Das Werk*, 1928, H. 8, S. 142)

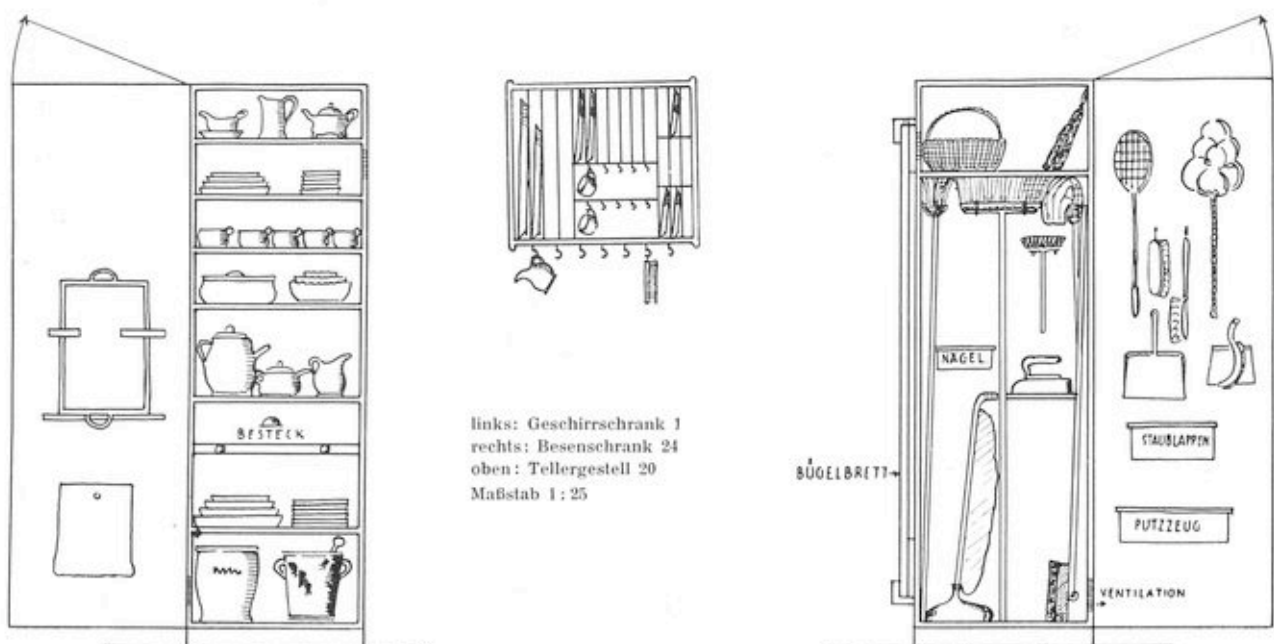
Es werden zudem Guyers «Lettenhofbauten Zürich»²¹⁸ [26] vorgestellt, die Zürcher Frauen initiierten und als Wohnkolonie für allein lebende Frauen konzipierten. Wohnformen für Alleinstehende ausserhalb der bürgerlichen Familie kommen bis nach dem Zweiten Weltkrieg wiederholt zur Sprache, etwa in den Beiträgen «Heim für alleinstehende Frauen ‚Elfvinggården‘ in Stockholm»²¹⁹, «Wohnmöglichkeiten für Alleinstehende»²²⁰ oder «Altersheim in Jongny ob Vevey»²²¹.

Das *Werk*-Format – als Plattform für Vertreter unterschiedlicher Kunstgattungen – hat es künstlerisch tätigen Ehepaaren auch ermöglicht, ‚Gesamtkunstwerke‘ zu zeigen: Exemplarisch genannt seien

Benedikt und Martha Huber, er als Architekt, sie die Innenarchitektin der präsentierten Häuser aus der Zeit um 1960.

Mit der Übernahme des Organs durch den Soziologen Lucius Burckhardt 1962 werden dann weniger einzelne Gebäude dargestellt als vielmehr breiter angelegte, gesellschaftsrelevante Beiträge in den Vordergrund gerückt.

Auch im *Werk* ist das Thema Küche stets präsent, als frühes Beispiel erwähnt sei Frida Huggenbergs Vorschlag [27]:



27_F. Huggenberg, Geschirrschrank, Besenschrank, Tellergestell. Mehrere in der Küche verteilte Schränke ersparten der Hausfrau lange Wege (aus: *Das Werk*, 1928, H. 2, S. 41)

«Grosse Einheitsschränke nach amerikanischen Modellen, die alles mögliche in sich aufnehmen sollen, scheinen mir betreffend Uebersicht und Instandhaltung mehr Nachteile als Vorteile aufzuweisen. Auch wird dadurch ein stetes Hinlaufen nach dem Zentralschrank erforderlich. Kleinere Schränke, die, spezialisiert, eingebaut oder als Serienküchenmöbel angefertigt, in jeder Küche leicht placiert werden können, dürften unseren Verhältnissen und Bedürfnissen besser entsprechen.»²²²

Der Kunst- und Architekturgelehrte Georg Schmidt könnte Huggenbergs Plan vor Augen gehabt haben, als er kommentierte:

«Die Kleinküche entspricht der heute herrschenden geschlossenen Familienwirtschaft. Das Problem der kollektiven Zusammenlegung von einzelnen Funktionen der Hauswirtschaft – das ist ein neues Problem.»²²³

Auch finden sich die Küche betreffende Werbungen auf den Inserate-Seiten des *Werk*, sogar solche mit ‚pädagogischen Ambitionen‘: «Sollen

Männer kochen lernen?»²²⁴ oder «Junge Eheleute aufklären?»²²⁵ (über die neuesten Küchengeräte ...).²²⁶

Als insgesamt symptomatisch für die Stellung der Frau in der Welt der Architekten der Zeit kann eine Buchbesprechung aus den 1940er-Jahren gelesen werden. Ein Autor namens G. J. rezensiert eine Publikation mit dem Titel *Ich liebe dich*²²⁷; Herausgeberin ist eine Julia Gehrig, die Liebesbriefe berühmter Frauen und Männer zusammengestellt hat. Der Rezensent schreibt: «Es ist kein Zufall, dass eine Frau diese Briefe herausgibt», würden sich dort doch ‚männlicher Geist und weibliches Gefühl‘ erfüllend begegnen. Bezüglich der publizierten Briefe beendet er seine Zeilen mit der Feststellung, dass nach einer Trennung die Männer an ihr Werk, die Frauen aber ‚ins Dunkel‘ zurückkehrten ...

Hinsichtlich der Kategorie Frauen sei überdies die Beobachtung erlaubt, dass eine in Helsinki gezeigte Ausstellung «Aino und Alvar Aalto» hiess, dieselbe Ausstellung war 1948 in Zürich zu sehen. In der Schweiz jedoch wurde die Reihenfolge der Vornamen der Ehepartner zu «Alvar und Aino Aalto»²²⁸ vertauscht. Sigfried Giedion, der einen Aufsatz als Wegleitung verfasst hat, titelte denselben in Zürich nur noch «Über Alvar Aaltos Werk». Im Nachruf für Aino Aalto, die kurz darauf starb, schreibt wiederum Giedion, es sei Alvar gewesen, der den Namen seiner Frau stets vor den seinen gestellt habe.²²⁹

Doch sind Frauen im *Werk* nicht nur als Kunstschaffende präsent, sondern auch als Autorinnen. So schreibt etwa Beate Schnitter, Nichte Lux Guyers, bereits 1959 über «Probleme und Möglichkeiten des Wohneigentums»²³⁰. Auch ein Leserbrief einer Nicht-Fachfrau ist zu finden, und zwar – als Gattin eines Architekten – zu den Folgen der Hochkonjunktur auf das Familienleben. In «Glanz und Elend der Wettbewerbe aus der Perspektive des Familienlebens» meint die nur D. O. Genannte, beinahe romanreif:

«Es gibt Erstbesteigungen, Kriege, Marathonläufe und Wettbewerbe. Noch 24 Stunden bis zur Abgabe. Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, dass im Büro eine kleinere Krise ausgebrochen ist. Jemand ruft an und fragt, ob der Gatte etwa zu Hause ist. ‚Auf diesem Büro passiert nichts, es sei denn freiwillig!‘ ruft ein seelisch Ruinierter ins Telephon und hängt dann brüsk ab. Die Gattin ahnt, wo der Gatte sein könnte. Wahrscheinlich im Kino. Gibt es einen besseren Seelenauslauf für einen Bedrängten? Dort sitzt der Wettbewerbbende und sieht sich vielleicht einen Wildwester an, worin dem Helden, dem Herrlichen, alles gelingt; oder er genießt einen Streifen mit Marilyn Monroe, die auf die süsseste Art und Weise zu zeigen vermag, was eine Harke ist. – Oberflächlich betrachtet, ist es illoyal, wenn der Gatte die Gattin über

den Stand der Dinge nicht unterrichtet, doch kann es pure Rücksicht sein. Es könnte sein, dass die Gattin nicht mehr die Ruhe fände, eine Salatsauce richtig zu machen, und der Salat bleibt für den Wettbewerbenden die einzige Verbindung mit der Natur.»²³¹

Bauen + Wohnen

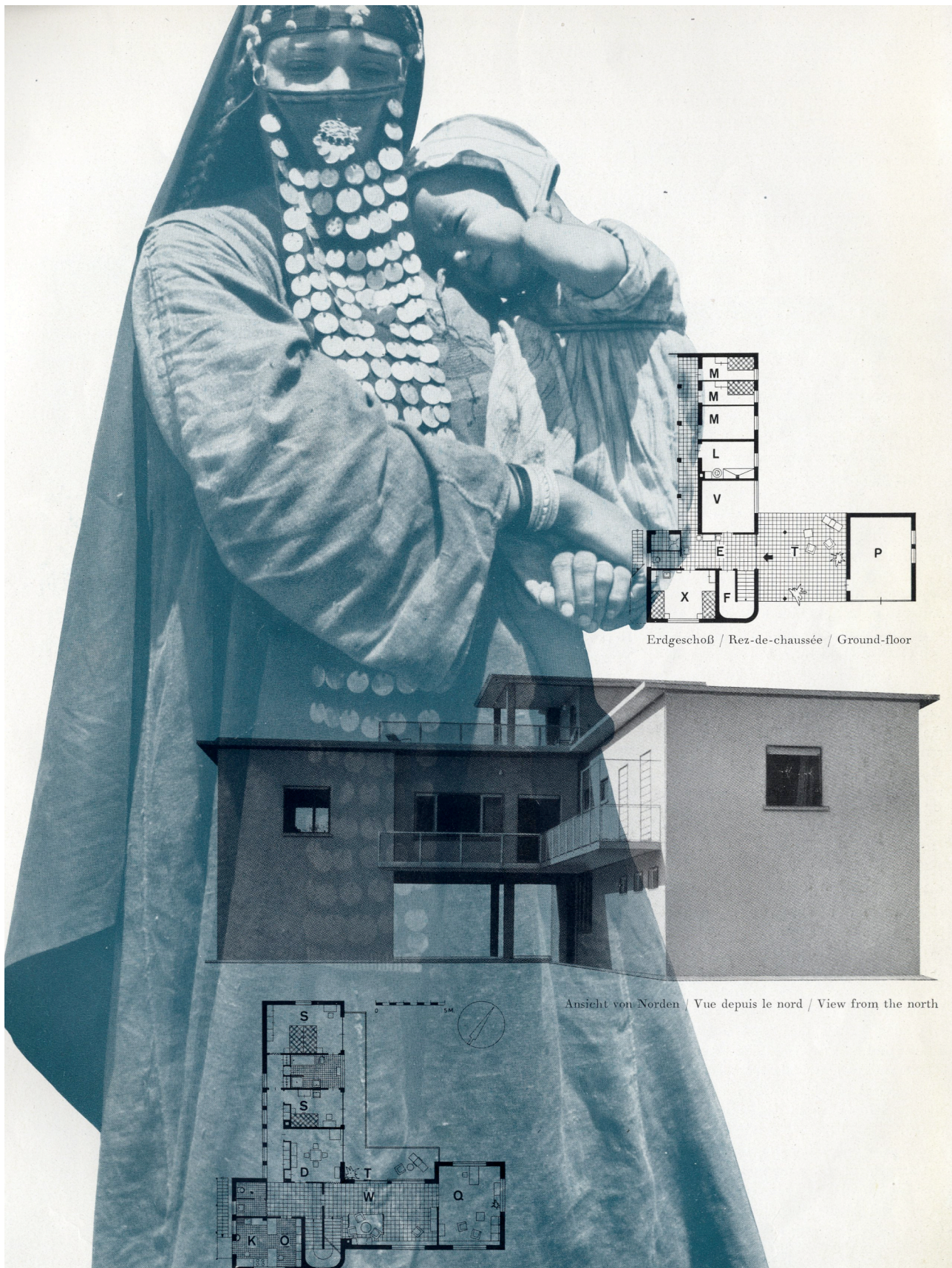
Silvia Kugler aus Genf, die wie erwähnt an den ersten *Bauen + Wohnen*-Nummern aktiv beteiligt war, hat in der Schweizer Erstausgabe einleitend geschrieben:

«Sie muss so alt sein wie die Menschheit selbst, diese Freude und diese Sehnsucht, sich einen heimlichen Ort zu schaffen, der uns ganz gehört und in welchem unsere Persönlichkeit sich ausdrücken mag, wo wir geborgen sind vor der Unbill der Witterung ebenso sehr wie vor der Missgunst der Menschen.»²³²

In derselben Nummer 1 lobt eine Madame X in «Eine prosaische Geschichte ... aber sehr von heute!»²³³ das «kleine Kistchen mit der verstaubaren Nähmaschine». Durch diese neue, eben verstaubare Nähmaschine erübrige sich ein eigenes, verschwenderisches Nähzimmer, so der lapidare Kommentar der Autorin. Noch stets in Nummer 1 findet sich der Beitrag «Waschküche überflüssig»²³⁴. Denn dank ‚Thor‘, einer Waschmaschine mit auswechselbarer Trommel und damit gleichermassen für Textilien wie für Geschirr (!) anwendbar, werde auch die Waschküche überflüssig.²³⁵

Während also auf der einen Seite eine Entgrenzung und damit Ausbreitung von Funktionen und Räumen auszumachen ist,²³⁶ findet auf der anderen Seite gleichzeitig eine Ausgrenzung oder Eliminierung von ‚Überflüssigem‘, ‚Gestrigem‘ statt. Die nunmehr überflüssigen Räume von Nähzimmer und Waschküche aber sind traditionelle ‚Frauenzimmer‘.

In Nummer 3 wird ein Haus eines Schweizer Architekten in Kairo vorgestellt, wobei die Grundrisse von Erd- und Obergeschoss sowie eine Ansicht vor ein ganzseitiges Bild einer traditionell gekleideten Ägypterin – einer Berberin ? – mit Kind [28] montiert sind. Die Gegenüberstellung eines rationalistischen Baus eines Architekten aus dem Norden und einer nordafrikanischen Frau irritiert. Ist es die Lust am Exotischen? Oder soll die Moderne in Kontrast zu Tradition sowie Ethnizität gestellt werden – und damit als ihnen überlegen?



28_ Wohnhaus Dr. R. in Maadi, Kairo, erbaut 1954 durch Charles Hoch, Arch. SIA † 1941. Kontrastreiche Darstellung einer traditionell gekleideten Frau mit einem modernen Haus (aus: *Bauen + Wohnen*, Nr. 3, 1948, S. 7)

Wiederkehrend steht erneut die Küche zur Debatte. Untersucht werden mitunter «Die Beziehung der Küche zum Essplatz»²³⁷, wobei mit Pfeil-

Diagrammen die kürzesten Wege zwischen dem Ort der ‚Produktion‘ des Essen und jenem des ‚Verzehrs‘ markiert sind. Weiter finden sich Beiträge wie beispielsweise «Kühlschrank und Küche»²³⁸, zuweilen gar durch Normpläne ergänzt. In Nummer 4 überlegt Redaktor Ernst Zietzschmann: «Wie sich der Architekt den Kochherd wünscht»²³⁹.

Während sinngemäss also ein planender Architekt bestimmt – im redaktionellen Heftteil wohl gemerkt –, wie ein Kochherd zu sein habe, wird die Frau gleichermassen in eine passive, ja zuweilen dekorative Rolle abgedrängt, sitzt sie doch wiederholt – werbetechnisch adrett – auf einem Kochherd, platziert selbstredend im kommerziellen Heftteil.²⁴⁰

1957 fragt ein Professor namens Biäsch «Wie verschönern wir die Arbeit der Hausfrau?». Seine Sorge aber gilt nicht ästhetischen Fragen, sondern der Rolle der in der Küche tätigen Frau – und Mutter.

«Die Hausfrauen und die Mütter rationalisieren? Gott behüte uns davor. Mit Verlaub: Nicht die Frauen, nicht die Mütter, nur ihre Arbeit wollen wir erfreulich gestalten helfen, auf dass ihre Fraulichkeit, Menschlichkeit und ihr Charme – alles irrationale köstliche Werte – sich um so schöner entfalten können, am rechten Ort und zur rechten Zeit.»²⁴¹

Wie also gewährt man jenen ‚irrationalen köstlichen Werten‘ bei aller geforderten Rationalisierung genügend Freiraum? Biäsch jedenfalls setzte sich für ein gewisses Mass an Irrationalität ein, selbstverständlich in Obhut der Frauen ...

Während die Saffa 1958 – respektive jene von 1928 – in *SBZ* wie *Werk* in eigenen Beiträgen vorgestellt werden, ist sie in *Bauen + Wohnen* ausschliesslich im Chronik-Teil zu finden – ohne Bild. Rezensent Zietzschmann beginnt seinen Text mit:

«Sie ist doch pünktlich fertig geworden, trotz allen Vorschussschmähungen und Witzen, die Saffa!»²⁴²

Er fährt dann wohlwollender fort, indem er ‚unseren Frauen‘ attestiert, dass ihnen «auf dem alten linksufrigen Landi-Areal ein grosser und kühner Wurf gelungen» sei. Generell werden in *Bauen + Wohnen* durchaus Werke aus Frauenhand vorgestellt, als exemplarische Nennungen seien «Ein Haus am Steilhang in Baden»²⁴³ von Lisbeth Sachs oder ein «Einfamilienhaus in Uitikon»²⁴⁴ von Ursula Abegg aufgezählt.

Interessant und zugleich irritierend ist ein Foto in der Mai-Ausgabe von 1963, getitelt «Frankreich baut»; es gehört zu einer Reihe von Abbildungen jüngerer «Bauten in der Region Südost»: Auf einer



29_Das Grab von Le Corbusiers Frau, ohne persönliche Nennung in der Legende, wo es nur heisst: «Le Corbuser: Grab auf dem Friedhof Roquebrune-Cap-Martin» (aus: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 5, S. 204)

Betonplatte stehen ein Kubus und ein Zylinder, der Kubus ist mit einer Inschrift versehen, der Zylinder dient als Pflanztopf. Es handelt sich um ein Grab auf dem Friedhof Roquebrune-Cap-Martin [29], das Le Corbusier entworfen hat – so die Legende. An keiner Stelle aber wird erwähnt, dass es sich um Le Corbusiers Frau Yvonne handelt, die hier begraben liegt. Einzig die lesbar fotografierte Inschrift verrät:

«Ici repose Yvonne Le Corbusier, née j[...]e Victorine Sallis [?] le 1er janvier 1892, morte le 5 octobre 1957 à Paris»²⁴⁵, gestorben einen Tag vor Le Corbusiers 70. Geburtstag.

Heimatschutz

In der französischsprachigen Schweiz war es Madame Burnat-Provins [30] gewesen, die im Jahre 1905 für die ersten Mitglieder der Schweizer

Vereinigung für Heimatschutz geworben hat, konkret im Kampf um die Solothurner Turnschanze. Neben Vertretern aus der Deutschschweiz ist Burnat-Provins damit eine zentrale Begründerin der Vereinigung. In ihrem Nachruf von 1953 heisst es, sie sei (soweit)

«die erste und bis jetzt leider letzte Frau [gewesen], die im Zentralvorstand Sitz und Stimme erhielt»²⁴⁶.



30_Marguerite Burnat-Provins, Malerin, Schriftstellerin und Mitbegründerin des Schweizer Heimatschutzes im Jahre 1905 (aus: *Heimatschutz*, 1953, Nr. 1, S. 23)

Ein Jahr nach der Saffa in Zürich tritt 1959 Annemarie Hubacher-Constam [31], deren Chefarchitektin sie war, als erste Schweizer Frau in den Zentralvorstand des Heimatschutzes ein. Geschäftsführer Laur hat sich persönlich für den Schritt, eine Frau aufzunehmen, eingesetzt:

«In der Geschäftsleitung jedoch war man näher am Pulsschlag der Zeit [im Gegensatz zur bis dahin ‚ausschliesslichen Herrengesellschaft‘ des Zentralvorstandes] und erfuhr immer wieder, wie viele Frauen nicht zuletzt auch an den Fragen des Heimatschutzes lebendigen Anteil nahmen. Von Frauen kamen Hinweise auf drohende Verunstaltungen von Dorf- und Stadtbildern, auf Gefährdungen von Baudenkmalern, auf Verhässlichungen der Landschaft. Frauen nahmen Stellung zu allgemeinen Heimatschutzfragen und wiesen darauf hin, wie wichtig es sei, dass die Heimat im weitesten Sinne schon der Jugend vertraut und lieb gemacht werde. Frauen besuchen stets auch in erheblicher Zahl unsere Jahresversammlungen und -fahrten.»²⁴⁷

1959 also schlägt die Geschäftsleitung dem Zentralvorstand vor, den nächsten frei werden Sitz einer Frau anzubieten. Ist aber endlich ein Sitz frei, findet sich keine Bewerberin. Doch nicht etwa eine der interessierten und den Heimatschutz in einer konkreten Angelegenheit

informierenden Frauen – wie oben von Laur beschrieben – wird angefragt, sondern man einigt sich auf Hubacher-Constam.



31_Annemarie Hubacher-Constam, Chefarchitektin der Saffa 1958 und erste in den Zentralvorstand des Schweizer Heimatschutzes gewählte Schweizerin (aus: *Heimatschutz*, 1959, Nr. 2, S. 72)

Gefragt nach ihrem Werdegang, definiert sich diese primär als Mutter dreier Kinder. Selbst war sie die Tochter des Maschineningenieurs E. Constam-Gull und Enkelin des ehemaligen Zürcher Stadtbaumeisters Gustav Gull – kurz, sie war gut eingebunden in ein Vertrauen erweckendes Netz bekannter (Fach-) Männer.²⁴⁸



32_Thurgauer Werktagstracht. Trachten tragende Mädchen und Frauen wurden zuweilen auch als Sinnbild der ‚guten Schweizerin‘ dargestellt (aus: *Heimatschutz*, 1926, Nr. 4, Juni/Juli, S. 59)

Wie bereits erwähnt, sind Pflege und Fortbestand der Trachtenkulturen ein den *Heimatschutz* stets begleitendes Thema. Dabei geht es sowohl um das Formal-Ästhetische der verschiedenen regionalen Volks- oder Bäuerinnenkulturen als auch um die (politische) Haltung von Trachten tragenden Mädchen und Frauen [32]. Entsprechend äussert sich eine junge Frau mit den Initialen R. G. – gewissermassen schicht- oder klassenspezifisch – zum (Selbst-) Verständnis von Schweizer Frauen:

«Auch in der Schweiz wird leider vielerorts schon ein Unterschied gemacht zwischen ‚besseren‘ Ständen und den Klassen, die die so genannte niedere Arbeit tun. In der Schweiz sollte doch alle Arbeit geschätzt werden. Das Wort ‚besser‘ sollte verpönt sein bei uns. O, wie ist es unschweizerisch! Und die Frau, die hochnäsiger, grossartig in die Läden geht und dort anspruchsvoll sich bedienen lässt vom Personal, das sie als Luft betrachtet, die zu allem, was ‚unter‘ ihrem Stand lebt, gnädig von oben herab spricht, diese Frau ist keine Schweizerin, Ach, wie traurig ist's, dass viele solche Manieren von der ausländischen Aristokratie abgeguckt werden. – Täuschen wir uns nicht, wir Frauen sind schuld, wenn das Beste an unseren nationalen Eigenschaften verloren geht. Von uns hängt es ab, was für ein Geist im Hause weht. Ich appelliere an alle Frauen und Maitli in und ausser dem Heimatschutz: Kommt, wir wollen den Mut haben, echte Schweizerinnen zu sein, der Gesinnung nach! Wir wollen die Einfachheit, Treue, Genügsamkeit, den Fleiss, die Ehrlichkeit und ‚Währschafigkeit‘ unserer Alvordern auch zu unseren Tugenden zu machen suchen. Dann tun auch wir in aller Stille unseren Teil am Heimatschutz.»²⁴⁹

2.1.2. Reduzierte Formen

SBZ

In der schweizerischen Kunstausstellung des Jahres 1886 war ein Werk der Künstlerin Ottilie Roederstein²⁵⁰ zu sehen. Carl Brun, der die Ausstellung für die SBZ bespricht, verweist in seinem Bericht auf eine Arbeit Roedersteins, die einen hungernden Jungen nackt zeigt. Brun ist mit der realitätsnahen Darstellung nicht einverstanden – obwohl er Roederstein als Künstlerin lobt –, will er nicht leidende, sondern schöne Nacktheit sehen:

«Wer den nackten Menschen darstellen will, sollte stets nach solchen Stoffen greifen, die ihm Gelegenheit geben, die Schönheit desselben zu zeigen. Ganz abgesehen davon, dass ein Knabe in dem Alter des Ismael schon an und für sich nicht vorteilhaft aussieht, wirkt sein Körper, wenn er dem Tode näher steht als dem Leben, geradezu unästhetisch.»²⁵¹

1898 wird in Wien ein Wettbewerb juriert, der die Teilnehmer aufgefordert hat, über «Die alte und die neue Richtung in der Baukunst» zu schreiben. Der zweite Preis ging an Adolf Loos, einem Vertreter der Klassik des Altertums sowie des Handwerks`:

«Was will denn der Architekt eigentlich? Er will mit Hilfe der Materialien Gefühle im Menschen erzeugen, die eigentlich diesen Materialien noch nicht innewohnen. Er baut eine Kirche. Die Menschen sollen zur Andacht gestimmt werden. Er baut eine Trinkhalle. Die Menschen sollen sich drinnen gemütlich fühlen. Wie macht man das? Man sieht nach, welche Bauwerke schon früher im stande waren, diese Gefühle zu erzeugen. An die muss man anknüpfen. Denn der Mensch hat sein Leben lang in gewissen Räumen gebetet, in gewissen Räumen getrunken. Das Gefühl ist ihm anezogen, nicht angeboren. Folgerichtig hat der Architekt, wenn es ihm überhaupt mit seiner Kunst ernst ist, auf diese anezogenen Gefühle Rücksicht zu nehmen.»²⁵²

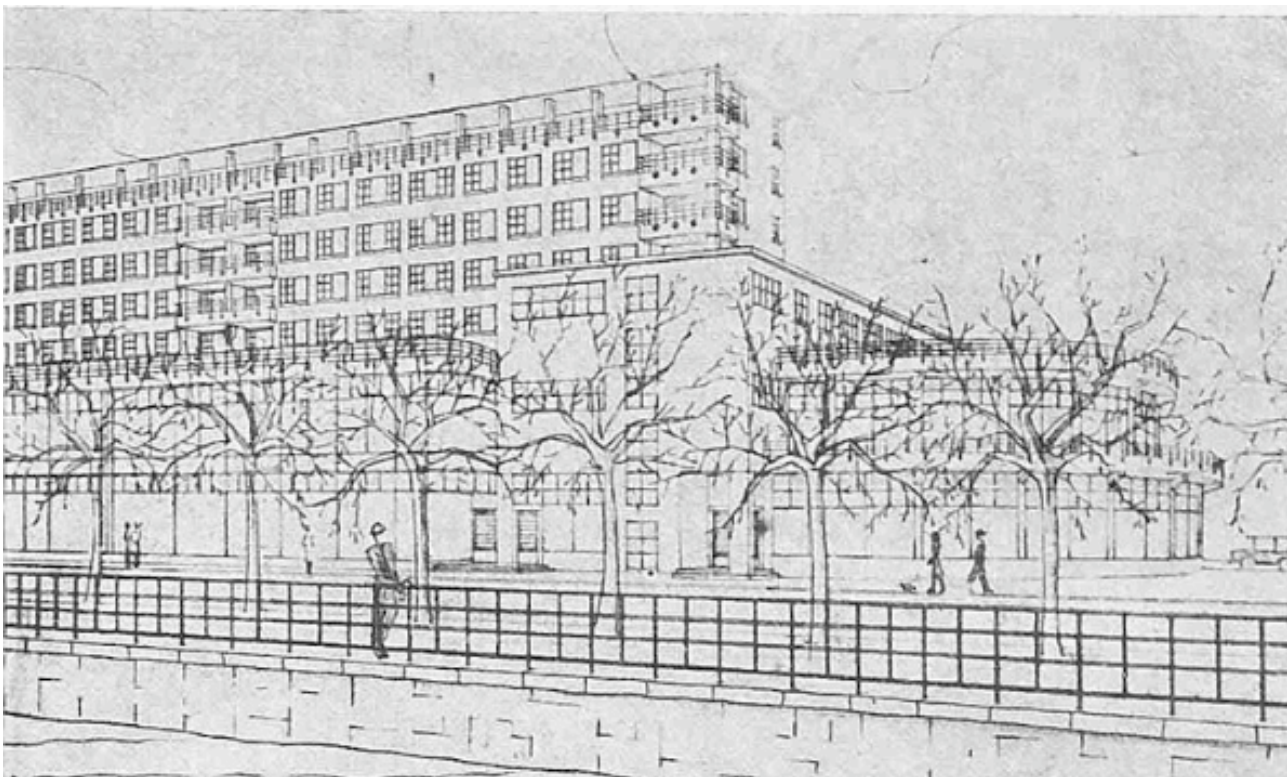
Als Wortführer der klassischen Baukunst der Griechen trat Loos damit indirekt für abstrahierte Formen in der Darstellung von Gefühlen ein.

Die erste selbstständig tätige Architektin der Schweiz, Lux Guyer, wird in der SBZ 1926 erstmals als «Frl. Arch. Lux Guyer» erwähnt. Sie hielt einen Vortrag anlässlich der Ausstellung *Das Kleinhaus* im Gewerbemuseum Winterthur zum Thema *Wohnung und Hausrat*. Im Zürcher Pendant der Ausstellung – *Das neue Heim* – war das bekannte, zwischen zwei Schlafräume eingeschobene und damit von zwei Seiten zugängliche Badezimmer Guyers zu sehen, mit zentraler Badewanne.²⁵³

Als die erste Schweizerische Ausstellung für Frauen-Arbeit Saffa 1928 ihre Pforten öffnete – mit Chefarchitektin Guyer –, wurde Peter Meyer

mit dem Ausstellungsbesuch beauftragt. Er berichtet von der eher widerwillig angetretenen Reise nach Bern an jenem Morgen und von der Überraschung, dass bereits am ersten Tag der Ausstellung alle Bauten fertig waren, was er als ungewöhnlich empfand.²⁵⁴

Dreissig Jahre später war es die Autorin Lore Wyss, die die Saffa von 1958 würdigte, diesmal in Zürich, mit der Chefarchitektin Annemarie Hubacher-Constam.²⁵⁵ Im Unterschied zu Guyer als alleiniger Unternehmerin, war Hubacher-Constams Mann Hans ebenfalls Architekt und Büromithaber.



33_Baublock am Limmatquai in Zürich, Diplomarbeit der ersten an der ETH Zürich diplomierten Architektin: Verena Witmer (aus: *SBZ*, 1929, Bd. 94, Nr. 14, S. 176)

1929, ein Jahr nach der Berner Saffa, findet sich in den regelmässig geführten Listen die erste Nennung einer Frau unter den Diplomanden des Architekturstudiums - Lux Guyer hatte an der ETH wohl Vorlesungen besucht, jedoch nicht diplomiert -: Verena Witmer, deren Entwurf unter den abgebildeten vertreten ist: eine Hochhausscheibe entlang des Zürcher Limmatquais mit gerasterter Fassade, grossflächigen Öffnungen sowie Balkontürmen, die das Bauvolumen punktuell auflockern. Vorgelagert gegen den Fluss sowie seitlich sind drei tieferliegende

Baukörper, wobei deren zwei mit ihren geschwungenen Rundungen und den horizontal verlaufenden Geländern auf den begehbaren Dachterrassen Analogien zum Art déco der 1920er-Jahre erkennen lassen. [33]

1930 folgen Silvia Ferri von Lamone TI und Ulrike Hanhart aus Zürich, jedoch ohne Darstellungen ihrer Projekte.²⁵⁶ Die Zahl der studierenden Frauen stieg weiter an, wie eine Statistik aus dem Jahre 1930 wenige Nummern später zeigt: Von insgesamt 143 an der Abteilung I, Architektur, eingeschriebenen Personen waren 1929/30 neun ‚weiblich‘ sowie 19 Ausländer.²⁵⁷

Neben den Bauten und Stellungnahmen²⁵⁸ Guyers wurden 1935 und 1939 Werke von Elsa Burckhardt-Blum publiziert: das Atelier-Haus G. Schuh in Zollikon-Zürich und die Abteilung *Sport* an der Landesausstellung von 1939 in Zürich. 1940 gewann die erste ETH-Architektin einen Wettbewerb: Lisbeth Sachs das Kurpark-Theater in Baden. Wie Guyer betätigte sich Sachs auch als Autorin, etwa als sie 1954 über das Verhältnis von «Laie und Architekt»²⁵⁹ nachdenkt. 1963 fand «Der erste internationale Architektinnenkongress in Paris» statt, über den Berta Rahm sowie Lisbeth Sachs wohlwollend berichten.²⁶⁰

(Das) Werk

Im erwähnten *SBZ*-Artikel Sigfried Giedions zum Bauhaus von 1923 verweist der Autor auf «eine unleidige Dualität, die sich bis in den Anfang des vergangenen Jahrhunderts zurückverfolgen lässt»²⁶¹.

Insbesondere in den 1920er-Jahren wurden Dualitäten verstärkt wahrgenommen und thematisiert: Röthlisberger spricht von Geist und Geld, Giedion von Kunst und Industrie. Hans Bernoulli, der 1927 in die *Werk*-Redaktion²⁶² eintritt, äussert sich zu Kunst und Technik:

«In den Bezirken der Architektur scheinen die fröhlichen Tage der Saturnalien angebrochen zu sein: die bislang dienenden Kräfte der Technik setzen sich zu Tisch und lassen sich von den Herren von gestern, den Künstlern, bedienen. Die Künste arbeiten nach Anleitung, unter der Führung der technischen Gewalten. Wie damals im alten Rom, versehen die neuen Diener ihre Rolle recht ungeschickt und verschütten die Sauce, und auch die neuen Herren sind des Befehlens nicht gewohnt und vergreifen sich des öfters im Ton.»²⁶³

Dies bedeutete für damalige Kunstschaffende, sich entscheiden zu müssen: Sich entweder auf die Seite jener zu schlagen, die sich primär am neuesten Stand der Technik orientieren, oder zu jenen, die

vorrangig den Vorgaben der (freien) Kunst folgen. Ein derartiger Entscheid wiederum bewirkt sinngemäss das Weglassen des jeweils Anderen – und führt in der Folge sinngemäss zu einer Reduktion in der Formfindung oder Formgebung.

In der *Werk*-Redaktion folgt auf Hans Bernoulli 1930 Peter Meyer, da die Träger des Organs, SWB und BSA, bestrebt waren, die beiden Verbände gleichmässiger zu Wort kommen zu lassen und folglich ein neues Programm mit erneuerter Redaktion aufstellen wollten.²⁶⁴ Meyer kann als moderat Moderner umschrieben werden, der sich im Laufe der Jahre jedoch dem Neuen Bauen gegenüber zusehends kritischer äussert.²⁶⁵ Zehn Jahre nach Redaktionsantritt schreibt er schliesslich den umstrittenen Aufsatz «Situation der Architektur 1940», worin er mitunter dem Verhältnis des Neuen Bauens zur Geschichte einerseits und zur Volkskunst andererseits nachgeht. Leser Flueler mischt sich ein und meint:

«Der Folklorismus unserer Tage entstand nicht aus einem Erobererwillen, sondern aus der Existenzangst des Unterbewusstseins. Man flüchtet sich zu den Müttern, da man nicht mehr den Mut zur Vaterschaft, zu eigener Schöpferkraft hat. [...] Die Architektur hat ihre Formen nicht auf das Kleinformat einer Modekrankheit abzustellen, sondern auf das Weltformat des Notwendigen.»²⁶⁶

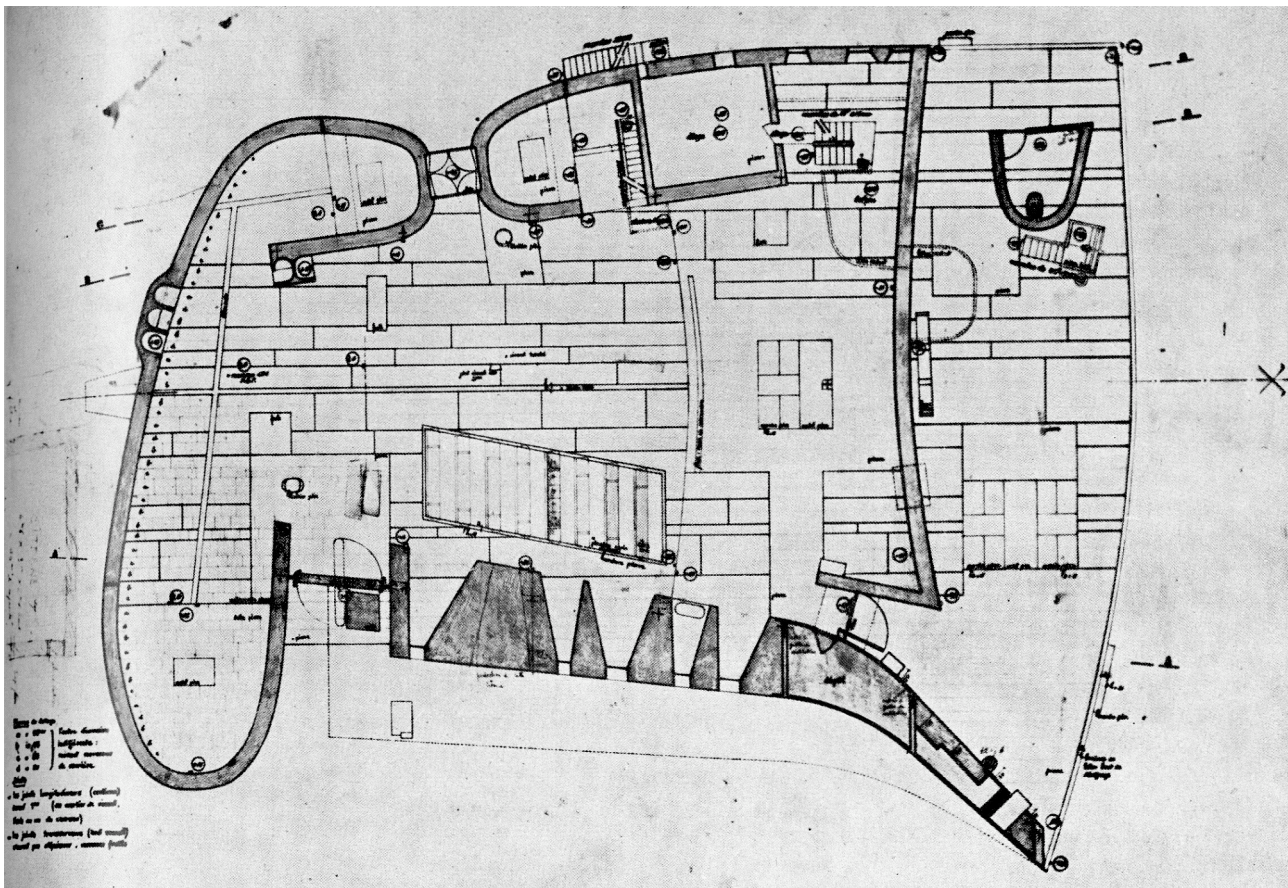
Bemerkenswert ist, dass Angst, Flucht, Unterbewusstsein wie (flüchtige) Mode klar weiblich konnotiert sind, währenddessen die Kraft des Schöpfers oder das ‚Weltformat des Notwendigen‘ männlich besetzt sind. Damit werden auch der Rückgriff auf Geschichte und Volkskunst ‚weiblich‘, während die Zukunft den Männern als Väter gehört.

Der oft nur als P. M. zeichnende Meyer antwortet, dass es ihm insgesamt um das Wiederherstellen eines organischen Gleichgewichts gehe.²⁶⁷ Weiter will er ‚die auf die Seite gestellte Welt des Historischen‘²⁶⁸ rehabilitieren und wird somit sinngemäss zu einem ‚frühen Aldo Rossi‘²⁶⁹. Weiter schreibt Meyer:

«Die Bedenken [...] betreffen nirgends die artistische Qualität der Leistung, sondern ihren sozialen Ort. Wir insistieren auf den Fragen: An wen wendet sich das? Welche soziale Gruppe wird damit angesprochen? [...] Man wird dieses Publikum ernst nehmen müssen, statt es zu verachten. [...] Statt dass wir im furor paedagogicus, für den wir Schweizer besonders anfällig sind, alle unsere Mitbürger durchaus auf die höchste, erstlich nur dem kunstgebildeten Intellektuellen angemessene Stufe des Geschmacks hinaufheben wollen, sollte man sich bemühen, das den verschiedenen Gruppen und

Stufen spezifisch angemessenen Formen-Inventar innerhalb seiner eigenen Art zur höchstmöglichen Qualität zu entwickeln – also auch hier Mannigfaltigkeit, statt Uniformität.»²⁷⁰

Auch der Architektur- und Kunsthistoriker Adolf Max Vogt widmet sich in «Das Problem, Zeitgenosse zu sein»²⁷¹ der Frage des Eingebundenseins in die Geschichte: Sind wir Teil einer historischen Kontinuität, oder stehen wir infolge einer Art ‚Universalität‘ über der Zeit? Letztere eine von der Moderne der Zwischenkriegszeit favorisierte Haltung. Vogt aber argumentiert, dass jene Epochen am stärksten in ihrer jeweiligen Jetztzeit verankert gewesen seien, die sich ihrer Kontinuität *in* der Zeit – nicht *über* ihr – bewusst waren.²⁷²



34_Wallfahrtskapelle von Ronchamp, 1952/54, Le Corbusier, Grundriss. Gerundete Linien, dicke, erdverbundene Mauern charakterisieren die neue ‚Ära‘ (aus: *Das Werk*, 1955, Nr. 12, S. 381)

Vogt nimmt just in dem Jahr zum Thema Stellung, in dem sich einer der ehemaligen Wortführer des Neuen Bauens von ‚technizistischen Universallösungen‘ verabschiedete: Le Corbusier, der mit der Kapelle von Ronchamp²⁷³ [34] ein viel beachtetes Zeichen setzte und hiermit die Phase der strengen, weissen und schwebenden Kuben verlassen und sich

inskünftig verstärkt ,krummen` Linien und erdverbundenen Volumen zuwenden sollte.

Nur wenige Jahre später weigerte sich der Zürcher Architekt Felix Schwarz, ein von Willy Bösiger herausgegebenes Buch zu *Richard Neutra 1950-1960* zu rezensieren, denn

«diese ambitiösen Schaubücher führen zu einer Überbewertung des visuell Attraktiven auf Kosten der architektonischen Substanz.»²⁷⁴

Ebenfalls 1960 verfasst der inzwischen beim *Werk* tätige Benedikt Huber alias ,der Kommentator` einen offenen «Brief an einen Redaktor»²⁷⁵, der Adressat war Franz Füeg von *Bauen + Wohnen*. Huber:

«Meine Kommentare und die darin enthaltene Kritik basieren auf dem etwas unsicheren Gefühl für architektonische Werte, während Sie und Ihre Zeitschrift fest fixierte Prinzipien besitzen, die Sie mit Konsequenz durchzuhalten verstehen. [...] Das flache Dach, die unsichtbare Konstruktion, Stahl und Glas, die Präzision im Detail und der rechte Winkel sind einige Merkmale dieser Richtung, und sie haben Ihrer Zeitschrift den berechtigten Ruf des kompromisslosen Modernen eingetragen. Demgegenüber habe ich in meinen Kommentaren verschiedentlich versucht, moderne Glasfassaden in Scherben zu schlagen, Hochhäuser und Gute Formen anzuzweifeln und Bauten des 19. Jahrhunderts schön zu finden und mich in anderen Anachronismen zu ergehen.»²⁷⁶

Nachdem das *Werk* sich auf Geschichte und andere ,Anachronismen` eingelassen hatte, fanden sich die Verfechter einer technizistisch ausgerichteten Moderne, wie schon ausgeführt, hierzulande bei *Bauen + Wohnen* wieder.

1948 war in den USA Sigfried Giedions *Mechanization takes command* erschienen, eine Darstellung der Neuerungen und Folgen der Mechanisierung auf das moderne Leben. Vier Jahre später schreibt derselbe Giedion im Aufsatz «Die Humanisierung der Stadt»:

«Man kann sich jedoch einer gewissen Skepsis nicht erwehren, wenn man einen Blick auf unsere überbevölkerten und durch die Mechanisierung in ihren Lebensfunktionen gehemmtten Grossstädte wirft. Wo lässt sich in der ,Megalopolis' eine Spur von Gemeinschaftsleben, ein Gemeinschaftserlebnis höherer Art erkennen, als es das passive Zuschauen im Kino und bei einem Fussballmatsch darstellt? – Das Bedürfnis, der Drang nach ,Führung' zwischen Mensch und Mensch [...] bricht jedoch immer wieder spontan hervor, sobald die Gemüter durch ein starkes Erleben aufgewühlt sind.»²⁷⁷

Als Beispiel eines Ortes, wo Leute sich im gemeinschaftlichen, öffentlichen Raum begegnen können, lässt Giedion die Spanische Treppe in Rom abbilden. Jahrzehnte später kommt der amerikanische Architekt Albert Pope in seinem Buch *Ladders* seinerseits zum Schluss, dass die ,zentrifugalen` Bewegungen der Moderne – eben das Fragmentieren von Räumen und die daraus resultierende Zersplitterung der Zusammenhänge

ehemals städtischer Gefüge und Ensembles – die sozialen Orte der Architektur entfremdet und entleert hätten. Diese Entleerung ihrerseits habe letztlich dazu geführt, dass heute – besonders in den USA – öffentliche Orte oft als gefährlich empfunden werden. Gefragt seien vielmehr wieder ‚zentripetale‘ Orte, gefasste Räume also, wo sich Menschen aufgehoben, auch geborgen fühlten.

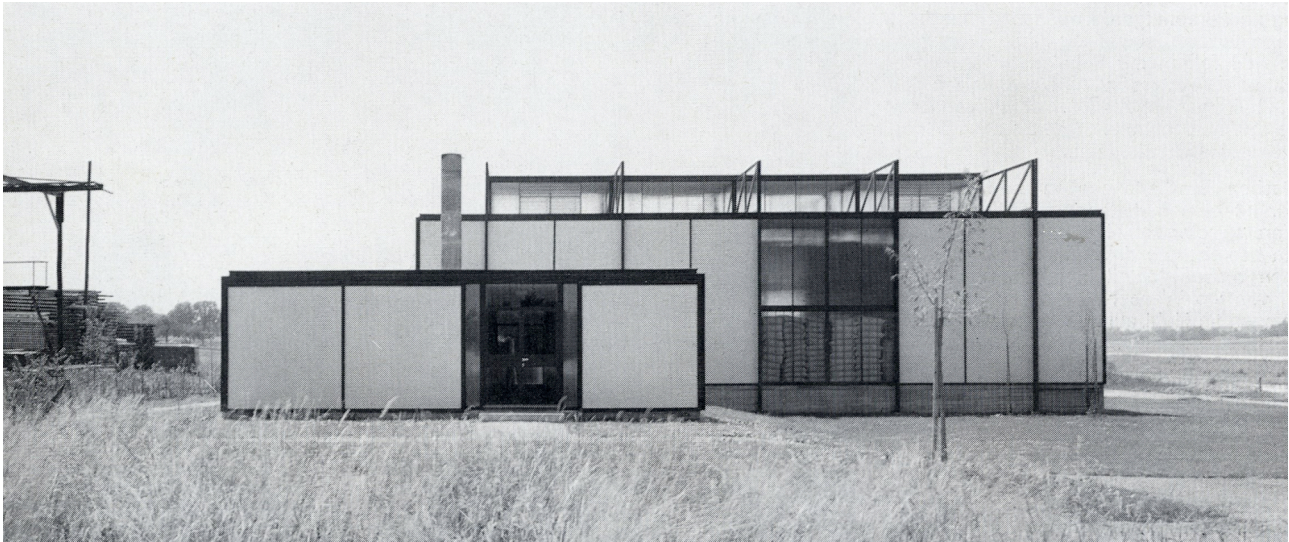
Bauen + Wohnen

Wie einleitend unter Quellen²⁷⁸ erwähnt, muss zwischen den Nummern 1 bis 3 und ab 4 ein Bruch in der Ausrichtung von *Bauen + Wohnen* konstatiert werden. Denn während die Zeitschrift ab Ausgabe 4 eine gegenüber dem *International Style* beinahe unkritische Haltung zeigt, macht Architekt Theo Schmid in Nummer 1 sehr wohl Grenzen dieser Art zu bauen aus:

«Diese lichten Räume in Verbindung mit der blühenden Vegetation ihrer Umgebung sind uns zu einer Selbstverständlichkeit und absoluten Lebensnotwendigkeit geworden. Wir dürfen dabei aber nicht stehen bleiben. Die machtvolle Extraversion muss im Wohnungsbau wieder gezähmt und in die richtig bemessene Schranke verwiesen werden. Begreiflicherweise äusserten sich die lang unterdrückten, neu gestaltenden Kräfte ihrem revolutionären Wesen nach anfänglich extrem. Nur wenige ihrer eigentlichen Urheber und Verteidiger vermochten schon von Anfang an Mass zu halten. Mehrheitlich ging es aber um das Einreißen der Mauern bis zur vollständigen Auflösung des Raumes. Eitle Extremisten propagierten das Haus als Abstraktion schlechthin. Wer die Möglichkeit hat, ein nach aussen vollständig umgestülptes Haus zu bewohnen, kann die Folgen solcher Einseitigkeit und Übertreibungen am eigenen Leibe leicht erfahren. Dann wird man gewahr, dass einem das ewige Zwiegespräch mit der Aussenwelt, einem immer gleichbleibenden splendiden und anspruchsvollen Alpen- und Seepanorama in gewissen Wetterlagen und Seelenstimmungen geradezu furchtbar auf die Nerven geben kann.»²⁷⁹

Licht, Luft, Öffnung waren zentrale Credos des Neuen Bauens, Stichworte, die Sigfried Giedion auf das Cover seines Schaubuches *Befreites Wohnen* von 1929 gesetzt hatte. Schmid, verantwortlich für obige Zeilen, gab Ende der 1940er-Jahre nun aber zu bedenken, dass Licht, Einblick und Transparenz den Bewohnern und Bewohnerinnen solcher Häuser auch zuviel werden können ...

Eine derartige ‚Mässigung‘ wird ab Nummer 4 nicht länger gefordert; entsprechende Bedenken verlieren sich fast vollständig. Just in Heft 4 ist ein «Auszug aus dem Bericht des Museum of Modern Art über einen amerikanischen Architekturkongress» publiziert, worin es heisst:



35_Pharmazeut. Fabrik mit Labor in Petit Saconnex, Jean-Marc Lamunière (aus: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 9, S. 382)



36_Geschäftshaus an der Bahnhofstrasse in Zürich von Rudolf Zürcher, mit einem Vorbild von S.O.M. an der 5th Avenue in New York (aus: *Bauen + Wohnen*, 1957, Nr. 6, S. 212)

«Zwei verschiedene Standorte beherrschten die Diskussion. Es war erwartet worden, dass diese sich zwischen zwei bestimmten Gruppen abspielen würden, nämlich den Vertretern des ‚internationalen Stils‘ einerseits und denjenigen des

„neuen Empirizismus“ [...] andererseits. Die Diskussionen deckten sich jedoch nicht völlig mit den erwarteten Gegensätzen, sondern ergaben im Verlaufe der Gespräche neue Gegensätze, nämlich zwischen den Exponenten einer Architektur, welche die Stilform als wesentliches Element verstanden haben wollen und denjenigen Architekten, welche alle formalen Auffassungen als zweitrangig gegenüber dem Problem der Produktion in der Architektur bezeichneten.»²⁸⁰

Die inskünftig in *Bauen + Wohnen* vorgestellten Gebäude sollten nunmehr jene letzte Gruppe repräsentieren und sind damit sinngemäss als ‚materialisierte Manifeste‘ einer architektonischen Moderne zu verstehen, die formale Fragen insgesamt als zweitrangig gegenüber den jenen der Produktion verstanden wissen will. Aus diesem Reigen also werden die vorbildlichsten Bauten weltweit gezeigt, stellvertretend sei ein Schweizer Beispiel aus einem Heft von 1963 abgebildet [35].

Dabei handelt es sich durchwegs um kubische, flach eingedeckte Bauten mit grossflächig verglasten Vorhang-Fassaden. Als weiteres Schweizer Beispiel sei ein Geschäftshaus von 1957 an der Zürcher Bahnhofstrasse [36] vorgestellt. Nur zwei Monate vor Publikation dieses Gebäudes hatte *Bauen + Wohnen* dem amerikanischen Grossbüro «Skidmore, Owings & Merrill»²⁸¹ ein ganzes Heft gewidmet. Es ist interessant, dass das Zürcher PKZ-Haus gewissermassen als europäischer ‚Nachfahre‘ des Lever-House (1950) aus dem Büro S.O.M. gelesen werden kann.²⁸² Dort, an der Fifth Avenue in New York, lag das Vorbild der Zürcher Baute. In Zürich jedoch – trotz des Umstandes, dass sie die grösste Schweizer Stadt ist – musste das Gebäude in der Höhe massiv gestutzt und in die Profil-Linien der Blockrandbebauung gezwängt werden.

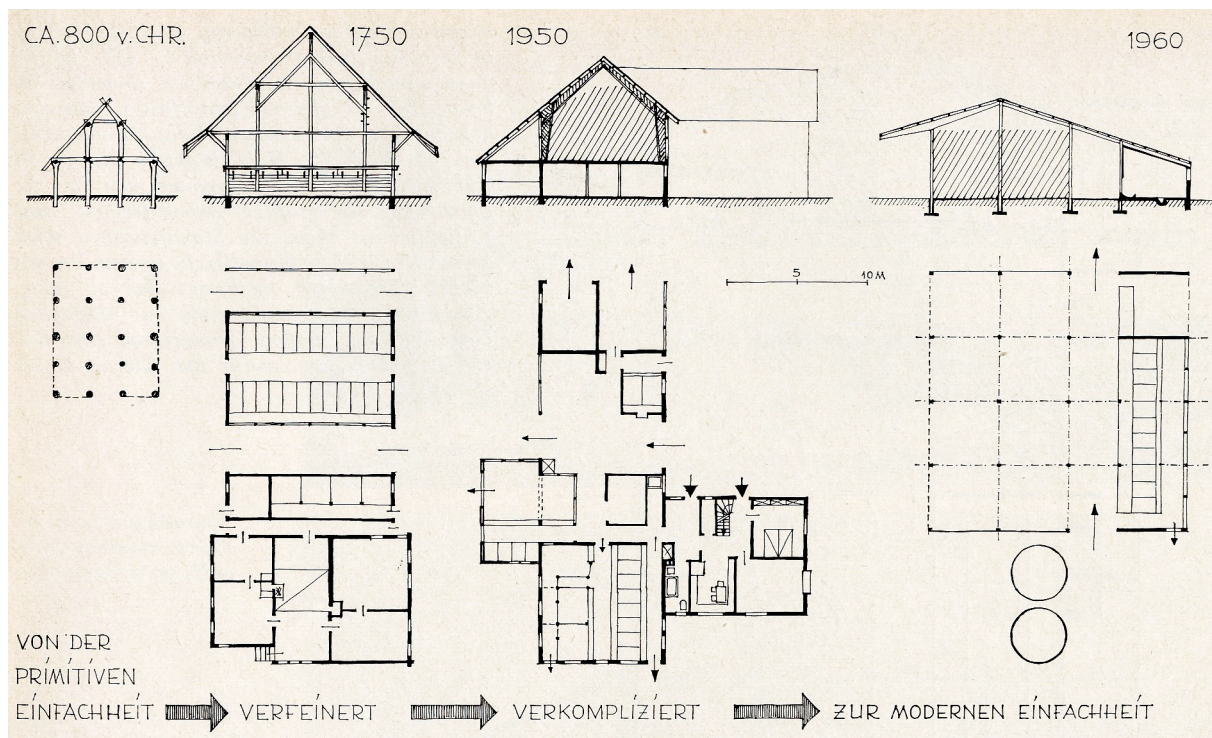
Es war in jener Zeit, als *Werk*-Redaktor Huber in jenem offenen Brief an den *Bauen + Wohnen*-Verantwortlichen Füeg dessen kompromisslose Linie zugunsten von Ludwig Mies van der Rohe wie zugunsten des rechten Winkels sowohl bewunderte, in Andeutungen jedoch gleichzeitig hinterfragte. Füeg antwortete in seiner Replik, «Brief an einen Kommentator»²⁸³, dass es sich bei seinen Darstellungen und Texten zur Mies'schen Architektur um nichts Grundsätzliches handle, dass er jene Bauten aber für sehr gelungen halte.

Bei Alvar Aalto beispielsweise vermisse er demgegenüber einen *rationalen* Grund für dessen Tun. Füegs Tonfall in jenem Brief war keinesfalls gereizt, vielmehr freundlich, vermittelnd, vielleicht etwas lehrerhaft. Bemerkenswert ist ganz grundsätzlich, dass Le Corbusiers Spätwerk – seine brutalistischen, in rohem Beton gehaltenen

Bauten wie die Unité d'Habitation in Marseille (1948) oder die Kapelle in Ronchamp, die Vogt im *Werk* ausführlich bespricht -, in *Bauen + Wohnen* inexistent ist.

Heimatschutz

In den 1960er-Jahren wird im *Heimatschutz* das Thema baulicher Rationalisierung und Normierung an einer konkreten Frage abgehandelt, nämlich daran, wie ein dannzumal zeitgenössischer Bauernhof auszusehen habe?²⁸⁴ [37] Architekt - und späterer Professor der Technischen Hochschule Stuttgart²⁸⁵ - Rudolf Schoch argumentiert, dass man auch auf



37_Bauernhof: «Von der primitiven Einfachheit ... zur modernen Einfachheit». Zeittabelle der Entwicklungen von Bauernhöfen (aus: *Heimatschutz*, 1962, Nr. 1, S. 26)

dem Lande aus Effizienzgründen zu Typisierung und Normierung gezwungen werde, insbesondere bei Bauernhöfen, deren Betriebe ebenfalls den neuen Produktions-Richtlinien der Rationalisierung zu folgen hätten. Und würde es ein Bauer wollen und hätte er das Geld dazu, führt Schoch weiter aus, er fände keinen Handwerker, der die alte Bauweise befriedigend realisieren könnte.

Daraufhin meint Geschäftsführer und Schriftleiter Laur,

«auch unser Land sollte sich endlich entschliessen, Beispiele der traditionellen Bauernhäuser für alle Zeit unter Schutz zu stellen und an einem allgemein zugänglichen Ort zu bergen.»²⁸⁶

Er rief damit zu einem schweizerischen Freilichtmuseum auf – das spätere Ballenberg²⁸⁷ –, wie sie andere europäische Länder damals bereits kannten.²⁸⁸ In einer Pressemitteilung von Anfang 1963 gibt der Heimatschutz die Gründung einer Spezialkommission zur «Gestaltung moderner Bauernhöfe» bekannt:

«Ihre Aufgabe wird es sein, in gemeinsamer Arbeit Möglichkeiten einer für die Schweiz typischen Gestaltung des modernen Bauernhofes, unter Wahrung der regionalen Eigenarten, zu diskutieren. [...] Dadurch soll dem serienmässigen Bau einheitlich vorgefertigter Höfe begegnet werden, während andererseits die Normierung von einzelnen Bauteilen durchaus wünschenswert erscheint.»²⁸⁹



38_Der Expo-Bauernhof von Architekt Willi Marti; das Gestell im Vordergrund trägt die Gleitschiene des Ausstellungsbähnchens Monorail (aus: *Heimatschutz*, 1965, Nr. 1, S. 14)

Nach der Expo 64 in Lausanne äussert sich Jakob Zweifel, leitender Architekt des Expo-Sektors ‚Feld und Wald‘ und Obmann der Sektion Glarus des Heimatschutzes, zu «‚Heimatschutz im Dorf‘, dargestellt an der Schweiz. Landesausstellung 1964 in Lausanne»²⁹⁰; als zeitgenössisch vorbildlichen Bauernhof preist er Willi Martis Expo-Bauernhof.²⁹¹ [38]

Fallbeispiel C

„Abstrakter“ versus „leiblicher“ Raum

Das Begriffspaar ‚abstrakt‘ versus ‚leiblich‘ in Verbindung mit Raum gebraucht etwa Gernot Böhme, der sich, aus philosophischer Sicht, verschiedentlich mit Raumatmosphären auseinandergesetzt hat.²⁹² Als abstrakt bezeichnet er geometrisch konzipierte, schwebende, sinngemäss zellulär isolierte Räume, die ideell in keinem spezifischen Kontext verankert sind, während leibliche Räume demgegenüber eine Mitte und damit eine Schwerkraft haben, welche auf einen konkreten Ort verweist.

1960 schrieb Huber den vorne zitierten «Brief an einen Redaktor»²⁹³. Füegs kompromisslose Linie zugunsten der ebenso kompromisslosen Architektur Mies‘ hatte Huber irritiert. Bei den Darstellungen von Mies-Bauten [39] handle es sich jedoch um nichts Grundsätzliches, so der Angesprochene, er halte sie schlicht für gelungen – während er, wie ausgeführt, in Aaltos Schaffen [40] keinen rationalen Grund für dessen Tun erkennen könne.²⁹⁴

Aalto selbst hat 1965 in einem Vortrag festgehalten:

«Unsere Hauptschwäche besteht heute darin, dass wir zu stark an quantitative Analysen glauben und darüber die qualitativen vergessen. Bei jedem Bau, bei jedem städtebaulichen Auftrag stossen wir immer auf den Aberglauben, dass Ziffern Richtiges aussagen und Instinkt falsch ist. [...] Was bedeutet das eigentlich, wenn man in einer Hauptstadt das Senatsgebäude wie eine Kaffeetasse ohne jede Nuance macht und das Parlament als Waschbecken [von Oscar Niemeyer, Ergänzung der Autorin] ohne jede Nuance? Das ist Architektur ohne Massstab.»²⁹⁵

Der Finne setzt hier Quantitatives Qualitativem entgegen sowie Messbares oder Ziffern dem Instinkt. Gleichzeitig spricht er den ‚aufgeblasenen‘ Staatsbauten, der Kaffeetasse und dem Waschbecken, den Massstab ab – und damit indirekt den Bezug zu einem konkreten physischen Ort. Oscar Niemeyers Bauten für Brasilia, worauf Aalto Bezug nimmt, könnten für ihn irgendwo auf der Welt sein, sie haben mit dem Fleckchen Erde, worauf sie effektiv stehen, nichts zu tun; vielmehr sind sie ‚überterritoriale‘ Symbole von Grösse und Macht. In der eingangs erwähnten Gegenüberstellung Böhmes repräsentieren damit Mies van der Rohes und Niemeyers Bauten eine Architektur der abstrakten Räume, Aaltos jene der leiblichen.

Die Entwicklung der Architektur vom frühen 20. Jahrhundert – man denke etwa an Werke der Arts-and-Craft-Bewegung, des Jugendstils oder Expressionismus wie auch des Historismus – über das Neue Bauen der Zwischenkriegszeit bis hin zur Nachkriegszeit der 1950er- und 1960er-Jahre kann,



39_Edith Farnsworth House, Plano, Illinois, Ludwig Mies van der Rohe, 1950/51 (aus: Library of Congress, Prints and Photographs Division, Historic American Buildings Survey)

parallel dazu, insgesamt als ein Weg von einer formal freieren, teils üppigen Architektur hin zu einer Vereinfachung und Abstraktion gelesen werden.

Neben der Forderung nach Effizienz im Bauen – über rationalisierte Methoden – ist damit diese auf Form und (Aus-) Gestaltung fokussierende Reduktion oder Abstraktion ein ebenso wichtiger Wegbereiter für die sich durchsetzenden Standardisierungen und Normierungen. Damit werden Neues Bauen und *International Style* selbst letztlich zu Vehikeln und gleichsam einem je sichtbaren Ausdruck normierender Rationalisierung schlechthin.

Abstraktion oder auch Normierung bedingen in der Regel ein Zurücknehmen von Spezifischem und Persönlichem. Der Soziologe Jeff Hearn weist in einer Untersuchung zu Professionalisierungstendenzen – primär hinsichtlich der Pflege- und Medizinwissenschaften – darauf hin, dass in kapitalistischen (und patriarchalen) Systemen über das Mittel von, männlich konnotierter, Rationalisierung tendenziell unkontrollierbare Emotionen gebunden und damit beherrschbar werden – und mit ihnen die Frauen.

«Indeed at a more abstract level, the very separation of emotionality and instrumentality or rationality can itself be explained by reference to the compartmentalising character of both capitalism and patriarchy. [...] By forging the socialisation of unpredictable emotions, women have potentially posed a far greater threat to capitalism than men.»²⁹⁶



40_ Wohnhaus in Muuratsalo, Alvar Aalto, 1952/53 (aus: Juhani Pallasmaa, Tomoko Sato, *Alvar Aalto*, London 2007)

Die abstrakteren Räume des Neuen Bauens und des *International Style* verkörpern folglich Kontrolle und Selbstbeherrschung, während atmosphärische, leibliche Räume in der Regel emotional stärker markiert sind. Das heisst, der Logik der Moderne folgend, gelten sie tendenziell als irrationaler, also unkontrollierbarer – und folglich als *nicht* erstrebenswert. ••

Fallbeispiel D

Die Küche

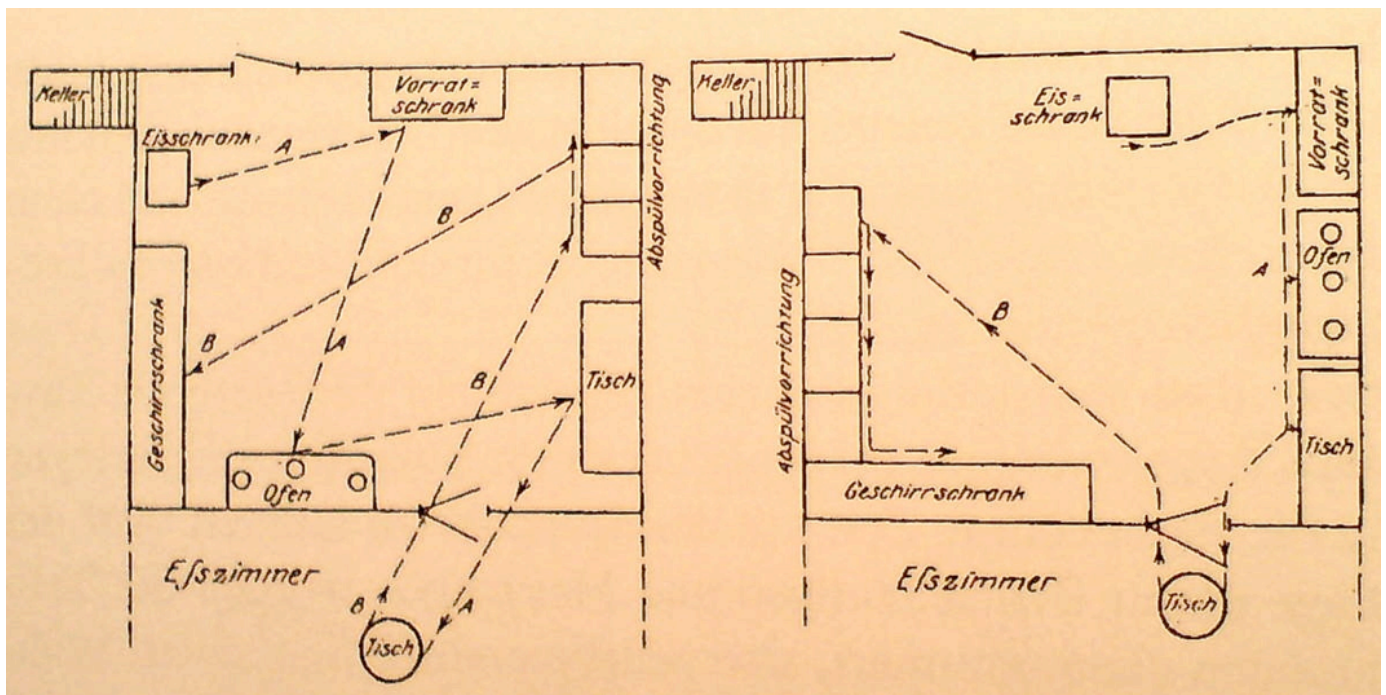
In Zeiten, bevor die architektonische Moderne und mit ihr die Funktionalisierung der Räume Einzug gehalten hatten, war die Küche auch ein Gesellschaftsraum, in dem sich die Angehörigen einer Hausgemeinschaft – mitunter auch ausserhalb der eigentlichen Essenszeiten – trafen. Sie war geprägt von einer Art ‚Multifunktionalität‘, die heute längst an Beliebtheit zurückgewonnen hat.

Vor rund 100 Jahren aber fand eine Fokussierung oder Verengung des Küchenraums hinsichtlich der Funktionen der Essensverarbeitung statt: eine Fokussierung auf nur jene zum Bereitstellen – und Entsorgen – der Mahlzeiten gehörenden (Zweck-) Handlungen. Der Küchenraum wurde kleiner – es war die Zeit der ‚Laborküchen‘.



41_Frankfurter Küche von Margarete Schütte-Lihotzky, 1929/30. Provenienz: aus der Siedlung Bornheimer Hang, Falltorstrasse 2 in Frankfurt, im Jahr 2006 in allen Teilen komplett demontiert (aus: internationalauctioneers.com)

Die Frankfurter Küche [41] von 1926 von Margarete Schütte-Lihotzky war für das Neue Bauen bahnbrechend. Ohne die Arbeit der amerikanischen, dem Umfeld um F. W. Taylor nahe stehenden Journalistin Christine Frederick wäre sie jedoch nicht denkbar gewesen. Frederick hatte bereits 1913 ein Buch über effizientes Haushalten publiziert, das 1920 unter dem Titel *Die rationelle Haushaltführung* in Mitteleuropa deutschsprachig erschien und zu einem Schlüsselwerk der Haushaltsrationalisierung wurde. Die Amerikanerin Frederick hatte mit dem so genannten Gangliniensystem [42] beispielsweise nach den kürzesten Wegen bei der Küchenarbeit geforscht, wobei das Gangliniensystem durchaus mit dem Nutzungs-System-Diagramm NSD verglichen werden kann, das an der ETH Zürich sinngemäss noch in den 1980er-Jahren gelehrt wurde.



42_Gangliniensystem nach Christine Frederick: «Gang der Arbeit vor und nach der planmässigen Arbeitsvorbereitung», Berlin 1922 (aus: Terlinden/von Oertzen 2006, S. 78)

Die treibende Figur bei der Modernisierung von Küche und Haushalt in Deutschland war Erna Meyer. Im Bereich der Architektur hat Schütte-Lihotzky zahlreiche Artikel zu ihren Arbeiten publiziert, besonders zu der sich breiter Zustimmung erfreuenden Frankfurter Küche, wie Ulla Terlinden und Susanna von Oertzen in ihrem Buch *Die Wohnungsfrage ist Frauensache*⁹⁷ von 2006 nachweisen. Trotz dieser Veröffentlichungen und der daraus resultierenden Bekanntheit, wie man annehmen kann, hat Sigfried Giedion den Beitrag Schütte-Lihotzkys an der Frankfurter Küche unter ihrem eigenen Namen im Standardwerk *Mechanization takes Command* (1948) unterschlagen; bei Giedion hört der Einfluss von Seite der Frauen mit der Amerikanerin Frederick auf. In Europa waren es seiner Meinung

nach allein die jungen Architekten gewesen, die die Neue Küche – sowohl ideell wie formal – im Bauen der 1920er-Jahre verantwortet hatten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Frauen generell zunehmend – zuweilen zusammen mit einem jungen Ehegatten – in die Rolle von die Küche nur ‚bespielenden‘ Nutzerinnen abgedrängt, die man entsprechend aufzuklären und in die moderne Küche einzuführen hatte – wie eine Werbekampagne aus dem Jahre 1940 der Elektrizitäts-Industrie illustriert. [43]



43_ *Junge Eheleute aufklären?*, Elektrizitäts-Werbung, Ausschnitt (aus: *Das Werk*, 1940, Bd. 27, H. 5, S. XI)

Gleichzeitig – in der Mitte des 20. Jahrhunderts – verschob sich der Blick grundsätzlich stark auf technische Fragen der Kücheneinrichtung – etwa als *Bauen + Wohnen*-Redaktor Ernst Zietzschmann überlegte, «wie sich der *Architekt* [Betonung der Autorin] den Kochherd wünscht»²⁹⁸. Während also der planende Architekt bestimmte, wie ein guter Kochherd zu sein hat, wurden Frauen – nach dem Zweiten Weltkrieg nach wie vor die in der Regel fürs Essen Verantwortlichen – verstärkt in die Position einer rein Ausführenden gebracht.

Das Kochen selbst verliert vor diesem Hintergrund Schritt für Schritt sein Verständnis als selbst bestimmter ‚kreativer Akt‘ und wird mehr und mehr zu einer – der Fließbandarbeit vergleichbaren – vorgezeichneten Funktion im Tagesablauf einer Familie oder Haushaltsgemeinschaft, die letztlich – im Sinne von technischen Gebrauchsanweisungen – vollzogen werden muss. ••

2.2. Reflektierende Interpretation:

Das *Othering* als Prämisse jeder Normierung

2.2.1. Wissen gewichten – Oder: die Werteskala

Häufen sich Auslege-Ordnungen an, läuft man Gefahr – generell gesprochen –, den Überblick zu verlieren. Um nun auf einer neuen Ebene Ordnung in diese eben beschriebenen Auslege-Ordnungen zu kriegen, gilt es, das gewonnene Material zu gewichten, zu kategorisieren und letztlich zu werten.

Nachdem also infolge des Zeitalters der Aufklärung das Vorgefundene, Gesehene, Gehörte gesammelt und in einem ersten Schritt als ‚gesichertes Wissen‘ – im Gegensatz zum (ungesicherten) Glauben der Religionen – zugänglich gemacht worden war, galt es im nächsten Schritt, die gesammelten Wissensbestände oder Auslege-Ordnungen bezüglich ihres Inhalts und ihrer Relevanz zu gewichten.

Dieser Schritt ist insofern äusserst relevant, als er weg von ahierarchischen, ‚flachen‘ Auslege-Ordnungen hin zu hierarchisch strukturierten Ordnungen führt. Hierarchien setzen oder platzieren den Wert einer Sache oder von Wissen entlang linearer Achsen, die in der Regel vertikal strukturiert sind: Die in einer Skala ‚oben‘ angeordneten Dinge, allenfalls Personen oder auch Qualitäten sind den weiter ‚unten‘ liegenden überlegen, sie sind mehr Wert – auch im monetären Sinne – und damit generell und grundsätzlich wichtig oder gar *prioritär*.

Geht man nun von der Bedeutung des Wortes ‚gewichten‘ aus, muss man festhalten, dass es sich dabei im vorliegenden Kontext nicht um *physisches* Gewicht handelt, sondern um die *Sichtbarkeit* von Wissen in der physischen Welt – um dessen *Wirksamkeit*. Wissen ist immateriell; es ist seine Wirksamkeit, die ihm (Mehr-) Wert verleiht.

Gewichten bedeutet bezüglich des Wissens – und der Wissenschaften – Wichtiges hervorzuheben und weniger Wichtiges im Dunkeln, im schlecht Sichtbaren zu belassen. Spricht man im Volksmund davon, dass das Wetter aufklärt, so verziehen sich die Wolken und die Umgebung wird in

ihrer Weite und konkreten Beschaffenheit (besser) sichtbar. Die Epoche der Aufklärung hat es sich sinngemäss - als das Zeitalter des Lichts - zum Ziel erklärt, das Funktionieren der Welt ans Licht zu holen, diese einzusehen, um sie verstehen zu können. Das dominante Sinnesorgan folglich ist das *Auge*.

2.2.2. Gegensatzpaare

Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden führt sinngemäss zu dualen oder binären Skalen und damit letztlich zu sich entgegen gesetzten Polen.

Auch der bereits zitierte Carl von Linné griff bei seinen Ordnungen in Flora und Fauna auf binäre Strukturen zurück:

«Carl von Linné ordnete nun das Tier- und Pflanzenreich nach dem strengen Gesetz der bis heute gebräuchlichen binären Nomenklatur. Sein *Systema naturae* von 1753 nimmt sich so wohl geordnet aus wie ein barockes Fürstentum, und die Rationalität dieser Ordnung verbietet zugleich, dieses System zu überschreiten.»²⁹⁹

Binäre Ordnungen entsprechen in wissenschaftlichen Kontexten in der Regel Dichotomien. Eine

«Dichotomie (griechisch *dīchōtōmos* ‚entzweiggeschnitten‘ aus *dicha* ‚zweigeteilt, getrennt‘ und *tome* ‚Schnitt‘; manchmal auch *Dychotomie*) bedeutet die Aufteilung in zwei Strukturen oder Mengen, die nicht miteinander vereinbar bzw. einander genau entgegengesetzt sind.»³⁰⁰

Dichotomien³⁰¹ gehen damit insofern weiter als einfache binäre Skalen, als sie das höher Gewertete grundsätzlich und ‚unvereinbar‘ vom minder Bewerteten trennen. Ein richtiges Resultat ist nicht besser als ein falsches, es ist letztlich das allein Mögliche, das einzig Wirkliche und Wahre.

Grundsätzlich mit Blick auf die Wissenschaften meint nun wiederum Cornelia Klinger, der (bislang) aussichtsreichste Weg feministischer Kritik, Zugriff auf vorherrschende Diskurse zu gewinnen, sei, den *Zusammenhang zwischen den Grunddualismen der westlichen Philosophie auf der einen und der Geschlechterdifferenz auf der anderen Seite* aufzuzeigen. Denn während Geschlechterdifferenzen an den Oberflächen der Disziplin kaum in der Erscheinung treten,

«liegt sie ihren grossen Themen und Konzepten zugrunde. Überall da, wo Form vor Materie, Transzendenz vor Immanenz, das Heilige vor dem Profanen, Aktivität vor Passivität, Subjekt vor Objekt ausgezeichnet wird, wo Kultur über Natur, Geist

über Körper, Vernunft über Gefühl gestellt wird, – überall da ist in den Subtext der Theorie die Geschlechterordnung, der Dualismus des Männlichen und Weiblichen eingeschrieben.»³⁰²

Die Biologin und feministische Naturwissenschaftshistorikerin Donna Haraway ergänzt jene von Klinger aufgezählten Dichotomien im Hinblick auf den Bereich der Technik etwa durch: Zivilisation vor Primitivität oder Überlieferung, Realität vor Erscheinung sowie Wahrheit vor Illusion.³⁰³

Denkt man nun beispielsweise an die Epoche des Neuen Bauens insbesondere der Zwischenkriegszeit, waren die damals führenden Architekten – und gewisse zeitgenössische nicht minder – besprecht, ihre Bauten möglichst transparent zu gestalten, indem sie sie von Ornamenten und anderem ‚Ballast‘ befreiten. Während sie also ‚nur‘ illusorische Verhüllungen oder Bekleidungen wegliessen – und weglassen –, stossen sie zum ‚wahren‘ Kern der Bauten vor: unverhüllt und einsehbar. Das Ergebnis ist ‚Wahrhaftigkeit‘ – Wahrheit vor Illusion, und damit, wertend, Männlichkeit vor Weiblichkeit, so Klinger wie auch Haraway.

Nun argumentiert Klinger, dass sich Geschlechterdifferenzen über Dichotomien am besten manifestieren lassen. Vergegenwärtigen wir uns nochmals Begriffe wie Transparenz, Geist, Vernunft, Rationalität, Kultur oder Immanenz, sind sie im Grundsatz männlich konnotiert, während Verhüllung, Irrationalität, Körper, Natur, Emotionalität oder auch Illusion weiblich verortet werden. Haraway schreibt:

«Certain dualisms have been persistent in Western traditions; they have all been systematic to the logics and practices of domination of women, people of colour, nature, workers, animals – in short, domination of all constituted as others, whose task is to mirror the self.»³⁰⁴

Oder denken wir nun an die Besprechung des Büchleins *Ich liebe dich*³⁰⁵ zurück,³⁰⁶ einer Sammlung von Liebesbriefen – erschienen offensichtlich im Kontext von Neuerscheinungen³⁰⁷ des Eugen Rentsch Verlags –, so hält Rezensent G. J. dort fest: «Es ist kein Zufall, dass eine Frau diese Briefe herausgibt», während er gleichzeitig wörtlich ‚männlichen Geist‘ ‚weiblichem Gefühl‘ gegenüberstellt.

Seine Besprechung schliesst er mit dem Kommentar, dass nach einer Trennung die Männer an ihr Werk und die Frauen ‚ins Dunkel‘ zurückkehrten – womit überdies die Dichotomien Aktivität über

Passivität sowie Hellig- oder Sichtbarkeit vor Dunkelheit oder Unsichtbarkeit bemüht werden. Der Mann wird zu etwas Sichtbarem, einem Symbol der Aufklärung, während die Frau unsichtbar und damit in der Geschichte, der Vormoderne verhaftet bleibt.

2.2.3. Die Frau als ‚Andere‘

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, 1949, gibt die französische Philosophin Simone de Beauvoir (1908–86) ihr einflussreiches Werk *Le deuxième sexe* heraus; zu Deutsch *Das andere Geschlecht*, das erstmals 1951 erscheinen sollte. Darin vertritt sie die zentrale These, dass ‚man nicht als Frau zur Welt kommt, man wird es‘.

De Beauvoir entlarvt darin das vermeintlich Natürliche des ‚Ewig-Weiblichen‘ als ein kulturelles, gesellschaftlich konstruiertes Vehikel zur Unterdrückung von Frauen – durch das Patriarchat – und erklärt die Frau demgegenüber vielmehr zum gleichberechtigten, eigenständigen Subjekt. Damit sagt sie, Weiblichkeit sei nicht als Essenz, sondern als Ergebnis historischer Existenz zu begreifen.

Es sei das Patriarchat, das Weiblichkeit mit Charaktermerkmalen wie eben Passivität oder Emotionalität umschrieben habe. Letztlich gelte in dieser Ordnung der Mann als Mensch und als Massstab schlechthin, während die Frau das Besondere, das ‚Andere‘, auch das Minderwertige markiere. Zudem sei die Frau geschlechtlich verortet – dies im Unterschied zum Mann, der in der Regel als geschlechtslose Person, sinngemäss als Neutrum repräsentiert wird.

De Beauvoir analysiert weiter, dass die bipolare Geschlechterordnung im Ist-Zustand hierarchisch strukturiert ist und diese letztendlich nicht nur den Mann als Menschen, sondern den männlichen Massstab generell als den wahren akzeptiert – auch durch Frauen – und sich nach diesem richtet. De Beauvoir:

«Die moderne Frau (...) akzeptiert die männlichen Werte. Es reizt sie, wie ein Mann zu denken, zu handeln und zu arbeiten und wie er schöpferisch tätig zu sein.»³⁰⁸

Damit ergibt sich – als Frau – das Dilemma, einerseits eigenständiges Subjekt zu sein und andererseits den Massstäben ‚des Mannes‘ zu unterliegen. Für de Beauvoir war es ein Widerspruch, menschliches und

damit eigenständiges Subjekt und gleichzeitig Frau zu sein. Ihr Leitbild aber war letztlich der ‚männlich-menschliche‘ Massstab, einen Wert des Frauseins *an sich* konnte sie nicht ausmachen.

Die Juristin Iris von Roten (1917–90), die im Jahre 1958 das in der Schweiz für einigen Wirbel sorgende Buch *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau* herausgegeben hat, stimmt mit de Beauvoirs Analysen im Wesentlichen überein. Im Unterschied zu letzterer aber akzeptiert sie die Überlegenheit des männlichen Massstabs nicht wirklich, vielmehr sieht sie sich als Frau in einem Zwiespalt zwischen dem Anspruch auf einen Subjekt-Status und einem explizit weiblichen Menschsein. Sie sucht oder hofft auf einen Wert von Weiblichkeit, der den Subjekt-Status nicht untergräbt.

Von Roten rückt damit ideell näher an Virginia Woolf (1882–1941), die schon im frühen 20. Jahrhundert eine Position der Gleichberechtigung *in der Differenz* gefordert hat – dies gegenüber einer Gleichberechtigung in der Angleichung.³⁰⁹ Während also für de Beauvoir Mitte des letzten Jahrhunderts Differenz hierarchisch und damit die Frau in letzter Konsequenz als dem Mann als *das* Referenz-Subjekt unterlegen ist, hat Woolf die Position einer Möglichkeit von *differenten, aber gleichwertigen* Subjekten vertreten: Gleichberechtigung *in der Differenz*.

Abschliessend sei kurz angemerkt, dass der Status des ‚Anderen‘ nicht allein Frauen zukam und weiter zukommt, so werden mitunter auch Angehörige nicht weisser Volksgruppen ebenso wie solche (ehemals) kolonialisierter Länder in der Regel als ‚Andere‘ wahrgenommen.³¹⁰

2.2.4. ‚Selbstbescheidung‘

1929 bereits forderte Virginia Woolf *A Room of one's own* – damit auch und insbesondere für die Frau (*Ein Zimmer für sich allein*, 1978). Im Gegensatz dazu haben nach dem Zweiten Weltkrieg die in der neu gegründeten Zeitschrift *Bauen + Wohnen* aktiven Frauen gewissermassen die ihnen traditionellerweise zugedachten Räume selbst liquidiert.

So erklärte eine Madame X bereits in der Nummer 1 das ‚verschwenderische Nähzimmer‘ für überflüssig, schliesslich lasse sich

die moderne Nähmaschine schnell und unkompliziert in einen Koffer verstauen und damit aus dem Weg räumen.³¹¹ Auch auf die Waschküche könne man verzichten,³¹² denn die Firma Thor hatte einen Waschautomaten entwickelt, der gleichermassen für Geschirr wie textile Wäsche geeignet sei.

Und während in den ersten drei Nummern des jungen *Bauen + Wohnen* verschiedene Frauen namentlich erwähnt werden – allen voran Silvia Kugler, die in Nummer 1 die Einleitung verfasste – finden sich nach Neubesetzung der Redaktion³¹³ keine weiblichen Autorinnen mehr. Die Frauen hatten nicht nur die in der Regel durch sie genutzten Räume abgeschafft, auch auf ihre Mitarbeit sollte inskünftig verzichtet werden können.

Durch ihren Akt der ‚Selbstbescheidung‘ sind diese Frauen – in Christina Thürmer-Rohrs Worten – gewissermassen selbst zu Mittäterinnen³¹⁴ auf dem Weg zu einem vereinheitlichenden, abstrahierten und normierten (Bau-) Alltag geworden. – Hatte nicht das Thurgauer ‚Maitli‘, das sich 1926 im *Heimatschutz* zu Wort meldete, mehr Bescheidenheit der Schweizer Frauen gefordert:

«Und die Frau, die hochnäsiger, grossartig in die Läden geht und dort anspruchsvoll sich bedienen lässt vom Personal, das sie als Luft betrachtet, die zu allem, was ‚unter‘ ihrem Stand lebt, gnädig von oben herab spricht, diese Frau ist keine Schweizerin, Ach, wie traurig ist's, dass viele solche Manieren von der ausländischen Aristokratie abgeguckt werden.

Täuschen wir uns nicht, wir Frauen sind schuld, wenn das Beste an unseren nationalen Eigenschaften verloren geht. Von uns hängt es ab, was für ein Geist im Hause weht. Ich appelliere an alle Frauen und Maitli in und ausser dem Heimatschutz: Kommt, wir wollen den Mut haben, echte Schweizerinnen zu sein, der Gesinnung nach! Wir wollen die Einfachheit, Treue, Genügsamkeit, den Fleiss, die Ehrlichkeit und ‚Währschafigkeit‘ unserer Alvordern auch zu unseren Tugenden zu machen suchen. Dann tun auch wir in aller Stille unseren Teil am Heimatschutz.»³¹⁵

Den Gedankengang Simone de Beauvoirs aufgreifend, ist es jedoch nicht eigentliche Bescheidenheit, die von Frauen eingefordert werden muss. In der Logik de Beauvoirs und der in den frühen *Bauen + Wohnen*-Ausgaben aktiven Frauen ist es ihre Partizipation *als Frauen*, die angesichts ihres letztlich minderwertigen Subjekt-Status schlicht nicht notwendig ist: Die Orte, an denen spezifische, wie auch immer geartete ‚Weiblichkeit‘ spürbar werden könnte, sind überflüssig. Wollen sie Subjekt-Status erreichen, müssen sie sich dem männlichem Habitus und Massstab unterwerfen.

In dieser Konsequenz wird weder beim *Werk* noch beim *Heimatschutz* auf die Mitarbeit von Frauen verzichtet – bei der *SBZ* kann bis 1965 nicht von einem regelmässigen Mitwirken von Frauen gesprochen werden. *Das Werk* verfolgt – primär in Anlehnung an die Ideale und Grundsätze des Werkbunds – einen moderat modernen Kurs, während bei der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz von Anbeginn an zahlreiche Frauen aktiv beteiligt waren.

Bauen + Wohnen hingegen kann für die Schweiz ab 1949 als Inbegriff einer international ausgerichteten, dem *International Style* verpflichteten, in der Haltung technizistischen Ausrichtung von Architektur und Städtebau gelesen werden – und damit als Synonym für ein auf hegemoniale Männlichkeit fokussiertes Bauen, worauf ich im Kapitel 3.2.4., Normen als Ausdruck hegemonialer Männlichkeit, ausführlicher zu sprechen kommen werde.

2.2.5. Weiblichkeit im Dienste des *Othering*

In der Ausstellung *Le Corbusier – The Art of Architecture* im Vitra Design Museum³¹⁶ war im Winter 2007 nachzulesen, der Blick aus dem Flugzeug auf einer Reise nach Südamerika im Jahre 1929 habe ihm, Le Corbusier, eine Ordnung der geografischen Formationen vor Augen geführt, die nicht rational geometrischen Gesetzen folge, sondern einer Naturlogik – die er ‚Gesetz des Mäanders‘ nannte –, so der ‚geläuterte‘ Meister selbst. In demselben Jahr schrieb Le Corbusier in einem Artikel:

«Wo beginnt die Architektur? Sie beginnt dort, wo die Maschine aufhört.»³¹⁷

Erinnern wir uns an die unter 2.2.2., Gegensatzpaare, aufgeführten Dichotomien, so finden sich Natur und Introvertiertheit sinngemäss auf der als weiblich konnotierten Seite und Extraversion, Abstraktion, Geometrie auf der männlichen. Alvar Aalto, der sich in Fallbeispiel C für Instinkt einsetzt, begibt sich vor diesem Hintergrund – wohlverstanden als biologischer Mann – auf die weiblich konnotierte Seite; die Werke Ludwig Mies van der Rohes und Oscar Niemeyers – Inbegriffe von Messbarkeit, Präzision und Abstraktion – stehen auf der männlich verorteten.

Nun schreibt die Erziehungswissenschaftlerin Katharina Walgenbach, dass generell ein ‚Anderes‘ notwendig sei, um eine Norm konstituieren zu können:

«Die Norm braucht ‚das Andere‘, um sich selbst zu definieren und zu konstruieren. Richard Dyer z. B. analysierte drei Filme zum Thema *Whiteness* und kam zu dem Ergebnis, dass die Thematisierung und Repräsentation von *Whiteness* nur dann möglich war, wenn eine Nicht-weiße Person anwesend ist. Nur der Verweis auf das, was nicht Weiss ist, scheint *Whiteness* irgendeine Substanz zu geben. Im umgekehrten Falle sieht es nicht so aus: Schwarzsein braucht kein vergleichendes Element zu seiner Darstellung.»³¹⁸

Folgt man dieser Logik, braucht die klassische Moderne der Bauten eines Mies van der Rohe – die Füg so schätzte und zur Referenz der Moderne in der Architektur schlechthin erhob – das Unpräzise, Irrationale, Unvernünftige etwa eines Alvar Aalto oder späten Le Corbusier, um sich selbst recht eigentlich als Prinzip oder eben Norm konstituieren und behaupten zu können.

Doch waren es nicht allein die ‚Spezialfälle‘ Aalto und Le Corbusier, die – nach einer kurzen Phase der Verunsicherung – nach dem Zweiten Weltkrieg ‚Norm‘ reziprok herzustellen halfen, sondern letztlich alles weiblich Konnotierte – oder ganz generell: alles ‚Anderes‘. Das ‚Anderes‘ wird – etwa von Walgenbach – auch als *Othering* bezeichnet.

Im Anschluss sei ein Exkurs erlaubt, der in Worten verdeutlicht, dass Architektur zuweilen realiter in ‚weibliche‘ und ‚männliche‘ unterschieden wird, und ebenso, dass das ‚Anderes‘ das ‚Eigentliche‘ erst formt und damit festigt. In einer Publikation zum Wiener Architekten Josef Frank, 1927 beteiligt an der Stuttgarter Weissenhofsiedlung – konzipiert als ‚Musterwohnungen des Neuen Bauens‘ –, findet sich der Hinweis, dass Frank von seinen damaligen Kollegen gerügt wurde:

«If the Corbusian house of the 1920s was celebrated for its heroic qualities, the rational, ordered, and disciplined – in other words, its ‚male qualities‘ – Frank’s designs were criticized for containing the opposite qualities, for exuding a ‚feminine‘ character. At the Weissenhofsiedlung in 1927, for example, Frank was among a group of architects maligned by Theo van Doesburg for creating ‚femininely appointed‘ interiors. One critic was even more derogatory, describing Frank’s interior as a ‚brothel‘.»³¹⁹

Frank hatte sein Interieur mit gepolsterten Sitzmöbeln und Vorhängen eingerichtet. Textilien³²⁰ aber galten bei den *Hardlinern* des Neuen Bauens als unhygienisch und wurden als in der Folge als unzeitgemäss

disqualifiziert - und hier mit dem Mittel des *Othering* eingesetzt, den ‚wahren Kern‘ des Neuen Bauens umso deutlicher herauszustreichen.

Ohne dies weiter auszuführen, sei wiederum angemerkt, dass Weiblichkeit nur ein Mittel des *Othering* darstellt, weitere sind das ‚Fremde‘ oder ‚Exotische‘.³²¹ Auch Urgeschichte dient oft dazu, den Kontrast zum heute Gültigen und Modernen kontrastierend zu stärken, so wird etwa das europäische Subjekt gerne über den Kontrast zum Urmenschen konstituiert.³²²

Othering ist ein Mittel zu zeigen, was man *nicht* (sein) will. Die Methode trägt im Laufe der hier untersuchten Zeitspanne dazu bei, dass Architektur insofern generell ‚gereinigt‘ und ‚gesäubert‘ und letztlich formal normiert wurde, als mit dem Weiblichen auch Textiles - neben dem stärker diskutierten Ornament - eine klare Entwertung erfuhr und damit für lange Zeit faktisch ausgegrenzt blieb.

3. NORMIEREN – DER VERSTECKTE MONISMUS

3.1. Darstellende Interpretation:

Diskursanalyse zu *normieren*

3.1.1. Rationalisierte Produktion

SBZ

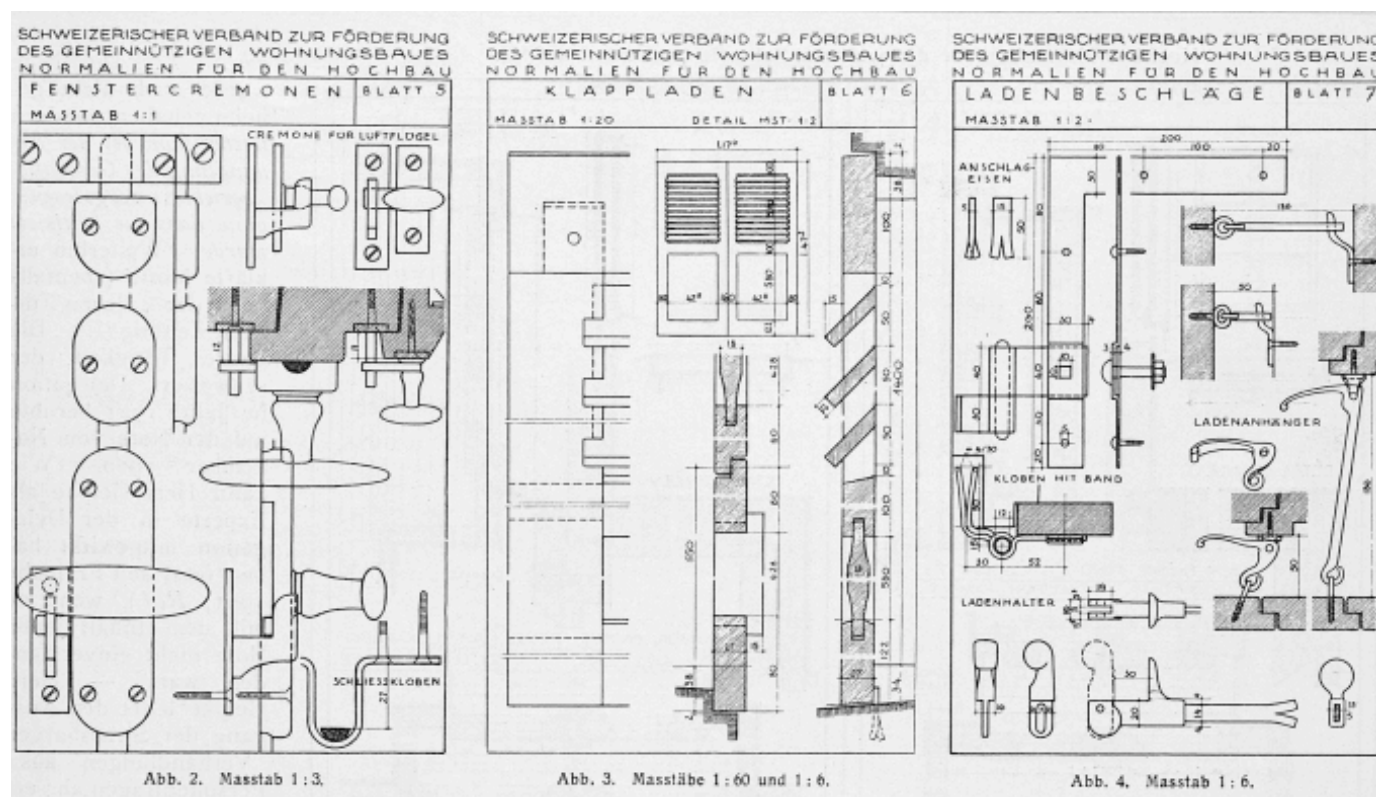
Vereinheitlichungen manifestieren sich in der Regel über das Normieren des Messbaren, des Quantitativen: über Zahlen. Bis in die heutige Zeit hinein sind qualitative Werte untereinander sehr viel schwieriger zu vergleichen als Quantifizierbares. Materialtechnisch zeigt sich das Phänomen ab Ende des 19. Jahrhunderts insofern, als zusehends Eisen – das präziser geformt und damit berechnet werden kann – anstelle des zuvor verbreiteten Backsteins sowie des (behauenen) Steins verarbeitet wird.

Ein Auszug aus «Technik und Schönheit. Grundsätze der Stein- und Eisenarchitektur» aus der Feder des Österreichers Joseph August Lux soll diesen Paradigmenwechsel veranschaulichen. Lux fand im Eisen just die Eigenschaften präziser Messung und Kalkulation in einer Art und Weise verwirklicht, wie es eben behauener Stein nie gewährleisten kann. Gegossenes Eisen jedoch kann prinzipiell bis auf einen Bruchteil eines Millimeters Genauigkeit hergestellt werden. So Lux:

«Die Steinarchitektur verhindert den reinen Genuss des Schönen, das sich lediglich in der Zweckmässigkeit, in der Oekonomie der rationalen Konstruktion und in den grundlegenden Bedingungen des neuen Baustoffs offenbart. [...] Das Wägen, mit anderen Worten das Rechnen, spielt in der Eisenarchitektur die weitaus grössere Rolle als das Bauen. [...] Vor allem aber ist es die absolute Zweckmässigkeit und Nützlichkeit, der Ausdruck der äussersten materiellen Oekonomie, der straffen geistigen Disziplin, der diesen Gebilden das Recht auf die ästhetische Anerkennung sichert.»³²³

In der Zwischenkriegszeit, verstärkt nach 1945 heissen mitunter zentrale Stichworte der Bauproduktion folgerichtig: Rationeller (Wohnungs-) Bau, Normenwesen, Massenfabrikation. Genormt werden Wohnungen – nachzulesen beispielsweise in «Hochbau-Normalien des schweizer. Verbandes zur Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaues»³²⁴ [44]–, weiter Baustoffe – etwa nachzuverfolgen in «Die Normung der im Hochbau verwendeten Baustoffe»³²⁵ –, es wird über Unterschiede zu

Normierungen berichtet - so «Vom amerikanischen Normenwesen»³²⁶, dies im Gegensatz zu europäischen und Schweizer Regelungen -; es werden Bücher mit Titeln wie «Rationeller Wohnungsbau»³²⁷ rezensiert.

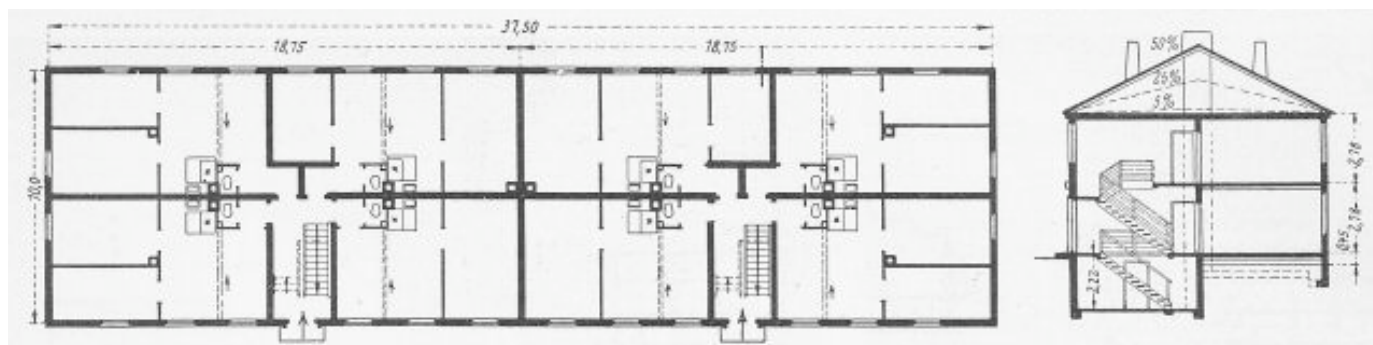


44_Schweizerischer Verband zur Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaues, Normalien für den Hochbau: Blätter 5: Fenstercremonen (?), 6: Klappladen und 7: Ladenbeschläge (aus: SBZ, 1922, Bd. LXXIX, Nr. 25, S. 313)

1932 findet sich ein kurzer Text über ein *fensterloses* Produktionsgebäude in den USA. Es wird gemeldet, dass in dessen Innerem die Lichtverhältnisse für die dort zu verrichtende Arbeit vielfach getestet und derart optimiert worden seien, dass keine Lichtschwankungen oder Störungen durch sich verändernde Helligkeiten des Tageslichts geduldet werden könnten - weswegen man gänzlich auf Fenster verzichtet habe und die Fabrik künstlich belichte.³²⁸ Zudem, könnte man sinngemäss ergänzen, versäumen die Arbeitenden derart keine Zeit mit ‚sinnlosem Aus-dem-Fenster-Gucken‘ ...

In Europa kann vor allem der Wiederaufbau nach 1945 als Normierungsschub gelesen werden. Unter Mithilfe Ernst Neuferts kommt es noch während, gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zur Entwicklung des «deutschen Kriegs-Einheitswohnhauses»³²⁹ [45]. Neufert, einst Schüler und Mitarbeiter von Walter Gropius, war zu jener Zeit der

Normenbeauftragte von Albert Speer in dessen Funktion als Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt.



45_Deutsches Kriegs-Einheitswohnhaus nach Prof. Ernst Neufert, Berlin. Grundriss und Schnitt (aus: SBZ, 1944, Bd. 123, Nr. 9, S. 106)

In Frankreich errichtete man nach 1945 zahlreiche Siedlungen mit vorgefertigten Wohnhäusern, etwa in Noisy-le-Sec,³³⁰ während in der Schweiz 1946 «Das vorgefertigte Haus System Schindler-Göhner»³³¹ der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.³³²

Interessant ist ein Wettbewerb, der bereits in der Zwischenkriegszeit ausgeschrieben worden war. Der «Schweiz. Wettbewerb zur Erlangung von Vorschlägen für ganz billige Einfamilienhäuser mit Gartenland»³³³ [46] hatte die Ausdehnung des Aussenraums auf den Nahrungsmittelkonsum einer Schweizer Durchschnittsfamilie ausgerichtet, so wurde beispielsweise die Fläche für Hühnerhaltung genau beziffert. Nicht nur die Häuser selbst hatten günstig zu sein; die Bewohnerinnen und Bewohner sollten durch Eigenproduktion von Gemüse, Eiern, allenfalls (Hühner-) Fleisch möglichst als Selbstversorger leben und Geld sparen können.

Nun führten Rationalisierungen, Standardisierungen und letztlich Normierungen – in der Zeit, bevor Computer auf breiter Ebene Einzug hielten in den Büros der Planer und der Konstrukteure – eher zu Gebäuden, die sich, tendenziell jedenfalls, durch Wiederholungen und Vereinfachungen auszeichnen. Auch in der Gestaltung und im visuellen Ausdruck fallen sie kaum durch Mannigfaltigkeit oder Opulenz auf.

Wohl die Schweiz vor Augen haltend, meinte Bernhard Hoesli bei seiner Antrittsvorlesung an der ETHZ im Jahre 1960 zum Thema «Das Verhältnis

von Funktion und Form in der Architektur als Grundlage für die Ausbildung des Architekten» am Departement Architektur:

«Für ein Volk, das von Natur aus sachlich, nüchtern und tüchtig ist, das gründlich und berechnend eher als experimentierend, praktisch und realistisch veranlagt eher als spekulativ, das introvertiert, stabil, fleissig und moralistisch ist, bedeutete es keine besondere Anstrengung, eine neue Architekturtheorie zu akzeptieren, die Sachlichkeit, Nüchternheit, Direktheit im Ausdruck, Zweckdienlichkeit und Oekonomie der Mittel als architektonische Tugenden erklärte, und das Fehlen des Künstlerischen, des Ueberflüssigen, des Repräsentativen und Extravaganten oder Willkürlichen als Kriterien der architektonischen Qualität bezeichnete.»³³⁴



46_Schweiz. Wettbewerb zur Erlangung von Vorschlägen für ganz billige Einfamilienhäuser mit Gartenland.
Vogelperspektive (aus: SBZ, 1935, Bd. 106, Nr. 18, S. 215)

Hinsichtlich der Maxime *form follows function* präzisierete er aber:

«Das Axiom, dass die Form eines Baues aus seinem Zweck hervorgehe, ist nicht überholt, aber es muss ergänzt werden. Es muss ergänzt werden durch die Einsicht, dass bis auf weiteres jede architektonische Form ebenso bedingt ist durch architektonische Formgesetze und Formsysteme.»³³⁵

(Das) Werk

Anlässlich der Werkbundtagung 1932 in Zürich hielt Georg Schmidt den im *Werk* veröffentlichten Vortrag «Werkbund und Industrie». Erneut geht es um die wiederholt diagnostizierte Dichotomie zwischen Industriebefürwortern und ihren Skeptikern. Schmidt konstatiert:

«Nachdem dem Werkbund die Erweckung des Gefühls für die handwerkliche Werkgerechtigkeit wenigstens grundsätzlich gelungen war, ergriff er die als zeitrichtiger und zweitwichtiger erkannte neue Aufgabe, auch die Industrie zur Besinnung zu bringen. Die ursprüngliche Industrie feindlichkeit hat sich in eine ausgesprochene Industriefreundlichkeit gewandt, vielfach verlacht als Snobismus, und zugegeben oft auch snobistisch betrieben, heute aber längst von ernsteren Tatsachen gerechtfertigt.»³³⁶

Skepsis oder gar Industriefeindlichkeit, wie Schmidt sie nannte, wichen in der Zwischenkriegszeit tendenziell einer Industriefreundlichkeit, die sich inskünftig auf das Bauen auswirken würde, denn nunmehr galt es, Planen sowie Bauen zu rationalisieren und weitestmöglich zu industrialisieren.

Peter Meyer beleuchtete seine Sicht der Entwicklung rund acht Jahre nach Schmidts Votum gewissermassen von der anderen Seite:

«Um die Gebrauchsanforderungen festzustellen, ging man an eine genaue Analyse der Wohnbedürfnisse und, wie in der Hochblüte des Materialismus nicht anders zu erwarten war, glaubte man diese in den messbaren biologischen, technologischen und ökonomischen Daten restlos ermittelt zu haben [...] Was sich nicht auf Minimalmasse, Verkehrswege, bequeme Reinhaltung, Dauerhaftigkeit Preise umrechnen liess, galt als romantische Unsachlichkeit und als nicht existenzberechtigt. [...] Und wie hier, so musste der konsequente Konstruktivismus immer wieder zu einer Unterordnung der menschlichen Rücksichten unter die technischen führen.»³³⁷

Folgt man Meyers Argumentationslinie, bedeutet Industriefreundlichkeit, im Unterschied zu Schmidt, Unterordnung des Menschen – oder jedenfalls weitestgehende Anpassung, wie dies Alfred Hässig bereits 1924 formuliert hatte.³³⁸

Die Zahl der Skeptiker wuchs. Bereits in frühen Kriegsjahren warnten zahlreiche Stimmen vor einem ‚blinden‘ Gebrauch der Maschinen und ihren Folgen. Eine der Warnungen betraf die die Bauproduktion standardisierenden Industrieverfahren, die das alltägliche Leben der Menschen insgesamt normieren würden.

Auch der Finne Aalto sah in der fortschreitenden Standardisierung des Bauwesens einige Gefahren. So äusserte er beispielsweise in einem in Zürich gehaltenen Vortrag seine Bedenken «über eine zu weit getriebene Standardisierung von Neubauhäusern», wobei er in diesem Zusammenhang «die Gefahr für die Entstehung von ‚psychologischen Slums‘»³³⁹ betonte.

Anlässlich der Ausstellung über Aino und Alvar Aaltos Werk 1948 im Zürcher Kunstgewerbemuseum wird Aalto in einer Besprechung folgendermassen dargestellt:

«Der Architekt ist kein Spezialist – er ist Synthetiker'. Die Baukunst berührt alle Lebensgebiete; eine Spezialisierung, wie sie sich in den meisten Wissenschaftsgebieten herausbildet, führt hier zu keinen guten Resultaten. Die Spezialisierung – die uns zu einer Lebensform führt, wo wir mehr und mehr wissen über weniger und immer weniger – zersplittert das Spielfeld der inneren Wechselwirkungen des Menschenlebens.»³⁴⁰

Die Aaltos standen forcierten Standardisierungen skeptisch gegenüber, sie galten tendenziell eher als ‚Synthetiker‘. Hierzu erneut Giedion:

«Um es vorwegzunehmen: Aalto ist auf dem Gebiet der Architektur der stärkste jener Exponenten, die Irrationalität und Standardisierung miteinander zu verknüpfen wissen. Das heisst: Standardisierung nicht Herr, sondern Diener werden lassen.»³⁴¹

Das Neue Bauen, und mit ihm ein im Sinne des *form follows function* verstandener Funktionalismus, führten – wie früher skizziert – zu einer Fragmentierung der Grundrisse in einzelne Funktionen, die in einem weiteren Schritt dann ‚Stück für Stück‘ normiert wurden. «Die Moral des Funktionalismus» titelte der Däne Kay Fisker kurz nach 1945 einen im *Werk* erschienen Aufsatz. Chancen wie Grenzen dieses Funktionalismus fasste er wie folgt zusammen:

«Geborgenheit, Raumgefühl, Rücksichtnahme auf Orientierung, Aussicht, Natur, Gliederung des Grundrisses nach der Funktion der verschiedenen Räume bedeuteten eine entschiedene Abkehr von Symmetrie, starrer Ordnung und Monumentalität. [...] Die Entwicklung des modernen Funktionalismus verdankt dem Zusammenspiel der Auffassung dreier hervorragender Architektenpersönlichkeiten unbestreitbar die stärkste und entscheidenste Förderung: Wright vertritt die angelsächsische Naturromantik, Le Corbusier die lateinische Verherrlichung des Maschinismus und Gropius die germanische Sozialethik. [...] Und so ist der Funktionalismus als eine befreiende und notwendige Säuberung zu betrachten, welcher sturmartig die verschütteten Kräfte zu neuem Leben aufweckte. Aber zu vieles wurde über den Haufen geworfen. Die Entwicklung verlief auf einem zu schmalen Pfad, gekennzeichnet durch innere Armut, Schablonenhaftigkeit, ja Unmenschlichkeit.»³⁴²

In der *Werk-Chronik derselben* Nummer ist ein Bericht zum «Dänischen Bauforschungsinstitut»³⁴³ publiziert, worin es heisst, im Jahr zuvor sei in Kopenhagen ein Institut gegründet worden mit dem Ziel, «durch technische, ökonomische und *anderweitige* [Hervorheb. der Autorin] Forschung den Wohnungsbau zu fördern und zu verbilligen». Während der praktizierende Architekt Fisker 1948 längst den ‚zu schmalen Pfad‘ der modernen Architektur bemängelte, stellte das offizielle Bauforschungsinstitut Technik und Ökonomie klar in den Vordergrund, flankiert von ‚anderweitigen‘ Faktoren.

1946 erscheint im *Werk* ein Artikel Giedions zu «Die Mechanisierung des menschlichen Lebens»³⁴⁴, ein Jahr später folgt «Die Mechanisierung des Haushaltes»³⁴⁵ – beide im Vorfeld der englischsprachigen Publikation

Mechanization takes Command. Der Architekt Gottfried Schindler äusserte sich zum «Einfluss von Mechanisierung und Vorfabrikation auf Zeichnung und Projektierung»³⁴⁶. Er meinte, dass ein Architekt früher aus Erfahrung aufgrund überlieferten Wissens gehandelt habe, heute demgegenüber müsse man sich – infolge der Minimierungen des Materialverbrauchs – um Kältebrücken, Kondenswasser etc. kümmern, somit müssten Material und dessen Verhalten zuerst erforscht und getestet werden.

Doch ist es nicht allein die fortschreitende Standardisierung an sich, die manch einem Architekten Kopfzerbrechen bereitet, sondern die zunehmende Grösse und Komplexität der Baustellen insgesamt. In «Gestaltung der technischen Macht»³⁴⁷ sprach Rudolf Steiger 1958 davon, dass, je grösser eine Bauaufgabe werde, desto kleiner der Einfluss des Architekten sei.

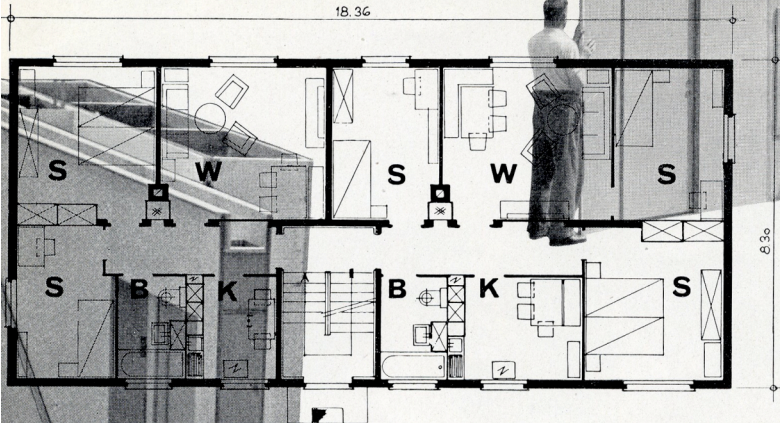
Bauen + Wohnen

Rationalisieren, standardisieren und normieren sowie «Neue Baumethoden»³⁴⁸ sind zentrale Themen von *Bauen + Wohnen*. Bereits in Nummer 3 kommt das Schweizer «System Schindler-Göhner»³⁴⁹ zur Darstellung [47]. Diese Vorfabrikationslinie sollte es für die relativ kleine Fläche der Schweiz zu enormer Verbreitung bringen, besonders in den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren entstanden mit Schwergewicht in der Agglomeration Zürich-Aargau mehrere so genannte Göhner-Siedlungen³⁵⁰.

In einem Heft von 1952 zu «Rationalisierung des Bauens durch Industrialisierung» beispielsweise werden Fabrikhallen mit Fliessbändern gezeigt [48], die durchaus als ‚symbolische Spiegelungen‘ der favorisierten Architektur selbst interpretiert werden können. Und als ‚realisierte Kulminationspunkte‘ des Propagierten gelten gewissermassen die vertikal als Hochhäuser aufgestellten oder horizontal als Flachbauten hingelegeten Scheiben Ludwig Mies van der Rohes – die etwa die Nummer 9/1950 prominent einleiten. Mies war der Meister, ihm galt es sinngemäss zu folgen.

Auch Schweizer Bauten mit entsprechend gerasterten Fassaden erinnern an den ‚transatlantischen Meister‘, beispielhaft gezeigt sei das

Grundriß einer 3-4 Zimmer-Wohnung
 Plan d'un appartement de 3 à 4 chambres
 Plan of a three - or four - roomflat



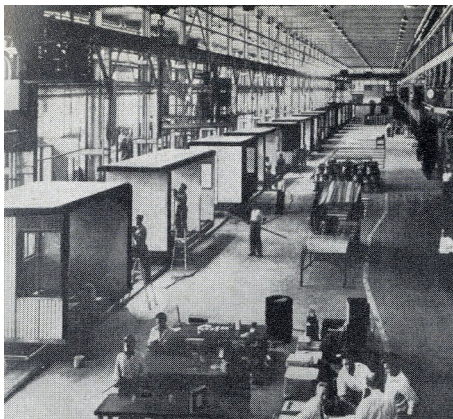
System Schindler-Göhner

Die in der Fabrik fertiggestellten Wand-
 elemente, die mit allen Installationen ver-
 sehen werden, sind für die Montage sehr
 handlich und leicht, da die tragenden Ele-
 mente erst am Bauplatz erstellt werden.



Keller-Grundriß
 Plan: cave
 Cellar-ground-plan

Sanatorium Valbella in Davos von Hans Krähenbühl, publiziert 1958 in *Bauen + Wohnen* [49]. Obwohl die Proportionen der Fensteröffnungen von Krähenbühls Bau nicht den Massen der Miesschen Raster entsprechen - handelt es sich bei ersterem doch um für Sanatorien typische Liegeveranden - verweisen Kubatur wie orthogonal strukturierte Vorhangfassade auf die Vorbilder in New York und Chicago.



48_Raumzellenelemente entstehen in der Fabrik, prinzipiell ähnlich der Herstellung von Automobilen (Reliance Home Corp.) [aus: *Bauen + Wohnen*, 1952, Nr. 2, S. 67]

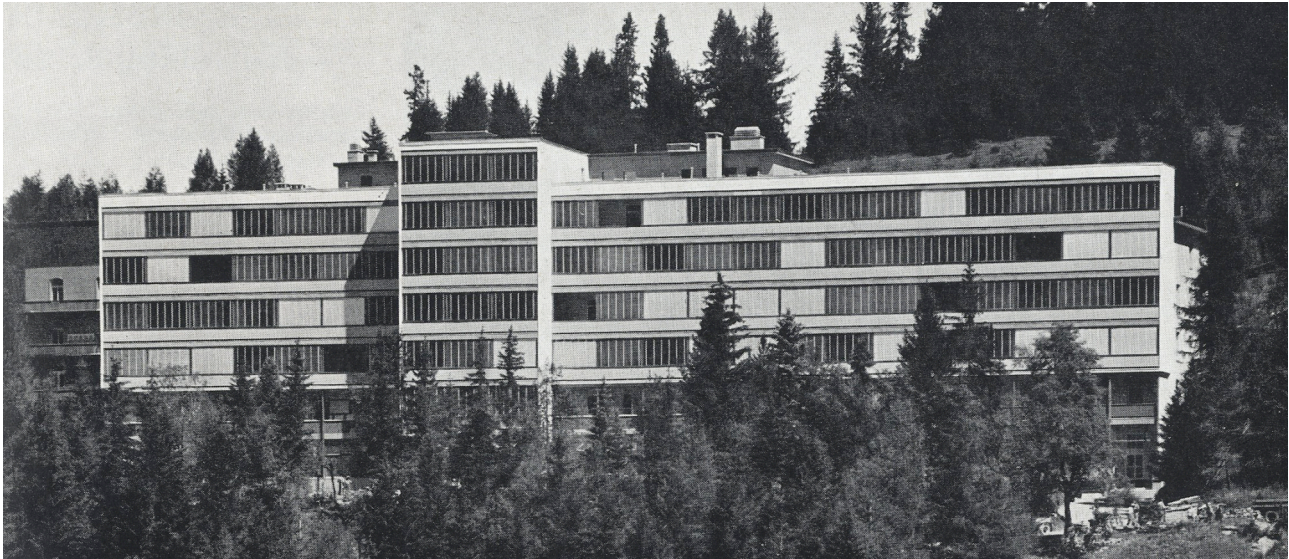
Über die Quintessenz und den Erfolg des Funktionalismus wurde auch in *Bauen + Wohnen* debattiert. Während etwa der Architekturtheoretiker Jürgen Joedicke - in «Für eine lebendige Baukunst ...» - sein Verständnis des Funktionsbegriffs wie folgt auslegt:

«Der Begriff des Funktionalismus ist unterschiedlich gedeutet worden. Die wörtliche Auslegung von Sullivans Formel, dass die Form eine Folge der Funktion sei, ist irreführend und kann eine materialistische Architekturaussfassung fördern. Denn die Funktion ist ebensowenig wie die Konstruktion ein festliegender Begriff mit einem genau zu definierenden Inhalt. Die Auffassung von der Funktion wandelt sich im Laufe der Zeit. - Das Verhältnis zwischen Funktion und Form kann deshalb nur reziprok sein: die Formvorstellung beeinflusst die Funktionsauffassung ebenso sehr wie die Funktion die Gestalt. Funktionalismus besagt also nur, dass im vollendeten Bauwerk Form und Funktion in Übereinstimmung stehen müssen»³⁵¹,

verweist Professor Ernst May auf mögliche Auswirkungen einer vereinheitlichenden Normierung, indem er - in «Strukturveränderungen unserer Grossstädte» - gängige ‚Standards‘ litaneiartig aufzählt:

«Wie stehen morgens auf, rasieren uns mit einem Standardrasierapparat, essen ein Standardfrühstück, stellen, was übrig ist, in einen Standardkühlschrank, lesen vorher noch die Standardzeitung für 10 Pfennig, waschen in einer Standardwaschmaschine, fahren mit dem Standardauto in das Büro, sitzen auf einem Standardstuhl an einem Standardschreibtisch, schreiben auf einer Standardschreibmaschine. Wenn wir in Urlaub fahren, fahren wir auf den Standardcampingplatz, hören dort die Standardmusik aus den Standardradioapparaten usw., die mitgebracht wurden. [...] Man muss sich einmal diesen Widerspruch vorstellen, auf der einen Seite eine Nivellierung, die, man kann wohl sagen,

erschreckende Dimensionen angenommen hat, auf der anderen Seite schreit man nach einer Individualisierung in den Wohnungen.»³⁵²



49_ Sanatorium Valbella, Davos, Krähenbühl und Bühler (aus: *Bauen + Wohnen*, 1958, Nr. 5, S. 167)

Auf die Ambivalenz zwischen Standardisierung und Individualisierung verweist der Beitrag «Individuelle Fertigteilhäuser vom Fließband»³⁵³ – nur schon im Titel. In «Das neuzeitliche Kulturzentrum – die Agora»³⁵⁴ geht Jan Despo aus Athen der (schwindenden) Bedeutung öffentlicher Räume in den Städten der Moderne nach. Darin spricht er vom ‚Verschwinden der Polis in der kompakten Grossstadt‘ und charakterisiert das Wesen Manhattans in der Legende einer Aufnahme aus der Vogelperspektive schlicht als, Zitat: ‚blosses Lager organisierter Arbeitsenergie‘.

Heimatschutz

In einem Beitrag im *Heimatschutz* von 1929 kritisiert Albert Baur die ‚Exzesse des Intellekts‘, indem er sinngemäss erklärt, Qualitäten wie Phantasie und Gemüt hätten im Neuen Bauen keinen Platz:

«Der Tag ist nicht mehr fern, wo man mit Rationalisieren, Typisieren und Normalisieren an einem Punkt angelangt sein wird, wo es nicht mehr weiter geht; dann werden nach den Exzessen des Intellektes Phantasie und Gemüt wieder ihr Recht verlangen.»³⁵⁵

Im gleichen Jahr führt derselbe Autor seinen Gedanken dahingehend weiter aus, als die Avantgarde der Architektur sich sowohl vom Volk,

den Leuten, als auch der eigenen kulturellen Tradition distanziert habe und damit alles Dagewesene wie ‚Spülwasser‘ entsorge:

«Vor allem kann man sich nicht mit dem einen versöhnen: der ganze reiche Schatz der Bauerfahrungen und Wohnerfahrungen der Vergangenheit, der wie ein gewaltiger Baum Jahrring um Jahrring, Zweig um Zweig und Blatt um Blatt herangewachsen ist, soll wie ein Eimer Spülwasser ausgegossen werden. [...] Was die Behaglichkeit der alten Häuser ausmacht, wird verpottet; das Wort Behaglichkeit wird in den Schriften der Ganzmodernen in der Regel mit dem Beiwort muffig geschmückt. [...] Das lässt die Erwartung in mir zur Sicherheit werden, dass die Bäume der neuen Bewegung nicht in den Himmel wachsen. Denn sie ist nicht für alle Leute gemacht, sondern nur für jene, denen das Rasen im Revolutionären zur zweiten Natur geworden ist.»³⁵⁶

Baur greift damit nicht primär die Neuerungen im Bauen der 1920er-Jahre an, sondern vielmehr die Haltung der verantwortlichen Architekten, sich über alles über Jahrhunderte Erarbeitete oder Gewachsene hinwegzusetzen. Es verwundert folglich nicht, dass Baur, ebenfalls 1929, einen von Le Corbusier in der *Frankfurter Zeitung* publizierten Artikel zitiert:

«Ich will Freude haben. Was ihr nutzlos nennt, ist mir nützlich ... Die Wohnmaschine ist erst auf dem Wege zu einer Architektur. Sie könnte nicht in Gang gebracht werden, wenn sie uns gar keine geistige Nahrung geben würde. Wo beginnt die Architektur? Sie beginnt dort, wo die Maschine aufhört!»

Ob Corbusier damit auch seinen Nachbetern so viel Freude macht wie den Leuten, denen der Nützlichkeits- und Nüchternheitsfanatismus längst zum Halse heraushängt?»³⁵⁷,

schliesst Baur genüsslich. Bemerkenswert jedenfalls ist, wie der Schreibende richtigerweise feststellt, dass einer der Wortführer des Neuen Bauens selbst bereits im Jahre 1929 insofern die Wohnmaschine als ‚Endprodukt‘ verabschiedet,³⁵⁸ als er einen über die Nützlichkeit einer Maschine hinausgehenden Mehrwert fordert, die er hier mit ‚Freude‘ – also einem Gefühlsausdruck – fasst.

3.1.2. Internationale Ausbreitung

Die Eisenbahn

Die Beschäftigung mit dem neuen Transportmittel Eisenbahn führte regelmässig ins Ausland – schliesslich ging es darum, Europa oder die Länder der Welt generell international zu vernetzen. So sind Daten, Tabellen und Berichte zu Bahnen im umliegenden Europa zahlreich zu finden, ebenso aus Nordamerika und weiteren Teilen der Welt.

Insbesondere die Entwicklungen auf dem nordamerikanischen Kontinent aber wurden interessiert verfolgt. Wiederum Ed. Guyer, Schweizer General-Commissär in den Vereinigten Staaten, schilderte, wie der Boden in dem sich gegen Westen schnell ausbreitenden Land verteilt wurde:

«Jeder amerikanische Bürger über 21 Jahre alt, alle Wittwen und ledigen Frauenpersonen, sowie jedes Familienhaupt hat das Vorkaufsrecht auf 160 acres dieses Landes à \$ 1.25 = Fr. 6.25 per Juchart und \$ 22 Commission für seine Viertelssektion (160 acres), mit der Bedingung jedoch, dass innerhalb Jahresfrist das Land von ihm bewohnt werde.»³⁵⁹

Womit die damals rasch voranschreitende Ausbreitung der Welt und ihre Internationalisierung gewissermassen physisch greifbar wurden.

SBZ

Eisenbahnen und Automobile hatten zu einer in ihren Ausmassen nie dagewesenen Beschleunigung des Lebens geführt – und damit zu forcierter Mobilität sowie zu einer ebenfalls beschleunigten Migration vieler Menschen. Migration bedeutete nochmals eine Internationalisierung der schnell wachsenden Städte.

Die SBZ war im ausgehenden 19. Jahrhundert äusserst international ausgerichtet: So finden sich ‚Concurrenz-Ausschreibungen‘ respektive Berichterstattungen zu Gewinnern von Wettbewerben etwa in Krakau, Dresden oder ‚Cöln‘. Gleichzeitig gewannen Zürcher oder St. Galler Bauprojekte in Ennenda und Chur – und Herr Bruno Schmitz aus Berlin baute das National-Denkmal in Indianapolis, USA.³⁶⁰ Ebenso stösst man bei der Durchsicht auf eine Ausschreibung zur Vergabe der Wasserversorgung für die Stadt ‚Bucarest‘.³⁶¹ Im Jahrgang 1888

beispielsweise liest man zahlreiche Berichte zu Eisenbahnfragen aus der ganzen Welt³⁶²: aus Argentinien, Chile, Sizilien, Spanien, der Türkei, aus Uruguay oder vom Bürgenstock, man trifft auf eine Meldung über den Verein deutscher Ingenieure aus Breslau³⁶³ und es finden sich Patentlisten³⁶⁴ der unterschiedlichsten Länder.

Im Zuge der skizzierten Internationalisierung um 1900 musste das Leben und Arbeiten in den unterschiedlichen Ländern – und auf den einzelnen Kontinenten – vergleichbar gemacht werden. Im Zentrum stand primär eine einheitliche Zeitmessung. In der Schweiz wurde 1893 anstelle der zuvor geltenden Berner Zeit die mitteleuropäische Zeit eingeführt.³⁶⁵ Deutschland hatte diese nur wenige Monate früher, ebenfalls 1893, «als Einheitszeit für das gesamte bürgerliche Leben»³⁶⁶ etabliert.

Wichtig war auch, dass in den unterschiedlichen Ländern und Regionen mit einheitlichen Höhenangaben operiert wurde, besonders galt es, den Nullpunkt weltweit verbindlich festzulegen. Für die verarbeitende Industrie war es überlebenswichtig, die Prüfmethode zu vereinheitlichen, sollten doch die Produkte – und folglich ihre Preise – im internationalen Wettbewerb möglichst fair verglichen werden können. So fand 1893 etwa «Die vierte Konferenz zur Vereinbarung einheitlicher Prüfmethode für Bau- und Konstruktions-Materialien»³⁶⁷ in Wien statt. Andererseits sollten Honorare der planenden Architekten und Ingenieure einheitlich berechnet werden können.³⁶⁸

Das Quantifizieren von Waren und (Dienst-) Leistungen, schlicht das ‚Rechnen‘ und ‚Messen‘ erfasste die Wirtschaft wie die Forschung. So wurden die Leser bereits 1894 in einer Mitteilung über Arbeiten eines Professors namens Jordan unterrichtet, der Versuche zur Bestimmung der Schrittlänge an 256 Personen durchgeführt hatte. Diese hatten «auf horizontalem Boden eine mittlere Schrittlänge von etwa 77 cm»³⁶⁹ ergeben, womit das ‚Normmass‘ einer Schrittlänge nunmehr international mit 77 Zentimetern beziffert werden sollte.

Im Wohnbereich kam es um 1900 primär bei den Arbeitern – klassenspezifisch – zu Normierungen von Räumen oder ganzen Häusern. 1901 wurden etwa bei einem Entwurf von «in Zellen zerlegbaren transportablen Arbeiterhäusern» deren «Abmessungen durch das Ladeprofil der Eisenbahnverwaltungen auf 5 m Länge, 3 m Breite und 3 m

Höhe begrenzt»³⁷⁰. Ziel war es, den Arbeitern und Arbeiterinnen möglichst überall kostengünstige Bauten anbieten zu können – deswegen der Transport der Hausteile über Schienen.

Dabei wurden einerseits die einzelnen Räume – wie Schlaf- oder Wohnzimmer – auf das so genannte bauliche Existenzminimum minimiert, andererseits ging es darum, die Konstruktionsmethoden zu standardisieren, wiederum mit dem Ziel der Kostensenkung. Im Vorfeld dieser Vereinheitlichungen jedoch wurden keine allenfalls spezifischen, die Schicht der Arbeiter auszeichnenden Bedürfnisse eruiert; vielmehr ging man vom bürgerlichen Wohnmodell aus und minimierte dessen Raumangebot und die Raumgrössen.

In einer Ankündigung zur «Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911»³⁷¹ wurden Anmeldungen für die ‚Gruppe V, Beruf und Arbeit‘ erbeten, wobei es sich jene Abteilung zur Aufgabe gemacht hatte, Muskelarbeit und Kraftleistung sowie das Ausmass der Ermüdung bei körperlicher wie geistiger Arbeit zu messen. Gleichzeitig reifte die Erkenntnis der Unmöglichkeit, «die Ermüdung objektiv zu messen», nachzulesen in einem Bericht «Vom gegenwärtigen Stand der Arbeitsphysiologie»³⁷².

Wie einflussreich damals aber die so genannte Psychotechnik oder Psychometrie war, zeigt sich indirekt in dem kleinen satirischen Textlein «Architektur im Karneval», wo es unter Rationalisierung der Wohnung heisst:

«bei gestaltung der modernen wohnung lass dich weniger von vernunft und erfahrung leiten, sondern halte dich mehr an statik und psychometrie, du kannst dann die güte deiner arbeit einwandfrei mit planimeter und rechenschieber feststellen [...]»³⁷³

Während der Kriegsjahre 1939 bis 1945 waren die Lebenshaltungskosten und damit die Baukosten enorm gestiegen. Jene der Stadt Zürich verzeichneten von Juni 1939, also vor Ausbruch des Zweiten Krieges, bis August 1946 eine Teuerung von 76,6 Prozent.³⁷⁴ Folgerichtig war Normierung nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Steigerung der Effizienz.

Es ging darum, die Kosten zu senken; international verbreitete rationelle Baumethoden wie die Massenfabrikation gaben eine mögliche Antwort, wie überhaupt gehandelt, also gebaut werden konnte.³⁷⁵ Ein

Glied in der Kette der geforderten Kostensenkungen betraf die Planer, wozu Architekten und Ingenieure zählen. Ihr Medium war und ist der Plan - entsprechend findet sich 1946 in der SBZ eine Meldung über Bestrebungen zur Vereinheitlichung und Normierung in der Darstellung von Plänen, wiederum gedacht als international anwendbare Massnahme.³⁷⁶

(Das) Werk

Bereits 1922 hatte sich ein Herr M. Kronenberg zur «Normalisierung»³⁷⁷ geäußert, wie Normierungen damals genannt wurden. Normierung lässt sich sprachwissenschaftlich als etwas umschreiben, das das Normale zum Standard zu erklären sucht. Kronenberg spricht dort von den Vorteilen von Normierungen, etwa wenn es darum geht, eine Glühbirne zu entwickeln, die nur über Standardisierung und Massenproduktion zu einem lohnenswerten Geschäft für den Fabrikanten werden könne. Der Autor geht in seinem Beitrag ebenso auf die Standpunkte der Verbraucher und der Händler ein und den Aspekt, dass die nötige Verbreitung der heran gezogenen Glühbirne international sein müsse.



50_USA: Frank Lloyd Wright, Landhaus Wright bei Spring Green, Wisconsin. Die Frau im Vordergrund wird in der Legende weder angesprochen noch identifiziert, vermutlich ist sie Wrights Frau (aus: *Das Werk*, 1925, H. 5, S. 133)

1927 sinnierte Wilhelm Kienzle über «Die Normalisierung der Möbel»³⁷⁸, in derselben Nummer erschien ein Artikel des Autors Friedrich Bernet über «Bedarfs-Forschung». Darin gibt ein amerikanischer Industrieller, ein Henry S. Dennison, Auskunft über die Aufgaben des *Merchandising*

Department seiner Unternehmung. Folgende sieben Punkte nannte Dennison als zentrale Schritte zur Ermittlung der Bedürfnisse seiner Kunden und Kundinnen:

1. Beobachtung der Absatzgebiete und Erforschung der noch nicht bearbeiteten Märkte;
2. Untersuchung der hergestellten Waren im Hinblick auf ihre Eignung zur Bedarfsbefriedigung der Käufer;
3. Erforschung neuer Verwendungsmöglichkeiten fabrizierter Artikel und Schaffung neuer Artikel;
4. Normung und Typisierung;
5. Überwachung des Einkaufes und der Lagerbestände;
6. Mitwirkung bei der Preisfestsetzung;
7. Ausbildung von Reisenden für Spezialartikel.³⁷⁹

Doch fanden nicht allein wirtschaftliche Neuigkeiten aus den USA Eingang im *Werk*. Heft 5 des Jahres 1925 beispielsweise ist insgesamt ein Sonderheft zu Amerika. Es thematisiert etwa «Frank Lloyd Wright und amerikanische Architektur»³⁸⁰ [50] – verfasst von Werner Moser, der bei Wright gearbeitet hat –, weiter «Architekten und Bauwesen in Chicago»³⁸¹ von Richard Neutra, aber auch altperuanisches Kunstgewerbe. 20 Jahre später setzte Alfred Roth, seinerseits ein USA-Kenner, die Reihe fort und berichtete über «Planen und Bauen in USA»³⁸², worin er erneut einen Schwerpunkt auf Wrights Schaffen legte.

In seiner Funktion als Redaktor berichtete Roth 1943 über eine «Tagung für Erdstrahlenforschung im Schloss von La Sarraz», wo er Gast bei Madame Hélène de Mandrot war – dieselbe de Mandrot übrigens, die 1928 den vorbereitenden Kongress für Neues Bauen CIAM auf ihrem Schloss beherbergt hatte. Interessant ist, dass de Mandrot wie Roth, beide Freunde des Neuen Bauens, an einer Tagung für Erdstrahlenforschung teilnahmen, gilt letztere doch nicht gerade als Inbegriff einer ‚harten‘, präzisen Wissenschaft. Roth aber kommentiert,

«dass die modernen Konstruktionsmittel Eisen und Eisenbeton trotz ihrer starken Strahlenleitfähigkeit unmöglich aus der Baukunst von heute und morgen eliminiert werden können»³⁸³,

und ergänzt, dass die Materialien als Strukturstoffe, nicht aber als Raumabschlüsse anzuwenden seien.

In der Zeit kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges und besonders nach 1945 sind die Texte zum Wiederaufbau zahlreich. So berichtet das Februarheft 1944 über «Normalisierungen des Finnischen Architektenverbandes»³⁸⁴, abgebildet ist beispielsweise das ‚Normenblatt zweiflügliger Fenster‘. In der *Werk-Chronik* vom August desselben

Jahres ist ein Tagungsbericht aus Stockholm zu lesen. Oder noch vor Kriegsende 1945 wurde die «NILBO-Bauweise»³⁸⁵ der Firma Nielsen-Bohny & Co. AG vorgestellt. Heft 4 des Jahres 1946 widmet sich geamthaft dem «Wiederaufbau».

Ende 1944 beginnt eine Serie zur Theorie der Baukunst, beginnend mit einem Aufsatz zu den Griechen, verfasst von Architekt Ernst Stockmeyer. Dem Schriftsteller Friedrich Schiller folgend, bedeutet für Stockmeyer Griechentum oder ‚Griechheit‘:

«Griechheit, was war sie? – Verstand und Mass und Klarheit!»³⁸⁶

Während die Kultur der Griechen mit den Worten Verstand, Mass und Klarheit umrissen wird, gelten dieselben Kriterien als zwingende Bedingungen oder Prämissen von Normierungen. In der *Werk-Chronik* 1952 findet sich ein Hinweis zu einer Präsentation eines schweizerischen Dokumentar-Tonfilms namens *Normen + Formen*, der im Auftrag der Ernst Göhner AG erstellt worden war. Veranschaulicht werde dort der:

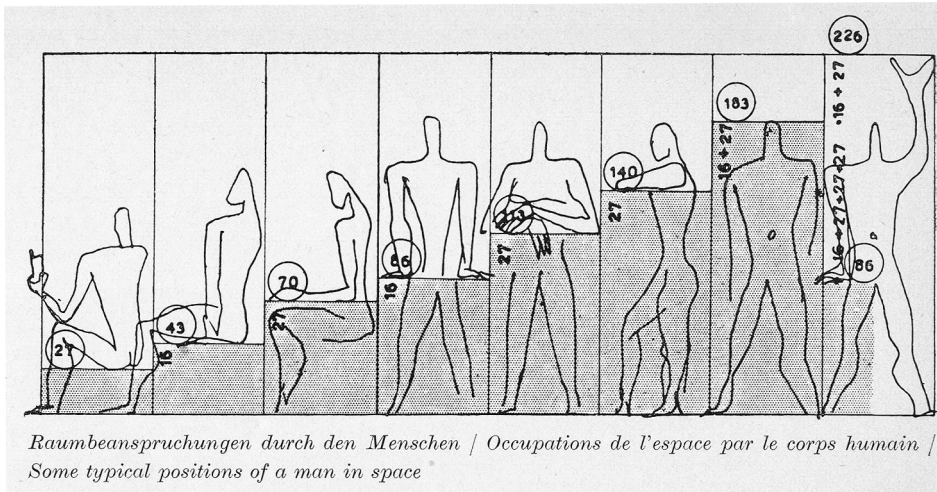
«Weg des Holzes vom Hochwald zum fertigen Norm-Fenster. [...] Dass alle Normierung nur sinnvoll ist, wenn sie auf den Menschen Bezug nimmt, sucht der dem industriellen Fortschritt gewidmete Film durch eine Akzentsetzung auf den im Mittelpunkt des industriellen Geschehens stehenden Menschen auf seine Weise anzudeuten.»³⁸⁷

Das *Werk* berichtete nicht nur über ausländisches Schaffen – insbesondere aus Skandinavien und den USA –, schon die Vorbilder waren international verortet. So illustrierte Stockmeyer seinen Text mit dem Poseidontempel zu Paestum aus dem 5. Jahrhundert vor Chr. und dem Vitruvschen Proportionsschema des menschlichen Körpers. Wiederum ist das antike Vorbild Prämisse heutiger Bemühungen.

Auch ETH-Professor Hoesli verweist in «Le Corbusiers Modulor» auf die ‚Bezugsgrösse‘ Mensch; nach *welchem* Menschen sich diese Bezugsgrösse jedoch zu richten habe, lässt Hoesli offen:

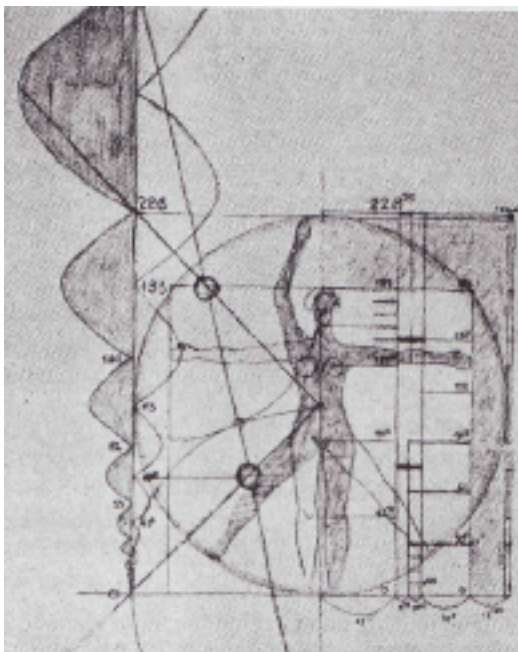
«Le Corbusier wusste, dass Masse von Bauten wie auch von städtebaulichen Anlagen immer auf den Menschen bezogen waren und heute noch sein müssen.»³⁸⁸

Le Corbusiers Modulor ist eine nicht geschlechtlich ausgestaltete Figur, anatomisch gesehen sind keine expliziten Geschlechtsmerkmale auszumachen [51]. Sieht man sich jedoch die breiten Schultern an sowie die insgesamt korrelierenden Masse, so handelt es sich um einen männlichen Erwachsenen von – mit 1,83m – eher grossem Wuchs. Nebenbei



51_Le Corbusier, *Modulor*, Raumbeanspruchungen durch den Menschen (aus: *Das Werk*, 1954, H. 1, S. 19)

sei erwähnt, dass Le Corbusier auch einmal einen weiblich konnotierten Modulor skizziert hatte, der nie zu grösserer Verbreitung fand [52].³⁸⁹

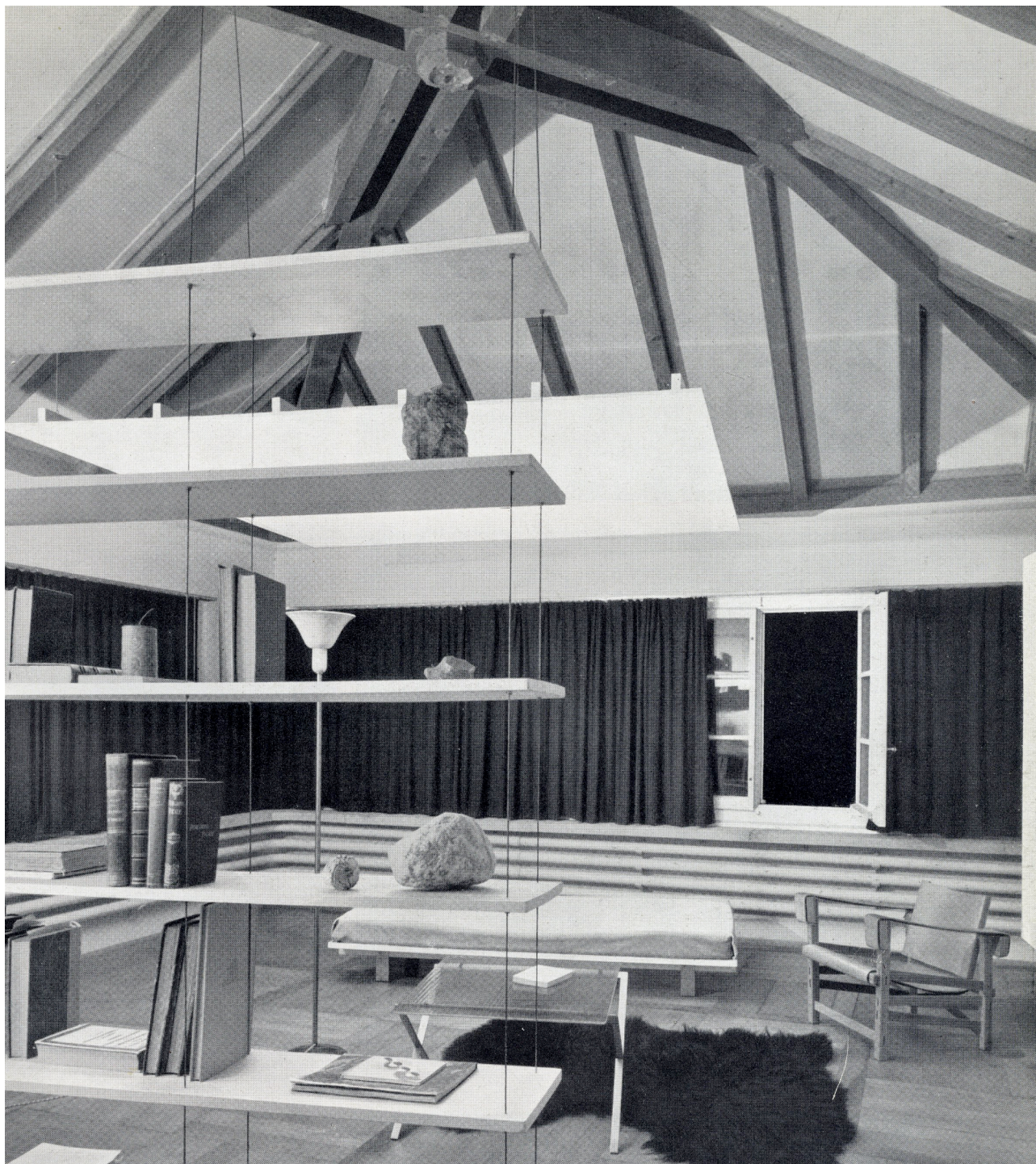


52_Le Corbusier, *Modulor 2*, mit Brüsten, Skizze (aus: Samuel 2004, S. 63)

Bauen + Wohnen

Wie erwähnt, rekrutierten die *Bauen + Wohnen*-Verantwortlichen den grössten Teil ihres Anschauungsmaterials aus dem Ausland. Der Meister hiess Ludwig Mies van der Rohe, dessen Bauten in New York und Chicago ausführlich dargestellt werden. Doch auch Werke anderer in die USA ausgewanderter Europäer wie Richard Neutra oder Rudolph M. Schindler

sind wiederholt zu sehen, oder weiter etwa jene des Australiers Harry Seidler – oder der Holländer Johannes Hendrik van den Broek mit seinem Büropartner Jacobus Berend Bakema.



53_Arbeitsraum von Prof. Dr. W. L., Zürich, von Aldo van Eyck, Zürich/Amsterdam. Van Eyck hatte an der ETH in Zürich studiert (aus: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 2, S. 53)

Auch Aldo van Eyck war Niederländer. Nach der Publikation seines Erstlingswerks, dem Umbau des Studienzimmers von Prof. Dr. W. L. in

Zürich³⁹⁰ [53] – wo er studiert hatte –, sollte er bei *Bauen + Wohnen* nicht mehr berücksichtigt werden. Zurück in seinem Heimatland, baute van Eyck eine stärker humanistisch ausgerichtete, strukturalistische Architektur – und fiel in der Folge aus dem ‚Anschauungsmaterial‘ von *Bauen + Wohnen* heraus.

Doch nicht nur Bauten ausländischer Architekten werden präsentiert, ebenso Werke von Schweizern, die im Ausland bauten. In den frühen *Bauen + Wohnen*-Jahrgängen lag die Blickrichtung zudem nicht ausschliesslich in Richtung Nordwesten – insbesondere Nordamerika –, sondern zuweilen nach Osten, so beispielsweise nach Afghanistan, wo Architekt E. A. Engler tätig war und in Kabul einen Bungalow – in einer regionalistisch inspirierten Formensprache – für einen Obersten namens Mohamed Arif Khan erstellt hatte [54]. In den frühen 1960er-Jahren unterrichtete Redaktor Füeg die Leser über ein Unterfangen aus derselben Weltregion: «Über die Planung der Universität vom Pundschab in Lahore»³⁹¹.

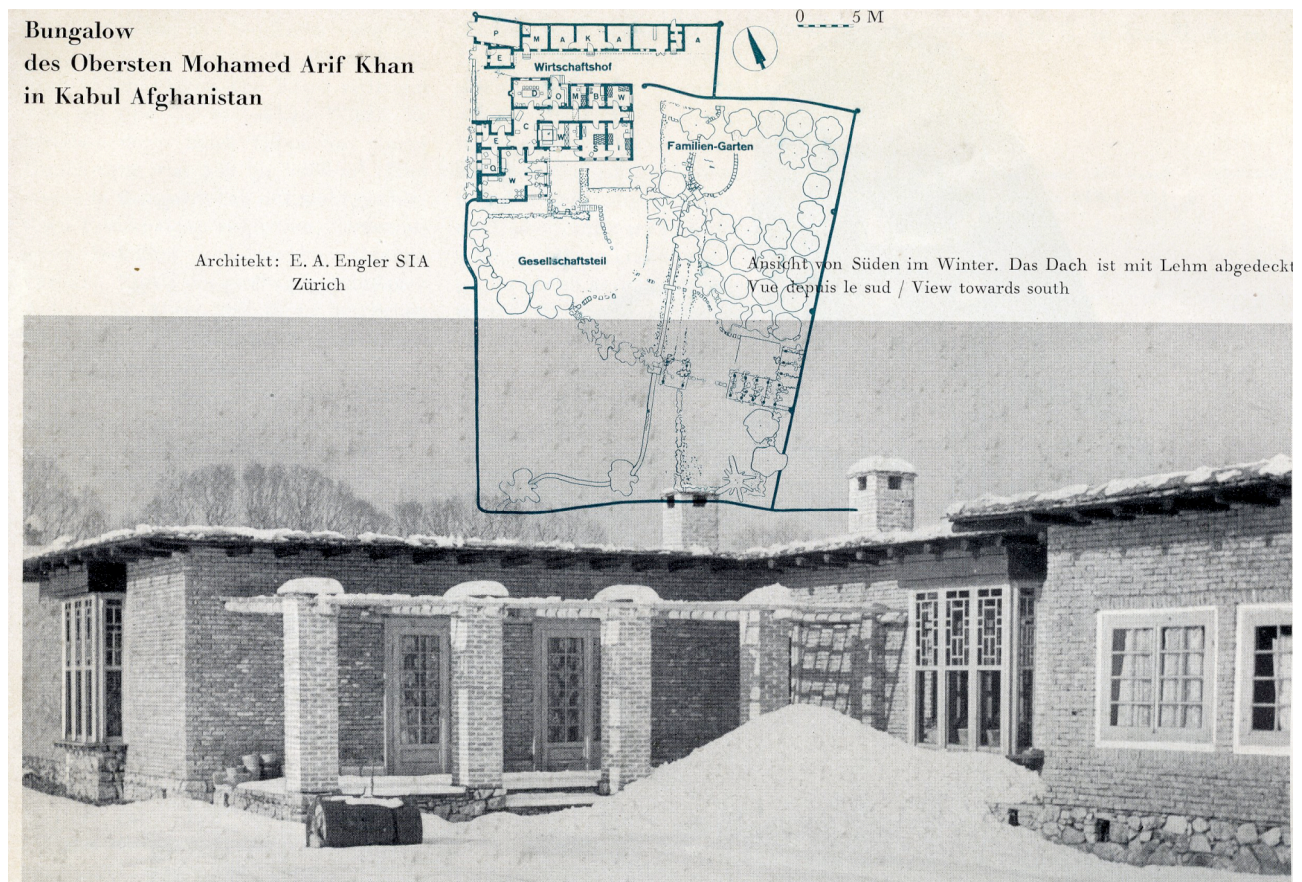
Die Planer vom Pundschab waren die Architekten Doxiadis Associates aus Athen. Derselbe Dr. Constantinos A. Doxiades lud im darauf folgenden Jahr, im Juli 1963,

«33 Persönlichkeiten zu einer Kreuzfahrt in der Ägäis ein (gewissermassen als Antwort auf die Schiffsreise, die CIAM-Mitglieder 1933 – ebenfalls in der Ägäis – unternommen hatten [Anm. der Autorin]), um das Wesen der Krise, welche die menschliche Siedlung bedroht, auf ihre Symptome hin zu untersuchen und Vorschläge zu ihrer Behebung zu machen.»³⁹²

Auf jener zweiten Ägäis-Kreuzfahrt anwesend waren u. a. die Amerikaner Margaret Mead, Anthropologin und Ethnologin, Marshall McLuhan, Medientheoretiker und Publizist, sowie aus der Schweiz Sigfried Giedion, Kunst- und Architekturhistoriker und erster Generalsekretär des CIAM, wobei Giedion 1963 wohl neuerlich als Berichterstatter der Schifffahrt fungierte.

Aus jüngeren Forschungen weiss man heute, dass der Grieche Doxiadis, unterstützt und gefördert von der amerikanischen Ford Foundation sowie der US-amerikanischen Central Intelligence Agency CIA, massgeblich an zahlreichen Planungen der frühen Nachkriegszeit in der so genannt dritten Welt, insbesondere im Nahen Osten, tätig gewesen war – als Glied eines strategischen, politisch motivierten Systems zur Gewinnung

respektive Sicherung des Einflusses des Westens vor dem Hintergrund des Kalten Krieges.³⁹³



54_E. A. Engler SIA baut den Bungalow des Obersten Mohamed Arif Khan in Kabul Afghanistan (aus: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 3, S. 8)

Redaktor Füeg stellte in jenen Jahren jedoch weniger der Architektur Verbindung zur Politik, sondern jene zum (Gross-) Unternehmertum her, als er in «Wie die Architektur von morgen sein wird?» fragt ... und abschliessend hofft:

«Wie vermeiden wir die Monotonie neuer Städte? [...] In der nahen Zukunft werden vor allem industrialisierte Grossunternehmen bauen, und weil deren Investitionen ausserordentlich sind, wird neben der Produktivität die Rentabilität noch stärker im Vordergrund stehen als bisher. Den Maschinen wird darum noch vermehrt das Diktat übergeben. [...] Der Widerstreit von Spielerischem und Zweckhaftem möchte in jener Einfachheit des Bauwerks enden, in der sich der Reichtum des Lebens ungehindert entfalten kann.»³⁹⁴

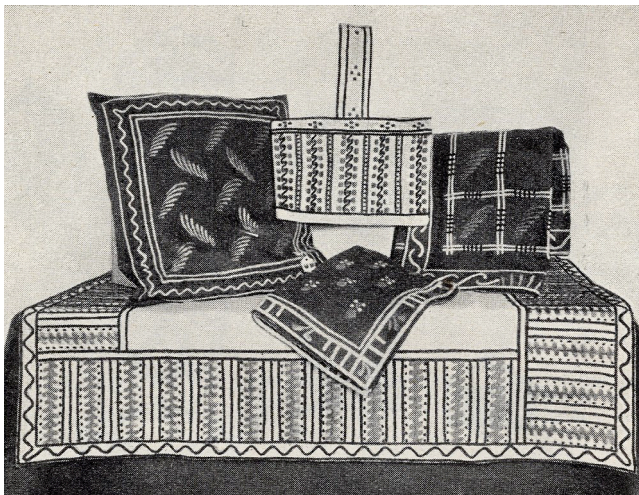
Darüber, ob sich der Reichtum des Lebens in den zweckoptimierten Bauten ungehindert entfalten kann, herrscht keine Einigkeit.

Die Beispiele aber, die ab Mitte des 20. Jahrhunderts in *Bauen + Wohnen* zusammengetragen und dokumentiert sind, entsprechen in all ihren Facetten durchwegs der als *International Style* in die

Architekturgeschichte eingegangenen Formensprache: kubisch, flach eingedockte Bauten, äusserlich charakterisiert von vorgehängten, optisch meist gleichbleibend gerasterten Stahl-Glasfassaden. Diese Architektur kommt wohlgerne mehrheitlich in den *Business-* (Hoch-) Häusern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor – und steht dort symbolhaft für Rationalität, Nüchternheit und damit letztlich wirtschaftlicher Effizienz.

Heimatschutz

Die Verkaufsgenossenschaft des SHS – Schweizerischen Heimatschutzes – führte schon in den 1910er-Jahren regelmässig Wettbewerbe durch «zur Erlangung von Modellen oder von kunstgewerblichen Arbeiten, die sich bereits im Handel befinden, die den ausgesprochenen Charakter eines *schweizerischen Reiseandenkens* tragen»³⁹⁵.



55_Bestickte Leinen von Fr. Cécile Rott: «Interessante Versuche mit schweizerischen Dekorationsmotiven, angenehme, harmonisch zusammengestellte Farben» (aus: *Heimatschutz*, 1920, Nr. 4, Juli/August, S. 75)

Damit sollte das Lokale in einem bereits damals zunehmend mobilen und internationalen Kontext ‚gebrandet‘ – um den heutigen Ausdruck zu verwenden –, also wieder erkennbar gemacht werden. Einer der Preise von 1920 ging, als exemplarische Nennung, an Cécile Rott aus Chaumont ob Neuenburg [55]. Sie erhielt 200 Franken für besticktes Leinen, wobei die Jury festhielt:

«Interessante Versuche mit schweizerischen Dekorationsmotiven, angenehme, harmonisch zusammengestellte Farben.»³⁹⁶

Doch Internationalität manifestierte sich nicht allein durch in die Schweiz reisende Ausländer und die Andenken, die man ihnen mitgab.

Auch Schweizer verliessen ihre Heimat. So heisst es 1916 in einem von G. Bener-Lorenz verfassten Text über Filisurs reich ausgestattete Häuser:

«Der Wohlstand, dem das heutige Filisur seinen schönsten baulichen Schmuck verdankt, stammte aus drei ganz verschiedenen Quellen, nämlich aus der Säumerei nach dem Engadin und Veltlin z. B. der Familie Schmid [...]; zweitens aus dem Fremddienst der Leonhardi, de Casparis etc. in Holland, und drittens aus den Geschäften, welche die Josti, Lorenz, Florinett, Cos in Magdeburg, Hamburg, Prag, Wien und Holland hatten. So dürfte auch hier, wie an vielen anderen Orten unseres kleinen Vaterlandes, die in letzter Zeit so viel gerühmte ‚Bodenständigkeit‘ ziemlich von ausländischem feinerem Kunstsinn beeinflusst gewesen sein. [...]

Das ist wahrer Heimatschutz nach dem schönen Spruch:

Am guten Alten in Treuen halten,
Am schönen Neuen sich gerne erfreuen,
wird niemand gereuen.»³⁹⁷

In der Zwischenkriegszeit hielt Albert Baur auch Kehrseiten der Mobilität fest. Einen kurzen, mit «Weltheimatschutz» betitelten Beitrag leitete er mit einem von einem Peter Altenberg verfassten Gedichtlein ein:

Die meisten Weltreisenden betrachten weiblicherweits die ‚farbigen Rassen‘ als reizende Tieren. Sie aber euch als ekelhafte Tiere.³⁹⁸

Und ergänzte seine Beobachtungen wie folgt:

«Und da erleben wir es wieder einmal: Der Europäer ist nicht das Salz, sondern das Gift der Erde. Wo früher schöne Völker schöne Dinge schufen und treu bewahrten, da kommt nicht etwa der Geist der neuen Technik, gegen den ja nichts einzuwenden wäre, sondern die unersättliche Habgier des Europäers, dem nichts heilig ist, der nur raubt und zerstört. [...] Im Orient liegt alles schutzlos da und unersetzliche Werte gehen verloren, wenn nicht die Einsichtigen dafür besorgt sind, dass den unmündigen Völkern die Wurzel ihrer Kraft erhalten bleibt.»³⁹⁹

Baur attestierte dem Schaffen der beschriebenen Völker also ‚unersetzlichen Wert‘, bezeichnete sie gleichzeitig aber als unmündig. Geschrieben während der letzten Kriegsmonate des Zweiten Weltkrieges, hat jene ‚Habgier‘ auch auf dem eigenen Kontinent Spuren hinterlassen; ist im Jahresbericht 1944 doch zu lesen:

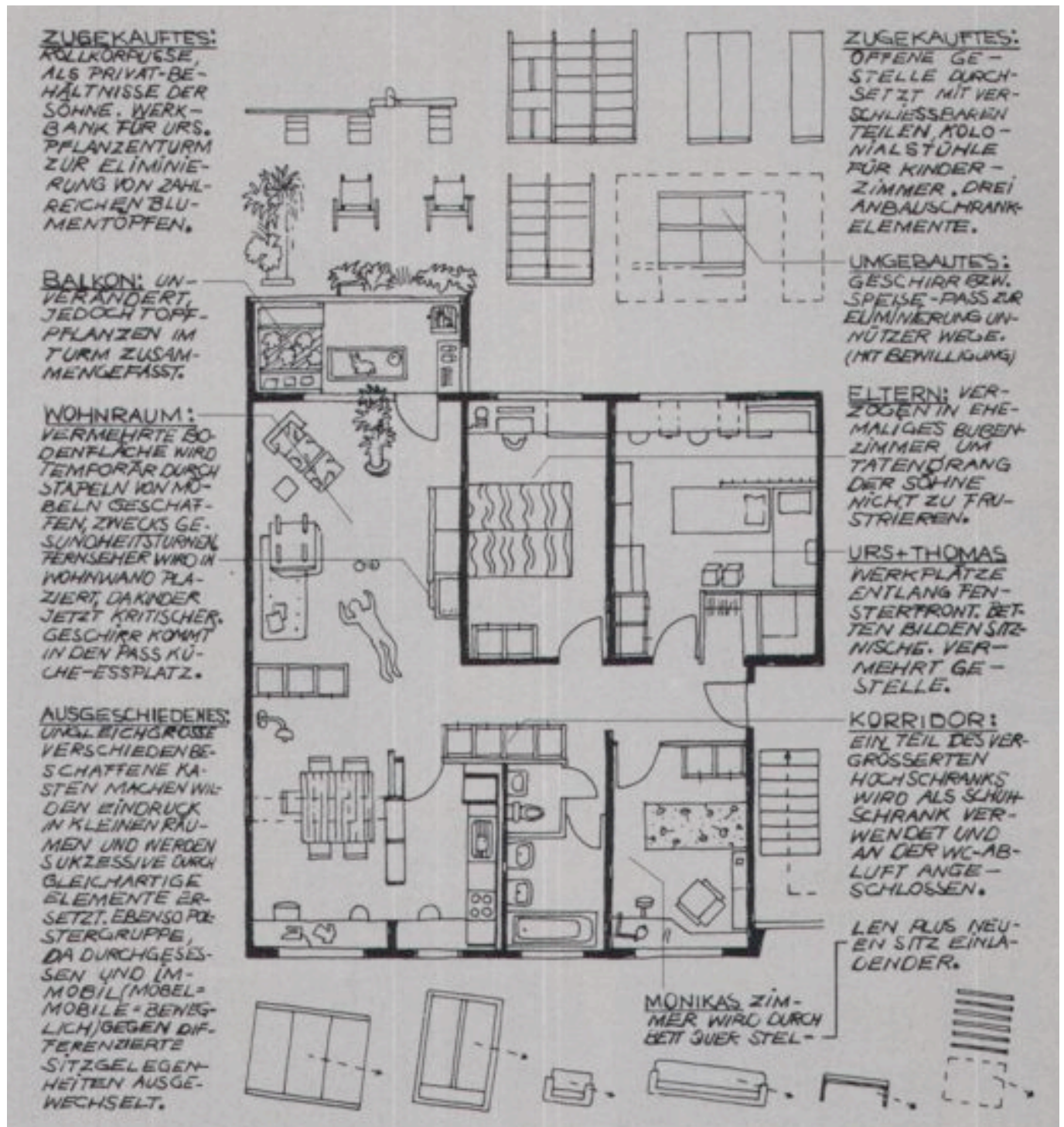
«Paris, Rom, Florenz, Venedig blieben unversehrt und werden weiterhin leuchten als edle Zeugen des gallischen und lateinischen Geistes. Doch die deutschen Städte sind vernichtet und mit ihnen all die Schönheit und all der Reichtum, die im geistigen Sinne auch uns Schweizern deutscher Zunge gehörten. Wenn eines baldigen Tages die Grenzen sich wieder öffnen, werden wir erkennen, dass unsere alemannische Schweiz das letzte kleine Land ist, in dem die alte deutsche Kultur, in helvetischer Prägung, unversehrt erhalten blieb. Wer von nun an wissen will, wie eine süddeutsche, eine oberrheinische Stadt einst ausgesehen hat, wird auf den Münsterplatz nach Basel, durch die Gassen Berns oder Freiburgs gehen müssen.»⁴⁰⁰

Das Jahr 1965, Ende der hier recherchierten Periode, beschliesst der *Heimatschutz* mit einem Heft zu «Der englische Heimatschutz (*The National Trust*)»⁴⁰¹, denn daselbst war

«es gewesen, wo die grundlegenden Gedanken des Heimatschutzes zuerst gedacht und als kulturpolitisches Programm in die Öffentlichkeit getragen wurden.»⁴⁰²

Fallbeispiel E

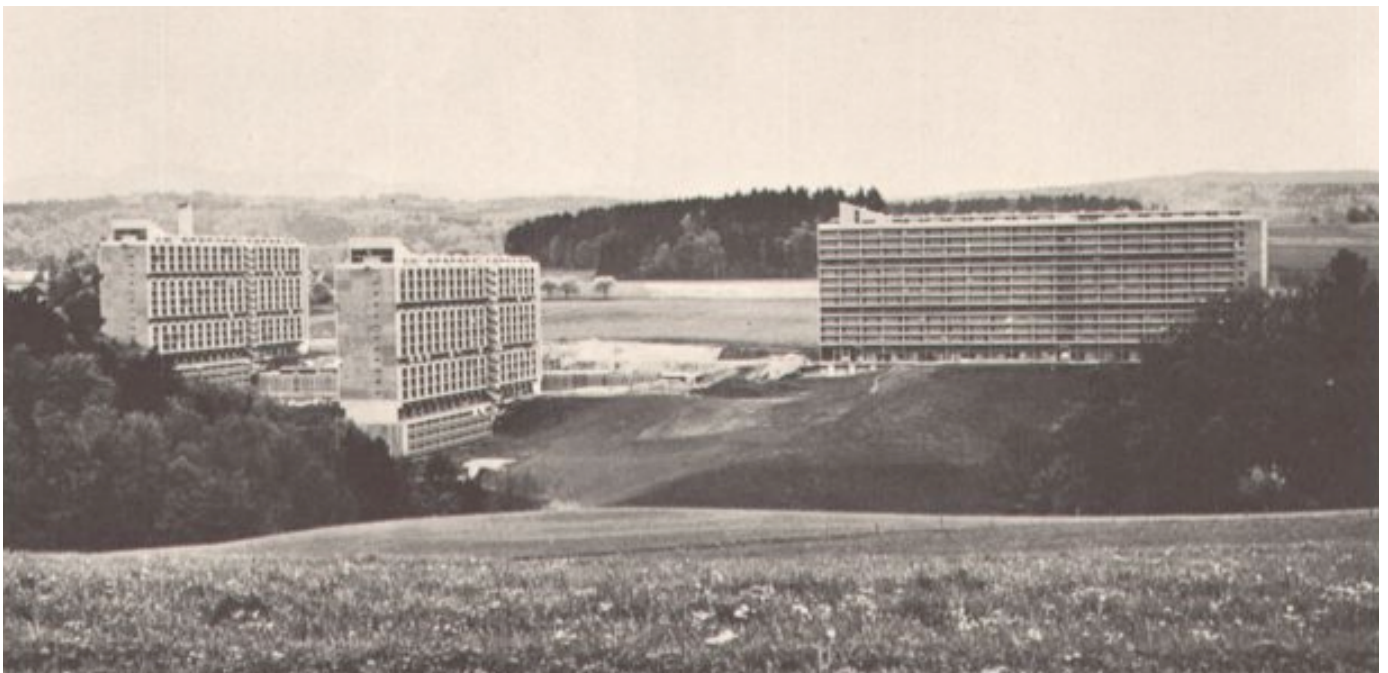
Standard und Differenz im Wohnen



Obwohl das Staatsgebiet der Schweiz im Gegensatz zu seinen Nachbarländern kaum von Kriegszerstörungen betroffen war, kam es Mitte des letzten Jahrhunderts auch hierzulande zu einem ‚Wiederaufbau‘. Nebenbei sei erwähnt, dass beispielsweise im Zentrum Stockholms nach dem Kriege eine Fläche durch *Abriss* geräumt wurde, um dort dannzumal als zeitgemäss angesehene Scheibenhochhäuser errichten zu können. Wiederaufbau als Zeitzeuge, nicht aus Notwendigkeit.

In der Schweiz kam es in den 1950er- und 1960er-Jahren insbesondere in den so genannten Satelliten-Städten zu Standardisierungen, bekannt und gefürchtet auch unter dem Namen Schlafstädte. Dieser deutet auf deren verengte Funktion hin – wohlverstanden aus der Perspektive des hegemonialen Mannes (vgl. auch Fallbeispiel B, Zersiedelung). Auch das Wort Satellit verweist auf die Abhängigkeit dieser Orte, ist ein Satellit doch stets auf einen Hauptpunkt, ein Zentrum hin ausgerichtet, ohne das er nicht lebensfähig ist. Satelliten-Städte gelten also nicht nur als monoton in der Gestaltung; streng genommen sind sie gar keine Städte, da ihnen wichtige Funktionen zum Aufrechterhalten einer menschlichen Gemeinschaft als Ganzes fehlen.

Zu einem hiesigen Prototypen einer Standardisierung im Wohnungsbau wurden die schon erwähnten Göhner-Siedlungen. In einer Serie des Schweizer Fernsehens zu seinem 50jährigem Bestehen galt die Folge 38 im Frühjahr 2004 denn auch *Göhnerswil – Wohnen im Grünen*⁴⁰³. Greifensee, Volketswil, Adlikon und Benglen sind noch heute charakterisiert durch jene meist hintereinander gestaffelten Scheibenhochhaus-Zeilen [50], gehalten entweder im rohen Grau der vofabrizierten Elementplatten



57_Hochhäuser Gäbelbach in Bern Bethlehem (aus: *Werk*, 1968, Heft 8, S. 516)

oder in Beige-Tönen gestrichen. Trotz der wirtschaftlich intendierten Standardisierung wurden Variabilität und Flexibilität der Norm-Wohnungen betont, wie in mehreren Zeichnungen dargestellt in einem *Werk*-Beitrag vom Dezember 1974⁴⁰⁴, wo eine Fünfstübliwohnung exemplarisch für eine Familie mit unterschiedlich vielen Kindern, mitunter personifiziert als Urs und Thomas [56], oder auch für eine Splitterfamilie – wie eine Patchworkfamilie damals hiess – eingerichtet wurde.

Ernst Göhner (1900–71), Gründer und Inhaber der Ernst Göhner AG, war ein Schweizer Pionier des Elementbaus; die Rationalisierung der Bauindustrie war der Schlüssel zu seinem Erfolg. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte er zusammen mit Architekt Gottfried Schindler das als Göhner-Schindler benannte Bausystem [32]. Doch galt dieser standardisierte Wohnungsbau nicht allein als Garant dafür, den vielen Wohnung suchenden Haushalten zur Zeit der *Babyboomers* besonders in den 1960er-Jahren in den urbanen Agglomerationsräumen zeitgemässen und günstigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen, sondern durchaus auch als ein Mittel des sozialen Ausgleichs. Gesundes Wohnen im Grünen möglichst für alle, dies war ein zentrales Anliegen des Generalunternehmers und ‚Humanisten‘ Göhner, der zudem mit Gottlieb Duttweiler, dem Gründer der Migros-Genossenschaft, befreundet gewesen war.⁴⁰⁵

Sozialer Ausgleich aber gehörte damals auch auf internationaler Ebene – etwa bei den Pionieren Henry Ford und F. W. Taylor – zum Programm; als Verantwortliche von florierenden Unternehmen waren sie bemüht, ihre Arbeitnehmer wie ihre Kunden am Wohlstand partizipieren zu lassen.⁴⁰⁶ Bezüglich grosser Teile des Unternehmertums versäumte es «de facto aber das Management [...], den durch die gesteigerte Produktivität erzielten Profit zu teilen»⁴⁰⁷, so Thomas P. Hughes mit Blick vor allem auf die Zwischenkriegszeit.

Weitere Satellitenstädte entstanden etwa um die Stadt Genf herum oder um Bern; exemplarisch genannt sei dort die Gesamtüberbauung Tscharnergut in Bethlehem in Berns Westen (1958–66), woran etwa das Architekten-Ehepaar Gret und Hans Reinhard beteiligt gewesen war, mit der Erweiterung Gäbelbach (1965–68) [57]. Wiederum aus vorgefertigten Fassadenelementen errichtet, stehen dort brutalistisch ausformulierte, kubisch scharf geschnittene Scheibenhochhäuser in der Tradition der Unités von Le Corbusier, während die in der Höhe undulierenden Göhner-Siedlungen ihre Grösse und ihr Ausmass tendenziell eher zu kaschieren suchen. ••

Fallbeispiel F

Architektur und Kalter Krieg

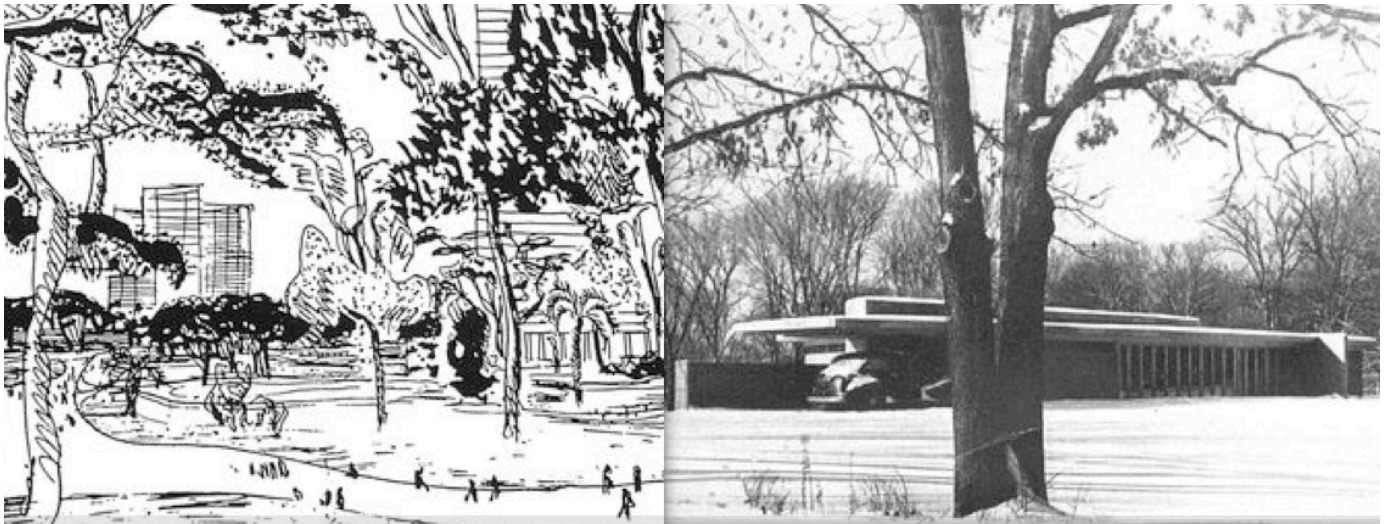
Gewisse spezifische Form-, Konstruktions- und Materialisierungspräferenzen in der Architektur der Jahre nach 1945 können aus heutiger Distanz durchaus als ein Ausdruck ihrer politischen Verortung im Westen respektive im Osten der bipolaren Weltordnung des Kalten Krieges interpretiert werden, also als ‚Angehörige‘ einer Welt dies- oder jenseits des damaligen Eisernen Vorhangs.

Im Frühjahr 1944 bespricht ein Autor namens Hugo Weber Sigfried Giedions *Raum – Zeit – Architektur* im *Werk*, eine Zusammenschau der an der Harvard University zu *The Growth of a New Tradition* gehaltenen Vorlesungen Giedions.⁴⁰⁸ Unmittelbar nach Ende des Krieges widmet Alfred Roth die September-Ausgabe des *Werk* den USA, worin er selbst primär Bauten Frank Lloyd Wrights vorstellt.⁴⁰⁹ Ebenfalls 1945 war im damaligen Kunstgewerbemuseum in Zürich die Ausstellung *USA baut* zu sehen, mit über 400 Fotos und zahlreichen Plänen jüngerer Gebäude in den USA und dem Aufsatz «Demokratie und Architektur» Wrights im dazugehörigen Katalog. Rezensent Max Bill schreibt:

In den USA «wird versucht, das Beste, Fortschrittlichste, das für den Menschen Zweckmässigste zu erreichen, vollkommen unabhängig von jeder Blut- und Bodentheorie.»⁴¹⁰

Das Absetzen der US-Architektur gegenüber Adolf Hitlers ‚Blut- und Bodentheorie‘ sollte inhaltlich zu einem zentralen Pfeiler in den architektonischen Bestrebungen des Westens insgesamt werden. Formal bedeutete dies, an die (vermeintlich) unpolitische Sachlichkeit des Neuen Bauens der Zwischenkriegszeit anzuknüpfen, woraus dann – amerikanisch ‚umgedeutet‘ respektive neu verortet – der *International Style* wurde.

Das Neue Bauen aber war auch ein Bauen in und mit der Natur: Bauen im Park etwa, symbolhaft dargestellt in einer Skizze Le Corbusiers (1936), die Weber illustrierend im *Werk* abgebildet hatte, anlässlich jener Besprechung von *Raum – Zeit – Architektur*. Sie wird im Folgenden gezeigt neben einem der Prairie Houses von Frank Lloyd Wright, einer möglichen Realisierung dieses Ansatzes [58]. Im Laufe der Jahre jedoch zog sich die Natur im urbanen Kontext zusehends ins Innere der Gebäude zurück, wie ebenfalls auf der nächsten Seite etwa die Eingangshalle eines der Miesschen Wohnhäuser am Lake Shore Drive in Chicago veranschaulicht [59].



58_Hochhäuser im Park, Skizze von Le Corbusier, 1936 (aus: *Das Werk*, 1944, H. 3, S. 99), und Wohnhaus in Okemos, Michigan, von Frank Lloyd Wright (aus: *Das Werk*, 1945, H. 9, S. 259)



59_Eingangshalle eines Wohnhauses am Lake Shore Drive, Chicago, von Ludwig Mies van der Rohe (aus: *Werk-Chronik*, 1954, H. 5, S. *85*)

Entsprechend eröffnete sich die Dichotomie Kunst – Natur neu. So hält beispielsweise *Bauen + Wohnen*-Redaktor Füg 1959 bezüglich des noch jungen Kunststoffes fest:

«Die Kunststoffe als Produkt und die Herstellung und Anwendungsweise enthalten als Prozess wichtigste Merkmale der zweiten industriellen Revolution. Im Gegensatz zum Holz, das gewachsen ist, das Eigenschaften ‚mitbringt‘, die unveränderlich sind, können die Eigenschaften der Kunststoffe gewünscht und gewählt werden.»⁴¹¹

Die Vorstellung also war, dass auf der einen Seite die Bauten, ihre Materialisierung sowie das Mobiliar – formal in der Regel orthogonal und kubisch gehalten – als Repräsentanten des künstlich Anorganischen stehen, während Pflanzen den Part des Organischen, der Natur selbst, übernehmen und damit frei in der Form sind.

Dass diese Haltung nun aber nicht überall auf der Welt galt, zeigt das Beispiel der nach dem Kriege bis 1989 geteilten Stadt Berlin. Während West-Berlin auf eine nüchtern-sachliche Architektur setzte, erwähnt sei der abstrakt-geometrische Wiederaufbau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (1957–61) von Egon Eiermann, baute Hermann Henselmann für die Deutsche Demokratische Republik DDR die Stalin-Allee als steinerne, historisierende Prachtstrasse [60].



60_Stalin-Allee, von Hermann Henselmann (aus: *Werk-Chronik*, 1954, H. 5, S. *104*)

Zudem lässt sich eine Art Hochhaus-Wettlauf zwischen Ost und West beobachten: Nachdem das 22-geschossige Axel-Springer-Hochhaus in Kreuzberg 1966 unmittelbar neben der Mauer seinen Betrieb aufgenommen hatte, baute man gegenüberliegend im Zentrum Ost vier 25-stöckige Doppel-Hochhäuser (1972–82).⁴¹²

Die Architektur der damaligen DDR wurde in der Schweiz im Grunde erst in den 1980er- und 1990er-Jahren rezipiert. Vorher finden sich nur sehr seltene Nennungen zum deutschen Osten – generell zu Bauten im Ostblock –, so etwa der nicht einmal einseitige Bild-Beitrag «Sozialer Wohnungsbau an der Stalin-Allee in Ost-Berlin»⁴¹³ von 1954; oder 1966 ein einzelnes, düster

gehaltenes Bild der Karl-Marx-Allee im Rahmen eines Artikels zur Berliner Architektur der 1920er-Jahre⁴¹⁴.

Die Gründung der DDR sowie jene der Bundesrepublik Deutschland BRD datieren ins Jahr 1949. Für 40 Jahre sollte nach Ende des Krieges die Welt unmissverständlich in einen Westen und einen Osten zweigeteilt sein – und der Kalte Krieg das politische Klima der kommenden Jahrzehnte bestimmen. Die Demokratien des Westens standen den kommunistisch geführten Regimes der damaligen UdSSR und Chinas gegenüber.

Vor diesem Hintergrund avancierten die reduzierten, kubischen Bauten der Nachkriegszeit, vorwiegend ausgebildet als sachlich nüchterne Stahl-Glas-Architekturen, zunehmend zu einem Symbol der ‚freien Welt‘ des Westens. Nur auf der einer Konstruktion und der Materialien inhärenten Logik sollte Architektur aufbauen – möglichst frei von belastenden historischen Reminiszenzen. Stahl-Glas-Bauten galten als transparent und einsehbar und damit ehrlich. Sie sollten die Offenheit der Demokratie als politischem System darstellen.

Inwieweit dies bewusst geschah, kann und soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Tatsache jedoch ist, dass ganze Neu-Planungen von Städten klaren politischen Strategien unterlagen, etwa im Nahen Osten, wie der bereits unter II 3.1.2., Internationale Ausbreitung,⁴¹⁵ erwähnte Beitrag «New Towns‘ an den Fronten des Kalten Krieges. Moderne Stadtplanung als Instrument im Kampf um die Dritte Welt»⁴¹⁶ aus der Zeitschrift *Archplus* vom Mai 2007 eindrücklich zeigt.

Im Sommer 2009 fand sich zu einer Fotografie einer in Berlin präsentierten Ausstellung u. a. mit der Amerikanerin Taryn Simon folgende Legende unter einem ihrer Bilder:

«Sinds its founding in 1947, the Agency has participated in both covert and public cultural diplomacy efforts throughout the world. It is speculated that some of the CIA's involvement in the arts was designed to counter Soviet Communism by helping to popularize what is considered pro-American thought and aesthetic sensibilities. Such involvement has raised historical questions about certain art forms or styles that may have elicited the interest of the Agency, including Abstract Expressionism.»⁴¹⁷

Im Weiteren war 2009 in Nürnberg im Germanischen Nationalmuseum die Ausstellung *Kunst und Kalter Krieg* zu sehen; Architektur kam darin aber nicht vor. Doch im Rahmen der grossen Ausstellung *Modell Bauhaus*, gezeigt im Martin-Gropius-Bau in Berlin 2009, kam neben dem offiziellen Katalog auch das Buch *Bauhaus Streit, 1919–2009, Kontroversen und Kontrahenten*⁴¹⁸ heraus, worin etwa Paul Betts Beitrag *Das Bauhaus als Waffe im Kalten Krieg* in dieselbe Richtung verweist.

Insgesamt steht die Forschung zur Rolle der Politik in der Architektur des Kalten Krieges noch in den Anfängen.⁴¹⁹ Es zeichnet sich jedoch bereits ab, dass die Tendenz des Westens zu Abstraktion und Reduktion in Formgebung und Gestaltung ideologisch untermauert war. ••

3.2. Reflektierende Interpretation:

Standardisierung als Verkörperung der Hegemonie

3.2.1. Wissen bewirtschaften – Oder: Fokus Effizienz

Nach den Schritten des Sammelns und des Bewertens von (neu) gesammeltem Wissen gilt spätestens seit dem forcierten Einsetzen der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dieses Wissen ökonomisch einzusetzen und damit zu verwerten. Für die hier untersuchte Entwicklung zentral sind insbesondere die bereits erwähnten Nordamerikaner Henry Ford und Frederick Winslow Taylor.⁴²⁰ Ford⁴²¹ war Ingenieur und Unternehmer und brachte als erster die Methode der Massenproduktion in seinem Betrieb zur Anwendung. Taylor, ebenfalls Ingenieur, wird Vater des ‚Scientific Management‘ genannt, einer Methode zur Organisation eines Produktionssystems, «innerhalb dessen der Faktor Arbeitskraft ebenso effizient funktionieren sollte wie Teile einer Maschine»⁴²².

Doch nicht nur der Mensch als Arbeitskraft wurde den neuen Produktionsmethoden angeglichen. Auch der verfügbare Boden, also die Flächen von Architektur und Städtebau sollten inskünftig nach Funktionen strukturiert und damit – sinngemäss entlang den Abläufen einer am Fließband organisierten Arbeit – möglichst effizient angeordnet werden, wie dargelegt in den Kapiteln Zonierung der Stadt und Entflechtung des Grundrisses. Damit steht diese letztlich *räumlich* wirksame Ausbreitung einer nach Regeln wirtschaftlicher Effizienz aufgebauten Arbeitsteilung in direkter Abhängigkeit zum modernen Kapitalismus westlicher Prägung.

Es ist kein Zufall, dass sowohl Taylor als auch Ford neben Unternehmern Ingenieure waren. Als Herren der Technik und gleichzeitig kundig in der Wirtschaft, erreichten sie im frühen 20. Jahrhundert nicht nur in den USA, ebenso in Europa einen hohen Bekanntheitsgrad; dies sowohl in der Welt der Technik und Industrie als in einer breiten Öffentlichkeit.⁴²³ Wie in Fallbeispiel D, Die Küche, nachzulesen, war ja beispielsweise auch die Küche in den Sog effizienten Bewirtschaftens geraten.

Das Vergeuden von Raum in Form ungenutzter Winkel oder Flächen ebenso wie von Zeit in Form unnötiger und damit sinnloser Arbeitswege galt es um jeden Preis zu vermeiden. Das Maximieren des zur Verfügung stehenden Raums und der einzusetzenden Zeit waren oberstes Credo. Es muss aus heutiger Perspektive als ein Paradoxon dieser Entwicklung angesehen werden, dass in sich folgerichtige, logische Entscheidungen - nämlich des Vermeidens unnötiger Arbeitswege und Weglassens ineffizienter Flächennutzungen - in der *Summe* zu einem *Anwachsen* des Flächen- und damit Raumkonsums beigetragen haben.

Denn die in sich spezialisierte Funktion des Zubereitens von Speisen etwa führte - wie im vorigen Hauptkapitel hergeleitet - insofern zu einem Anwachsen der Wohnungsfläche insgesamt, als es in der Küche ausschliesslich möglich war zu kochen, und der Raum damit seine frühere Multifunktionalität verlor. Das Beisammensein von Familienmitgliedern oder das Schwatzen mit einer Freundin konnte in der (Labor-) Küche nicht länger stattfinden, dafür war - und ist - sie zu klein. Der soziale Aspekt des Kochens wurde von der Funktion ‚kochen‘ getrennt und in einen separaten Raum, das Wohnzimmer, ausgelagert.

Die Gesellschaftswissenschaftlerin Christine Kulke plädiert denn auch dafür:

«die Entwicklung des patriarchalen Systems und der geschlechtlichen Arbeitsteilung [...] als Prozess einer umfassenden gesellschaftlichen Rationalisierung [zu] sehen. [...] Mit der Aufklärung hat sich die gesellschaftliche Verallgemeinerung einer spezifischen Rationalität und deren Geltungsansprüche vollzogen. Alles das, was den geltenden Vernunftskriterien nicht unterzuordnen ist bzw. aus ihnen herausfällt, wird als ‚irrational‘ ausgegrenzt oder zum bedrohend-abweichenden, destruktiven Prinzip erklärt.»⁴²⁴

Die Soziologin Hannelore Bublitz pflichtet sinngemäss Kulke wohl bei, wenn sie festhält:

«Die konstitutive Rolle der Geschlechterdifferenz für die Formierung der Moderne ist modernitäts- und kulturtheoretisch weitgehend ausgeblendet worden.»⁴²⁵

Im nächsten Schritt wird nachskizziert, wie diese Dichotomisierung in einerseits von Vernunft beherrschter Rationalität und andererseits ‚bedrohend-abweichender Irrationalität‘ durch produktionstechnische Entwicklungen unterstützt und erhärtet wurden.

3.2.2. Vom graduellen zum dualen Zeitalter

Infolge der Industrialisierung findet ein grundsätzlicher Wechsel von im Wesen graduellen Herstellungsverfahren zu dualen Produktionstechniken statt, wie Adolf Max Vogt in dem schon früher erwähnten Buch *Architektur 1940–1980* erläutert.⁴²⁶ So können Holz, Stein oder auch Lehm, insbesondere als Backstein, graduell bearbeitet – und damit (fast) jederzeit nachgebessert – werden, also ein behauener Stein nachgespitzt oder nachgeschliffen oder eine Backsteinwand stufenweise erweitert. Vogt konstatiert:

«Seit 1945 gilt, in höherem oder mindere Grad, aber weltweit, dass Bauen kaum mehr ein Aufschichten oder Höhlen, sondern ein *Guss*-Prozess geworden ist. Die drei dominierenden Materialien – *Beton, Stahl, Glas* – gehen alle aus Guss-Prozessen hervor, im Unterschied zu den Hau- oder Schneidmaterialien Stein und Holz.»⁴²⁷

Gegossene Bauteile aber verlangen nach einer Gussform, also einer Hohl- oder Negativform. Durch Einfüllen von flüssigem Rohmaterial in eine Negativform und nachträglichem Erstarren wird das Positiv gewonnen. Aus wirtschaftlicher Sicht sollte eine Negativform möglichst oft gebraucht werden können. Je mehr Positive über nur *ein* Negativ gewonnen werden, desto besser ist der Ertrag. Hohe Stückzahlen aus ein und demselben Negativ garantieren Effizienz.

Ein weiteres Merkmal des Giessens ist, dass Hohl- oder Negativformen im Prinzip brauchbar oder nicht brauchbar sind; dies ist eine Frage des Entweder-Oder. Ein Negativ, das ‚fast‘ passt und damit bedingt einsetzbar ist, gibt es nicht. Die Frage nach der Brauchbarkeit ist dual angelegt, wobei im vorliegenden Fall der eine Pol unbestreitbar der gute ist, denn die nicht passende Form ist unbrauchbar und nutzlos. Negativformen sind gelungen und folglich einsetzbar – oder nicht gelungen und unbrauchbar. Ein über Guss hergestelltes Produkt kann nicht nachgebessert werden.

Lange vor dem Einsatz der Computer, die grundsätzlich mit Ja-Nein-Prozessen arbeiten, etablierte sich folglich ein verstärkt binäres oder duales Denken im Sinne eines ‚Ja‘ respektive ‚Nein‘. Es ist ein Ingenieur-Denken, das Oberhand gewann, wie Vogt in jenem Beitrag weiter ausführt. Denn für Ingenieure ist die Konstruktion einer Maschine nur dann erfolgreich, wenn die Maschine läuft. Die sie stets begleitende Frage lautet: Fährt das Auto – oder fährt es nicht? Treibt

die Maschine die kleinen Zahnrädchen an - oder tut sie es nicht?
Werden die ‚Schiffchen‘ des Webstuhls bewegt - oder stehen sie still?
Dieses duale Denken, das die geleistete Arbeit unmissverständlich in einen guten, Erfolg versprechenden und einen schlechten, unbrauchbaren Bereich trennt, führt zu Dualismen in den Produktionsmethoden. Überlagern sich nunmehr diese Dualismen des Produzierens übers Giessen mit den im zweiten Hauptkapitel: Dichotomisieren - die Geburt der ‚Anderen‘, diskutierten Dichotomien von - verdeckt geschlechtlich konnotierten - Qualitäten, so zeichnen sich nicht nur die Normierungen selbst ab, sondern es zeigt sich auch, dass diese den als männlich konnotierten Bereich klar favorisieren.

In Entwurf, Konzeption und letztlich Produktion binden Normierungen jedoch generell Individualität zurück. Um die Pole forcierter Normierungen auf der einen Seite und hoch gewichteter Individualität oder der Freiheit künstlerischen Schaffens auf der anderen kreisen im Laufe des 20. Jahrhunderts denn auch zahlreiche Tagungen und teils heftig geführte Diskussionen in Architektur und Kunsthandwerk.

2.2.3. Rationalisieren und standardisieren

Ein erster Kristallisationspunkt dieser Debatte war die Tagung des Deutschen Werkbundes 1914 in Köln. Wie in Kapitel, II 1.2.5. Reaktion und Widerstand,⁴²⁸ eingeführt, standen sich in persona Henry van de Velde als Verfechter künstlerischer Individualität und Hermann Muthesius als Repräsentant industriellen Produzierens und damit forcierter Standardisierungen gegenüber.⁴²⁹

In den 1920er-Jahren wurde dann die Zeitschrift *ABC. Beiträge zum Bauen* publiziert. Geleitet vom Schweizer Hans Schmidt und dem Niederländer Mart Stam als Redaktoren erschien sie während nur fünf Jahren. *ABC* kann als Organ vehementer Verfechter industrialisierten Bauens bezeichnet werden, galt ihnen nur schon die Beschäftigung mit Form als einer künstlerischen Ausdrucksweise als ein Greuel, wie Jacques Gubler rückblickend festhält:

«Ästhetik sei anarchisch, überflüssig, ja sogar gefährlich für das Bauen einer neuen Gesellschaft. ‚Elementare Erfindungen‘ können nur durch die Betrachtung des Materials (Beton, Eisen, Glas) und der ‚Bewegungstechniken‘ auftreten.»⁴³⁰

Gubler weist in jenem Beitrag interessanterweise auf einen Bildvergleich hin, enthalten in der ABC-Nummer 1 des Jahres 1926, wo ‚eine lächelnde Kunstgewerblerin‘ ‚Tatlin in Hemdsärmeln arbeitend‘ gegenübergestellt wird. Mit einer – individuell – bemalten Vase in der Hand repräsentiert die Frau das Zeitalter, das überwunden werden muss, während der Mann ein Vertreter des Neuen ist: «Komposition ist Starrheit – lebensfähig ist das Fortschreitende»⁴³¹, so der Titel.

In Nummer 3 desselben Jahres wird das Bevölkerungswachstum mehrerer Länder zwischen 1800 und 1920 dargestellt. Erklärend ist zu lesen:

«Die Zahlen haben uns gezwungen – die Wirtschaftlichkeit der Produktion ist für uns eine Frage des Lebenswillens überhaupt geworden. [...] Die Masse, die gleiche Zahl gleicher Menschen, bestimmt heute den Standard des Lebens. Die moderne Industrie und das System des grossen Umsatzes bestimmen die diesem Standard entsprechende Produktion.»⁴³²

Daraus kann nur eines folgern: normiertes Bauen.

«Die Norm ist die Einheit, die neutrale Einheit, sie will weder schön noch hässlich sein, sie bedeutet nichts als die Anpassung an eine möglichst grosse Anzahl von Möglichkeiten. Die Norm ist die allgemein brauchbare Lösung für gleichartige und gleichzeitig Aufgaben. Sie wird stets wieder neuen Normen weichen, sobald diese konsequenter und ökonomischer die gestellten Forderungen zu lösen vermögen. [...] Gleiche Gruppen von Räumen, gleiche Funktionen, gleiche Bestimmungen ergeben gleiche äussere Erscheinungen. Jede architektonische Variation schadet der Klarheit und Übersicht. [...] Die Notwendigkeit arbeitet klarer als alle architektonischen Absichten – die Notwendigkeit des Zusammenlebens, der gleichgerichteten Arbeit, der gleichen Lage zur Sonne, zum Fallen des Geländes, dem man sich nicht anpasst, das man überwindet und ausnützt – die Notwendigkeit erzwingt eine systematische Anlage.»⁴³³

Gleichheit steht über allem, während Variation schadet. Norm wird als neutral umschrieben; das Ausnützen von Boden gilt als schlichte Notwendigkeit. Die ABC-Verantwortlichen stehen in der Tradition Muthesius' als Verbündetem industrieller Rationalisierung.

Anlässlich der Werkbundtagung 1932 in Zürich hielt Georg Schmidt, Bruder Hans', fest:

«Die ursprüngliche Industrie-feindlichkeit [des Werkbunds] hat sich in eine ausgesprochene Industrie-freundlichkeit gewandt, vielfach verlacht als Snobismus, und zugegeben oft auch snobistisch betrieben, heute aber längst von ernsteren Tatsachen gerechtfertigt. [...] Der technische Widerspruch und Widersinn all dieser lieblichen Attrappen ist letzten Endes nichts anderes als der Grundwiderspruch des Bürgertums zwischen demokratischer Ideologie und ständischer Wirklichkeit.»⁴³⁴

Bezüglich des Themas Differenz – auch verstanden als historisch verortete – versus Standard respektive Norm symptomatisch ist weiter der Streit zwischen Werk-Redaktor Meyer und Egidius Streiff vom SWB um

1940. Meyer, gut 20 Jahre zuvor ein bekennender Anhänger des Neuen Bauens⁴³⁵, mutierte zu einem Verteidiger der Werte bürgerlicher Kultur.

«Um die Gebrauchsanforderungen festzustellen, ging man an eine genaue Analyse der Wohnbedürfnisse und, wie in der Hochblüte des Materialismus nicht anders zu erwarten war, glaubte man diese in den messbaren biologischen, technologischen und ökonomischen Daten restlos ermittelt zu haben. Was sich nicht auf Minimalmasse, Verkehrswege, bequeme Reinhaltung, Dauerhaftigkeit, Preise umrechnen liess, galt als romantische Unsachlichkeit und als nicht existenzberechtigt. [...] Und wie hier, so musste der konsequente Konstruktivismus immer wieder zu einer Unterordnung der menschlichen Rücksichten unter die technischen führen.»⁴³⁶

Streiff aber antwortete, dass der Konsument in der Regel kaufen müsse, was die Produktion und, mit ihr, das Warenhaus böten; dieses Angebot sei aber stets der jeweiligen Mode verhaftet und deswegen sei der SWB bemüht, gute und sachliche Standard-Produkte zu entwickeln.⁴³⁷ Auch Kollege Fritz Flueler mischte sich in die Diskussion ein und schrieb:

«Der Folklorismus unserer Tage entstand nicht aus einem Erobererwillen, sondern aus der Existenzangst des Unterbewusstseins. Man flüchtet sich zu den Müttern, da man nicht mehr den Mut zur Vaterschaft, zu eigener Schöpferkraft hat. [...] Die Architektur hat ihre Formen nicht auf das Kleinformat einer Modekrankheit abzustellen, sondern auf das Weltformat des Notwendigen.»⁴³⁸

Darauf Meyer: es gehe ihm insgesamt um das ‚Wiederherstellen eines organischen Gleichgewichts‘.⁴³⁹

«Die Bedenken [...] betreffen nirgends die artistische Qualität der Leistung, sondern ihren sozialen Ort. Wir insistieren auf den Fragen: An wen wendet sich das? Welche soziale Gruppe wird damit angesprochen? [...] Man wird dieses Publikum ernst nehmen müssen, statt es zu verachten.» [...] Statt dass wir im furor paedagogicus, für den wir Schweizer besonders anfällig sind, alle unsere Mitbürger durchaus auf die höchste, erstlich nur dem kunstgebildeten Intellektuellen angemessene Stufe des Geschmacks hinaufheben wollen, sollte man sich bemühen, das den verschiedenen Gruppen und Stufen spezifisch angemessenen Formen-Inventar innerhalb seiner eigenen Art zur höchstmöglichen Qualität zu entwickeln – also auch hier Mannigfaltigkeit, statt Uniformität.»⁴⁴⁰

Meyer stellte sich gegen eine von Seiten industrieller Produktion diktierte Gleichheit und plädierte stattdessen für Mannigfaltigkeit – und positionierte sich damit rückwirkend auf der Seite van de Veldes – zumindest was dessen Eintreten für Individualität der Bedürfnisse und hinsichtlich künstlerisch ausformulierter Formen betrifft.

Als architekturhistorische Verortung sei kurz auf Gottfried Semper verwiesen. Semper setzte sich wohl für ein Bauen entlang von Typen ein, die einem Regelwerk und damit Standard folgen, doch liess er Varianz *innerhalb* der Typen zu. Gussverfahren aber lassen nur bedingt Varianz zu – wollen sie wirtschaftlich bleiben.

3.2.4. Normen als Ausdruck hegemonialer Männlichkeit

Aus heutiger Distanz betrachtet, konnten sich weder van de Velde noch der späte Meyer wirksam durchsetzen. Noch Aalto, der 1941 Bedenken ‚über eine zu weit getriebene Standardisierung von Neubauhäusern‘ äusserte und vor der Gefahr der Entstehung von ‚psychologischen Slums‘ warnte.⁴⁴¹ Vielmehr wurde alles – um hier Christine Kulkes Worte⁴⁴² zu wiederholen –, was den geltenden Vernunftskriterien nicht unterzuordnen war, als «irrational ausgegrenzt oder zum bedrohend-abweichenden, destruktiven Prinzip erklärt». Abweichende ‚Andere‘ konnten und können jedoch stets auch biologische Männer sein.

Realiter war der Alltag des Wiederaufbaus nach 1945 stark durch das industrielle Bauen, durch Standardisierungen und Normierungen geprägt. Die Repräsentanten der geltenden Vernunft und der daraus abgeleiteten ‚Verhaltensregeln‘ war eine spezifische Gruppe von Männern; eine Gruppe, für die der Australier Robert Connell den Begriff der *hegemonialen Männlichkeit* definiert hat. Diese Gruppe aber macht im Verhältnis zur Welt-Gesamtbevölkerung numerisch nur eine Minderheit aus.

Kurzer Rückblick: Nachdem sowohl Geschlecht, Hautfarbe wie soziale Zugehörigkeit eines Menschen etwa noch im Mittelalter gottgegeben und damit explizit *nicht* selbstverantwortet – oder selbstverschuldet – waren – eine starke Verkürzung sei hier als kontextualisierende Einbindung erlaubt –, rückten im Zuge von Aufklärung und Französischer Revolution zusehends die Menschen selbst als Akteure und Verantwortliche des Weltgeschehens in den Vordergrund. Es war jener historische Moment, als sich *männliche Bürger* an die Spitze der neuen Ordnung setzen sollten – gewissermassen als ‚Nachfolger‘ jener Griechen der Antike, die als selbstbestimmte Wesen ihre Meinung auf der Agora öffentlich kundtun und daselbst politisch vertreten konnten. Die Bürger der Aufklärung waren Gelehrte, Theologen und Philosophen, Juristen und Ärzte – Männer jedenfalls. Zudem waren sie grundsätzlich weisser Hautfarbe, Abkömmlinge Europas und ihrer Nachfahren in der ‚Neuen Welt‘, insbesondere Nordamerikas. Überdies waren sie in der Regel verheiratet und folglich Vorsteher einer Familie oder Sippe. Als ‚Emporkömmlinge‘ respektive Vertreter der noch jungen Berufsgruppe

studierter Techniker konnten aber Ingenieure ihre Akzeptanz und Anerkennung unter den ‚arrivierten Bürgern‘ Ende des 19. Jahrhunderts erst allmählich erwerben, wie gesehen in Kapitel II 1.1.1.⁴⁴³

Die zur Gruppe hegemonialer Männlichkeit Gehörigen sind also tendenziell weiss, männlich, heterosexuell. Sie sind es, die zusehends zum Standard der sich verstärkt normierenden Welt im Zuge der Industrialisierung im 18. und 19. Jahrhundert werden. Sie sind die Repräsentanten der als hegemonial gesetzten Männlichkeit, wie diese Connell, Soziologe an der Universität in Sydney, erstmals in seinem Buch *Masculinities* von 1995 dargestellt hat.

Es ist wohl kein Zufall, dass ein Nachkomme dieser hegemonial agierenden Gruppe – als Staatsangehöriger des von Europa fernen Australiens jedoch ein aus dem ‚Epizentrum‘ Ausgewanderter – ein Konzept zu hegemonialer Männlichkeit vorlegt. Kommt hinzu, dass Robert heute als Raewyn, also als Frau lebt und sich folglich ein zweites Mal – nunmehr gewollt und aus freiem Entschluss – von der historisch hegemonialen Gruppe weisser bürgerlicher Männer absetzt, nämlich geschlechtlich.

Ein hegemonialer Mann hat im Grundsatz verstandesmässig, rational zu handeln. Der (männliche) ‚Geist‘ leitet ihn – und nicht Materie, kein Fleisch und Blut. In übertragenem Sinne wird er damit, bildhaft gesprochen, zu einem körper- und ‚geschlechtslosen‘ Wesen – schliesslich sind Körper wie auch Geschlecht generell weiblich konnotiert. Die vermeintliche Geschlechtslosigkeit hegemonialer Männlichkeit wiederum fördert die Wahrnehmung ihrer selbst als ‚neutral‘, wobei diese Neutralität den Anspruch auf Normsetzung begünstigt.

Das von Dichotomien bestimmte Denken der Moderne ist ein Denken in Entweder-Oder-Kategorien: Normierung – der versteckte Monismus, ist dieses Hauptkapitel überschrieben. Monismus bezeichnet eine philosophische Lehre, die sämtliche Erscheinungen auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen sucht.⁴⁴⁴ Wie Cornelia Klinger für die Philosophie nachweist, resultiert aus den Dualismenbildungen des abendländischen Denkens, den Dichotomien, in letzter Konsequenz ein Monismus nahe kommendes, hegemoniales Prinzip.⁴⁴⁵

Wird das ‚Entweder‘ einer Entweder-Oder-Kategorie sinngemäss mit ‚A‘ bezeichnet und das ‚Oder‘ mit ‚B‘, so entspricht das ‚Oder‘ respektive das ‚B‘ einem ‚Nicht-A‘, wie Klinger betont. Denn es ist der erste Terminus eines Begriffspaares, der positiv besetzt ist. Das ‚A‘ bestimmt die Qualität, gibt die Richtung an, während das ‚B‘ das Negativ oder Gegenstück des ‚A‘ ist – und in die Gegenrichtung zielt. ‚A‘ repräsentiert im Grundsatz das Ganze, eine Differenz existiert nicht wirklich. Die Position des ‚B‘ entspricht folglich dem am Schluss des vorherigen Hauptkapitels beschriebenen *Othering*.

Auch technisches Denken ist dual geprägt, schliesslich ist nur *eine* Seite positiv besetzt. Wie Vogt mit Blick auf die Ingenieure treffend analysiert, ist deren Denken dual strukturiert, als die zentrale Frage bei Konzeptionen wie Konstruktionen stets lautet: Lläuft die Maschine – oder läuft sie nicht?⁴⁴⁶ Lläuft die Maschine?, entspricht dem Terminus ‚A‘, der positiven Bestimmung. Aus dem Entweder-Oder geht eine vorrangige Position hervor, die das Ganze repräsentiert. Dieses Ganze entspricht der hegemonialen Männlichkeit, die wiederum Norm generiert.

Vor 50 Jahren, im Jahre 1959, wurde die Schweizerische Zentralstelle für Baurationalisierung CRB, Centre suisse d'études pour la rationalisation du bâtiment, gegründet. Erklärtes Ziel war es, über zentrale Produkte – wie den Normpositionen-Katalog NPK, den Baukostenplan BKP oder das Natural Color System NCS – eine gemeinsame Sprache und einheitliche Instrumente zu entwickeln, mit denen die komplexen Zusammenhänge bei Planung und Realisierung von Bauten «einfach, schnell und für alle verständlich dargestellt werden können», wie sich Daniel Kündig, Präsident SIA, ausdrückt.⁴⁴⁷

Gemeinsame Sprache und Instrumente sind Grundlagen der Verständigung und damit einer jeden Zusammenarbeit, regional, national und international. Die Frage, die in diesem Zusammenhang jedoch stets gestellt werden muss, ist: Wer bestimmt die zu sprechende gemeinsame Sprache?, oder: Wer entwickelt die Instrumente? Besonders im internationalen, globalen Kontext ist mit jeder Setzung einer gemeinsamen Basis, also Norm, unweigerlich ein gewisser Universalitätsanspruch verbunden.

3.2.5. Das Normale ist historisch verortet

Im Zuge der beschleunigten Industrialisierung Ende des 19. Jahrhunderts galt es, den Menschen im Kraftfeld der jungen Techniken neu zu verorten. Als Leitfigur diente der hegemoniale Mann, wobei erneut zu betonen ist, dass er sich nicht als Angehöriger einer – proportional zur Weltbevölkerung – zahlenmässigen Minderheit wahrnahm, sondern als *neutrales* Wesen. Mit Blick auf die Philosophie hält Klinger fest:

«Die prinzipielle Abwesenheit des anderen Geschlechts evoziert die Illusion der Abwesenheit der Geschlechtlichkeit überhaupt.»⁴⁴⁸

Daraus folgert, dass der erste

«Schritt in jeder feministischen Auseinandersetzung [...] eine Kritik des Humanen als neutralem und universalem Konzept» bilden muss. Für die Architektur heisst dies, die Norm generierende Leitfigur als vermeintlich neutrale zu kritisieren und als vielmehr einer hegemonialen Männlichkeit gehorchend zu entlarven.

Nach *Duden* ist normieren mit ‚normgerecht gestalten‘ gleichzusetzen.⁴⁴⁹ In demselben Standardwerk⁴⁵⁰ ist eben der Standard: Massstab, Richtschnur, Norm; ebenso Äquivalent eines Qualitäts- oder Leistungsniveaus.⁴⁵¹ Nach Jürgen Link steckt im Wort Norm das lateinische *norma*, das rechter Winkel bedeutet und metaphorisch, in übertragenem Sinne als Regel, Regelsetzung zu verstehen ist; im Mittellateinischen galt der Begriff auch als Ordensregel.

Bevor etwas jedoch zu einer mehr oder weniger festen Regel werden kann, muss es sich als das Gewöhnliche, Ordinäre, Normale durchsetzen und festigen. Nun sagt der Literaturwissenschaftler Link weiter, dass:

«das ‚Normale‘ (selbst als Begriff) tatsächlich zuerst im Zusammenhang mit moderner Massenproduktion und moderner Erhebung von Massendaten sowie der statistischen Analyse solcher Massendaten seit dem 18. und verstärkt seit dem frühen 19. Jahrhundert auftauchte. [...] und dass es sich bei dem Normalen insgesamt um einen eng vernetzten Komplex aus diskursiven Konzepten und Modellen wie praktischen Verfahren von grösster Bedeutung für moderne Gesellschaften westlichen Typs handelt. Dieser Komplex umfasst sowohl spezialdiskursive (wissenschaftliche) wie praktisch-gesellschaftliche Verfahren der ‚Normalisierung‘ – im Sinne des Normal-Machens, der Produktion und Reproduktion von Normalitäten.»⁴⁵²

Im Unterschied zu den beschriebenen hegemonialen Leit- oder Massfiguren zur Produktion einer Normalität regt Link an:

«die Normalität nicht als ahistorische, jederzeit parate, anthropologisch konstante Kategorie aufzufassen, sondern als historisch spezifische, von der westlichen Moderne nicht ablösbare Emergenz seit dem 18. Jahrhundert.»⁴⁵³

Über 3000 Jahre früher, im 14. Jahrhundert vor Chr., lebte in Ägypten der Pharaon Amenophis IV, genannt Echnaton, Abbild des Sonnengottes. Echnaton erhob den Gott Aton – Sonne – zum Gott über alle Götter; mit seinem Namen verbindet sich der erste monotheistische Aufbruch in der Religionsgeschichte der Menschheit.⁴⁵⁴ Der Kulturwissenschaftler und Ägyptologe Jan Assmann deutet die Entstehung des Monotheismus nunmehr sinngemäss als Parallelität zu einem absoluten Wahrheitsbegriff, der ein pluralistisches ‚Nebeneinander‘ verunmöglicht und sich tief ins kulturelle Gedächtnis der Moderne eingegraben habe.⁴⁵⁵

Erst jüngst war im Magazin einer Schweizer Gesundheits-Kasse zu lesen, dass erst in monotheistischen Lehren, wie der jüdisch-christlichen, Götter und Göttinnen stereotypisiert und auf ein einziges Gottesbild reduziert wurden. So schreibt die Autorin Irène Zumsteg:

«Hat nicht gerade dies den Weg zum Einheitsdenken und zur Normierung geebnet?»⁴⁵⁶

Im Herbst 2009 fand in Zürich die Tagung *Varieties of Modernity?* statt, wo ein Referent aus religionstheoretischer Sicht das Verhältnis *One vs. Multiple Modernities* befragte.⁴⁵⁷ Ohne weiter auf mitunter religionswissenschaftliche Diskussionen eintreten zu wollen, sei der Blick von einer als neutral verstandenen, allgemeingültigen Norm in der westlichen Moderne seit dem 18. Jahrhundert zurück auf das antike Ägypten insofern erlaubt, als diese in eine mögliche Tradition rückgebunden wird.

Neues Bauen und *International Style* können nun dergestalt inhaltlich gewissermassen mit einer monistischen Lehre verglichen werden, als sie weltweit eine Vormachtstellung beanspruchen. Sie sind Abbilder der Normierungen, die als ‚A‘-Positionen aus den Dichotomien modernen Denkens hervorgegangen und zu versteckten Monismen geworden sind.

Versteht man Architektur und Städtebau gleichzeitig als Abbilder sozialer Verhältnisse, so können die in der Tendenz rational nüchternen, kubisch sachlichen (Hoch-) Häuser mit ihren vorgehängten Stahl-Glasfassaden in den innerstädtischen, global teilweise fast unverändert anzutreffenden *Business-Districts* in letzter Konsequenz als Form gewordene Synonyme oder Materialisierungen der hegemonialen Männlichkeit des 20. Jahrhunderts gelesen werden.

III DEKONSTRUKTION, KRITIKEN



1. DIE FRAGE NACH DER ZEITLICHKEIT

1.1. Ideal – als ‚kalte‘ Struktur

Sieht man sich exemplarisch den *Plan Voisin* aus dem Jahre 1925 an, so plante der verantwortliche Architekt Le Corbusier das Herz der französischen Hauptstadt darin gänzlich neu. Während Georges-Eugène Haussmann, Präfekt im Paris des 19. Jahrhunderts, das städtebaulich enge Geflecht aus mittelalterlichen Häusern und Gassen mit linearen Boulevards durchstoßen hatte – und dergestalt Ordnung ins vormoderne Chaos⁴⁵⁸ brachte, beabsichtigte Le Corbusier gut ein halbes Jahrhundert später, das Gebiet nördlich der Ile de la Cité *flächendeckend* zu räumen und im Sinne modernen Städtebaus wiederaufzubauen.

Modifikationen respektive Verbesserungen am Bestehenden schienen ihm nicht zum Ziele einer nach modernen Grundsätzen guten Stadt zu führen.

In der Tradition der Idealstädte stehend, betrachtete Le Corbusier seine durchgrünte, auf einem orthogonalen Raster aufgespannte Hochhaussiedlung des *Plan Voisin* in den 1920er-Jahren als bestmögliche Lösung für Paris. Er folgte dem Ideal einer gesunden Stadt – formal jedoch nicht im Sinne etwa eines Ebenezer Howard mit Häusern von relativ geringer Geschosshöhe konzipiert, sondern als ‚urbaner‘ Ort, als Ballung von lichtdurchfluteten Hochhausbauten. Aus den überfüllten, unhygienischen Städten des Mittelalters sollte menschlicher Fortschritt nunmehr in die orthogonal geordnete, hygienische und ‚helle‘ Metropole der Moderne münden.

Im Unterschied zu den Durchstichen Haussmanns wurde der *Plan Voisin* nie realisiert. Wie im Falle seiner Umsetzung Anpassungen an veränderte Bedürfnisse städtebaulich angegangen worden wären, ist ungewiss. Wäre, als Hypothese, das Gebiet verdichtet worden, hätte es seine Qualität des von Licht und Luft Durchflutet-Seins – zumindest parziell – eingebüsst. Drei Jahre vor dem *Plan Voisin* hatte Le Corbusier den *Plan de la Ville de 3 millions d'habitants* vorgelegt, inhaltlich mit dem *Plan Voisin* vergleichbar, jedoch nicht für einen konkreten Ort gedacht, sondern gewissermaßen als ‚Muster‘, als Vorlage.

Die enge zeitliche Folge der Entwürfe legt nahe, dass auch der ortsgebundene *Plan Voisin* für eine klar definierte Anzahl Einwohner gedacht war, Wachstum oder Schrumpfung waren dabei nicht vorgesehen. Städtebaulicher Fortschritt als (moderne) Vision einer idealen Stadt; wäre ihre Umsetzung vollendet, wäre das Ziel erreicht – und künftiger Wandel sinngemäss ausgeschlossen.

Der französische Ethnologe und Anthropologe Claude Lévi-Strauss unterscheidet nun zwei Beziehungsformen der Historizität, konkret:

«er stellt der akkumulativen Geschichte der grossen Zivilisationen das Streben entgegen, jede Neuerung, die als Gefährdung des ursprünglichen Gleichgewichts wahrgenommen wird, aufzulösen.»⁴⁵⁹

Im Unterschied zu Le Corbusier, damals (noch) ganz dem Fortschritt moderner Zivilisationen verpflichtet, richtet Lévi-Strauss, Leitfigur des Strukturalismus⁴⁶⁰, sein Interesse auf Völker und deren Leben, wie es vor dem Einzug der Moderne und insbesondere deren technischem Fortschreiten war. Er und seine Anhänger suchen nach den Wurzeln oder *Basics*, wie man heute wohl sagen würde.

«Diese grossangelegte Suche nach einem Ausweg aus der existenziellen Verzweiflung [der Strukturalisten, A.d.A.] bewirkte eine Tendenz zur Ontologisierung der Struktur, die sich nun im Namen der Wissenschaft, der Theorie als Alternative zur alten abendländischen Metaphysik darstellte.»⁴⁶¹

Während eine Ontologisierung jener Strukturen, die Lévi-Strauss etwa bei den ‚Urvölkern‘ Brasiliens auf seinen Forschungsreisen in den 1930er-Jahren vorfand – worauf das 1955 publizierte, viel beachtete Buch *Traurige Tropen* basiert –, sinngemäss in die Vergangenheit an die noch ‚unverdorbenen‘ Wurzeln menschlichen Zusammenlebens führt, entspricht Le Corbusiers Ontologisierung einer idealen Stadt der 1920er-Jahre einem durch Zivilisation und Technik hervorgebrachten Ideal- oder Bestzustand menschlichen Lebens in der Zukunft.

Dennoch rückt Le Corbusier insofern in die Nähe Lévi-Strauss‘, als der *Plan Voisin* und besonders der *Plan de la Ville de 3 millions d‘habitants* ideell mit den so genannt kalten Kulturen⁴⁶² verglichen werden können – Gegenstand von Lévi-Strauss‘ Studien –, als Neuerungen oder Veränderungen der geplanten Idealstädte diese aus dem Gleichgewicht gebracht hätten.

Ob auf die Anfänge menschlichen Zusammenlebens rückgewandt oder vorwärts auf eine zu erreichende Vision gerichtet, letztlich handelt

es sich in beiden Fällen um eine Suche nach einem Best- oder Idealzustand, der, einmal erreicht, nicht mehr verlassen oder verändert werden sollte - einen Zustand also, der in der Ethnologie mitunter eben als ‚kalt‘ bezeichnet wird: ‚kalte‘ Struktur, Gesellschaft oder Kultur. Nach Erreichen eines derartigen Zustandes soll Wandel - und sinngemäss Geschichte oder Historizität - ‚stillgelegt‘ werden, ‚erkalten‘.

«Lévi-Strauss kritisiert die auf der Reproduktion des Gleichen fussende Geschichtsteleologie und setzt ihr die Idee der Verschiedenartigkeit der Kulturen und ihrer unhintergehbaren Differenz entgegen.»⁴⁶³

Ein Best- oder Idealzustand nimmt nun aber grundsätzlich die Rolle eines Standards und, daraus resultierend, einer normativen Setzung oder Norm an, wie in Kapitel II 3 anhand hegemonialer Männlichkeiten dargestellt. Dieses Verständnis von Norm degradiert Differenz hinunter auf eine Ebene von minderem Wert, das Differentielle fällt folglich in der Hierarchie geltender Wertvorstellungen zurück.

Um Gleichwertigkeit unter Differentem zu erreichen, greift Lévi-Strauss das Fortschrittsdenken an, dessen Logik generell dem Neuen und Neuesten folgt, und stellt geschichtlichen Wandel in der Folge sinngemäss ‚kalt‘. Denn Fortschrittsdenken ist auch Konkurrenzdenken, das Veraltetes, Überholtes, Gestriges als ‚unvollkommen‘ wahrnimmt, da nur das Jüngste, Aktuellste auf dem neuesten Stand und damit letztlich ‚gültig‘, ‚wahr‘ sein kann - oder in den Worten Adolf Max Vogts:

«Das Zurückliegende oder stilistisch Zurückgebliebene wird geringgeschätzt, weil die Überzeugung von der Perfektibilität den Betrachter zwangsmässig an die vorderste Schwelle der Neugier drängt, wo er das zunehmend Bessere ungeduldig erwartet.»⁴⁶⁴

Gleichwertige Differenz demgegenüber steht, so Lévi-Strauss, in keiner Konkurrenz, die das Andere durch Überholen degradiert und ausschliesst. Wenn, dann vielmehr in einer - so könnte man vielleicht sagen -, die Varianz als Spiel der Arten unter ‚Seinesgleichen‘ wahrnimmt.

Mit der Fähigkeit jedoch, seinen Gegenstand - trotz oder gerade durch Differenzierung - zu historisieren, sollte Lévi-Strauss' Landsmann Michel Foucault dem Strukturalismus alsdann eine geschichtliche Perspektive eröffnen, von der das ‚kalte‘ Paradigma, wie es ein Lévi-Strauss vertritt, nichts erahnen lässt.⁴⁶⁵

Welcher Architekt der klassischen Moderne kann diesen Paradigmenwechsel nun besser veranschaulichen als Le Corbusier selbst, der Architekt der ‚kalten‘ städtebaulichen Visionen der 1920er-Jahre? Denn 1954 vollendet er auf einem Hügel bei Ronchamp eine kleine Wallfahrtskapelle [34], ein organisches Gebilde, fast einem Schneckenhaus oder einer Höhle vergleichbar.

1.2. Differenz – als Ausdruck historischer Verortung

Adolf Max Vogt, Architektur- und Kunsthistoriker, veröffentlichte 1955 im *Werk* den Artikel «Das Problem, Zeitgenosse zu sein»⁴⁶⁶, worin er der Frage des Eingebundenseins in der eigenen Geschichte nachgeht. Vogt argumentiert, dass jene Epochen am stärksten in ihrer jeweiligen Jetztzeit verankert seien, die sich ihrer Kontinuität *in der Zeit* bewusst wären.⁴⁶⁷

«In der Gegenwart, notiert aber doch Hofmannsthal, ‚in der Gegenwart ist immer jenes verborgen, durch dessen Hervortreten alles anders werden könnte: das ist ein schwindelerregender Gedanke, aber ein trostvoller.‘ Was Hofmannsthal tröstet und zugleich taumeln lässt, ist die Einsicht in die Wendekraft des Schöpferischen, in die Wendekraft der gebenden, stiftenden Zeit, die aus dem Verborgenen her waltet, also nie kalkulierbar wird, am allerwenigsten in den Belangen des Geisteslebens und der Kunst, somit auch nicht als eine gerade Linie vorstellbar ist.»⁴⁶⁸

Historische Verortung also lässt, allgemein gesprochen, Wandel zu – und damit Veränderung. Veränderung wiederum schafft Differenz – Differenzen innerhalb des Lebenswerks eines Menschen, wie bei Le Corbusier geschehen. Aber ebenso Differenzen innerhalb einer spezifischen Zeit oder Epoche, zwischen verschiedenen Gruppen und einzelnen Menschen mit unterschiedlichen Lebensumständen und variierenden Interessen.

Dabei kann es durchaus zu so genannten Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen kommen. Was heisst, dass ein gewisses Phänomen oder etwa Bauwerk im Blickwinkel der einer Disziplin als ‚fortschrittlich‘ gilt, während es aus Sicht einer anderen Gruppe den Eindruck eines *Deja-vu* erwecken kann.

Veranschaulichen soll dies abermals der Meister der Wandelbarkeit unter den Architekten des 20. Jahrhunderts. Während nämlich die Kapelle von Ronchamp – oder vor ihr bereits die *Unité d'Habitation* in Marseille von 1952 – einen Bruch im baulichen Schaffen⁴⁶⁹ Le Corbusiers

darstellt - und mit ihm in der Architektur des 20. Jahrhunderts -, kann der Bau als formale Manifestation insofern in die Nähe Claude Lévi-Strauss' und seiner Studien in den Urwäldern Brasiliens gerückt werden, als Le Corbusiers konkaves Gebilde seinerseits Assoziationen zu Darstellungen von Urbehausungen weckt - also rückwärtsgewandt auf die Wurzeln und Ursprünge der eigenen Disziplin schießt.

Der bereits eingeführte Philosoph und Psychologe Michel Foucault und seine Mitstreiter läuten alsdann aber, wie erwähnt, den Poststrukturalismus ein, der es sich zum Ziel gemacht hat, Unterschieden, Nuancen, auch Grauzonen und Grauwerten, ebenso Diffusem, Unklarem, jedenfalls dem Nicht-Absoluten nachzuspüren. So schreiben Stefan Münker und Alexander Roesler in ihrem Übersichtsbüchlein zum Poststrukturalismus:

«Entscheidend ist die Tatsache, dass in den absoluten Ansprüchen der spekulativen Dialektik Hegels eine Arroganz zum Vorschein kommt, die den Vertretern des Poststrukturalismus als ein typisches Merkmal der Moderne gilt. Ihr Widerstand gegen die Überheblichkeit des neuzeitlichen Denkens und seiner Versuche, die Welt restlos zu rationalisieren, reiht die poststrukturalistischen Ansätze ein in den Diskurs einer kritischen Selbstreflexion der Moderne.»⁴⁷⁰

In ihrem Widerstand, die Welt zu rationalisieren, so Münker und Roesler, greifen die Vertreter des Poststrukturalismus überdies die Dominanz dichotomen Denkens an, wie dieses die Moderne in vielen Bereichen geprägt hat und weiterhin prägt - ausführlicher nachzulesen in Teil II der vorliegenden Arbeit.

Dichotomien teilen die Welt mitsamt ihren Phänomenen und materiellen Erzeugnissen bekanntlich in zwei Gruppen ein, die sich gegenseitig ausschliessen - und somit ein wie auch immer geartetes Sowohl-Als auch verunmöglichen -, wobei die eine Seite der (linear imaginierten) Polarität in der Werteskale stets höher liegt und damit besser, wichtiger, relevanter ist als die unterlegene Seite.

Dieses stringente sowie harte Vorgehen im Kategorisieren der materiellen wie immateriellen Welt lässt Zweifel oder Ambivalenzen ausser Acht - der Ordnende hat sich zu entscheiden, das Belassen von etwas im *Dazwischen* ist unzulässig. Für dieses Dazwischen, Unbestimmte - oder jedenfalls im Unbestimmten Belassene - aber setzen sich Poststrukturalisten ein, votieren für das ‚Andere‘ und gleichermassen für Differenz:

«Der Poststrukturalismus ist vor allem die Kritik an einer phantastischen Metaphysik: der Metaphysik der wissenschaftlichen Weltauffassung des Strukturalismus, die davon ausgeht, dass die starren Strukturen der Sprache zugleich die des Geistes und der Materie sind, kurz: die absolute Ordnung. [...] Der metaphysische Anspruch des restlos dechiffrierbaren Sinns aller kulturellen Phänomene wird dadurch erkaufte, so der Vorwurf, dass es immer ein ‚Anderes‘ gebe, das ausgeschlossen werden müsse, um die Totalität der Erklärung aufrecht erhalten zu können. An die Kritik am Ausschluss des methodisch inkompatiblen ‚Anderen‘ schliesst der Poststrukturalismus sein Plädoyer für die Differenz an – ein Plädoyer, das nun als Stellungnahme für das Offene und Unkontrollierbare des Spiels zugleich zur Parteinahme für das *konkrete*, je ausgeschlossene Andere wird; sei dies wahlweise der ‚Nicht-Sinn‘, das ‚Parasitäre‘, der ‚Delinquent‘ oder der ‚Wahnsinn‘.»⁴⁷¹

Damit wird die klar strukturierte Welt der Vertreter der modernen Architektur im Sinne etwa Le Corbusiers der 1920er-Jahre ‚dekonstruiert‘ und verliert ihre zuvor meist unangefochtene Vormachtstellung und Dominanz. Wobei hier festzuhalten ist, dass diese Phase der Dekonstruktion die Errungenschaften der Moderne nicht grundsätzlich angegriffen hat, vielmehr ging und geht es ihren Vertretern und Vertreterinnen darum, das zuvor ‚erkaltete‘ Feld zu öffnen, zuvor verschlossene Grenzen zu überschreiten und letztlich den Diskurs insgesamt zu erweitern – und zu bereichern.

«Das Wort *Dekonstruktion*, das er [Jacques Derrida] in die philosophische und philologische Diskussion eingeführt hat, geht auf Heideggers ‚Dekonstruktion der Geschichte der Ontologie‘ zurück. Diese Dekonstruktion will nicht Zerstörung sein, sondern Zerlegung und kritische Würdigung. [...] Auch Derrida fasst seine Dekonstruktion nicht als Zerstörung auf, sondern als Grenzüberschreitung, Aufdeckung von Widersprüchen und Zerlegung.»⁴⁷²

Die Suche nach dem ‚Anderem‘ und nach Differenz bedeutet gleichzeitig, dass Menschen, die in der Hochblüte der auf Fortschritt fokussierten Moderne als – minderwertige – Minderheit wahrgenommen wurden, wieder verstärkt ans öffentliche Licht treten und ihre Rolle oder Stellung in der Gesellschaft neu verhandeln wollen: Vertreter der so genannt Dritten Welt, generell Nicht-Weisse – Frauen, insbesondere jene des Westens.

Wie in Teil II ausgeführt, entsprach – und entspricht noch stets – weiblich Konnotiertes in der Regel dem unterlegenen Part einer Dichotomie. So sinnierte Jean-François Lyotard in *Das Patchwork der Minderheiten*:

«Er weiss [der Philosoph], man müsste aufhören zu philosophieren, damit die vermeintliche Frage nach dem Gegensatz männlich/weiblich, und ohne Zweifel dieser Gegensatz selbst, verschwänden; denn dieser existiert als Gegensatz nur aufgrund der philosophischen (und politischen) Methode, d.h. infolge des männlichen Denkens. [...] Angesichts dieser Aporien ist man versucht, die Feder dem zu reichen, was einem fragenden erwachsenden Mann am weitesten

entgegengesetzt ist – einem kleinen Mädchen. Aber man wendet ein, dass kleine Mädchen nicht schreiben, dass sie wie die Wilden seien. Und dann sind sie, wie die Wilden auch, zweifellos nur eine Schöpfung ihres vermeintlichen Gegenteils, der ersten Männlichkeit, die im Grunde auch ihr Richter ist: eine Schöpfung der Eifersucht, die der Mann gegenüber dem empfindet, was er nicht sein darf.»⁴⁷³

Die Frau als Spiegel dessen, was der hegemoniale Mann *nicht sein darf*. Nach einer ersten Phase der Frauenemanzipation im frühen 20. Jahrhundert setzt damit eine neuerliche, bis heute zentrale ein, denn, nochmals in den Worten Lyotards:

«Da die Frauen – wie Eubulides und wie die Wirklichkeiten – lügnerisch sind, entdecken sie, was die Herrschaft (der Männer) fortwährend verschwiegen hat und die grösste Revolution des Abendlandes sein wird: dass es keinen Signifikanten gibt; oder dass die Klasse aller Klassen selbst nur eine Klasse ist; oder dass wir Abendländer unsere ganze Raum-Zeit und unsere ganze Logik auf der Basis von Nichtzentralität, Nichtfinalität und Nichtwahrheit neu machen müssen. In einer Abstimmung haben die Vereinten Nationen den Zionismus als Rassismus verurteilt – zum grossen Entsetzen der Abendländer, die plötzlich in der Minderheit waren. Eines Tages wird die UNO die Vorherrschaft, die man dem theoretischen Diskurs einräumte, als männlichen Sexismus verurteilen, zum grossen Entsetzen von ... uns allen.»⁴⁷⁴

2. AUS DER PERSPEKTIVE DER FRAUEN UND DES BAUENS

2.1. Rehabilitieren von weiblich Konnotiertem

Eine wesentliche Rolle von Frauen des Bürgertums seit der Aufklärung ist – wie in Teil II dieser Arbeit ausführlich nachskizziert – jene der ‚Anderen‘ – und damit eines Spiegels der Vertreter der dominanten Gruppe hegemonialer Männlichkeit. Eine zentrale Frage nun aber lautet, die im Zuge der Frauenbewegungen der 1960er- und insbesondere 1970er-Jahre aufgeworfen wurde, ob – und allenfalls wie – es innerhalb des Poststrukturalismus möglich sei, ein vom hegemonialen Männlichkeits-Subjekt unabhängiges, aus dem eigenen ‚Wesen‘ generiertes Frausein zu leben?

«Feministische Kritik am Poststrukturalismus [einerseits] bezieht sich zumeist auf die Rolle des Subjekts, darauf, dass die Frau im Patriarchat nie einen eigenen Seinsstatus erlangt hat und deshalb Subjekt werden müsse, um sich artikulieren zu können, selbstbewusst zu werden, usw., weswegen die poststrukturalistische Subjekt-Kritik die Befreiungsmöglichkeiten der Frauen verhindere. [...] Anstatt Frauenpolitik zu verhindern, eröffnet [andererseits] der Poststrukturalismus für viele Feministinnen Möglichkeiten nicht herrschender Formen der Politik. [...] Für diese Feministinnen würde frau sich im Zuge einer Betonung des Subjekts in die Hände der herrschenden Politprozeduren begeben.»⁴⁷⁵

So meint die amerikanische Komparatistin und Philosophin Judith Butler, prominente Vertreterin letzterer Haltung:

«Das feministische Subjekt erweist sich als genau durch dasjenige politische System diskursiv konstituiert, das seine Emanzipation ermöglichen soll. Dies wird dann zum politischen System, wenn gezeigt werden kann, dass dieses System die geschlechtlich bestimmten Subjekte (*gendered subjects*) entlang einer differentiellen Herrschaftsachse hervorbringt oder von vornherein als männlich definierte Subjekte produziert. In beiden Fällen ist der unkritische Appell an ein solches System zum Zwecke der ‚Frauen‘emanzipation offensichtlich widersprüchlich und insinnig.»⁴⁷⁶

Nun ist selbstverständlich grundsätzlich festzuhalten, dass Frau nicht gleich Frau ist, wie Mann nie gleich Mann ist – oder Mensch nicht gleich Mensch. Um nochmals Butler zu zitieren:

«Eine Frau zu ‚sein‘, ist sicherlich nicht alles, was man ist. Diese Bestimmung kann nicht erschöpfend sein, und zwar nicht, weil eine ihrer geschlechtlichen Bestimmtheit vorangehende Person (*pregendered person*) das spezifische Beiwerk ihrer Geschlechtsidentität übersteigt, sondern weil die Geschlechtsidentität in den verschiedenen geschichtlichen Kontexten nicht immer übereinstimmend und einheitlich gebildet worden ist und sich mit den rassistischen, ethnischen, sexuellen, regionalen und klassenspezifischen Modalitäten diskursiv konstituierender Identitäten überschneidet. Folglich lässt sich die ‚Geschlechtsidentität‘ nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen, in denen sie ständig hervorgebracht und aufrechterhalten wird.»⁴⁷⁷

Das Überlagern der Vektoren Geschlecht, Ethnie, Klasse, um nur die wichtigsten zu nennen, wird auch mit Intersektionalität bezeichnet. Die Dominanz der von Connell als hegemoniale Männlichkeit markierten Gruppe von Menschen wird ja nur parziell durch das männliche Geschlecht charakterisiert, weitere wichtige Kennzeichen sind ihre weiße Hautfarbe und ihre Wahrnehmung als Heterosexuelle.

Gleichzeitig muss angemerkt werden, dass es Vertreterinnen weiblichen Geschlechts gibt, die heute, von ihrer dominanten Verortung in der Gesellschaft her betrachtet, letztlich als Angehörige jener Gruppe hegemonialer Männlichkeit auszumachen sind. So hat Sabine Hark von der Technischen Universität Berlin an der im November 2009 in Dortmund stattfindenden Tagung *Drinnen – Draussen*⁴⁷⁸ in ihrem Vortrag *Von Emma zu Alpha? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute* treffend analysiert, dass inzwischen eine Gruppe weißer, heterosexueller, meist jüngerer Frauen auszumachen ist, deren Vertreterinnen sich fraglos als Subjekte wahrnehmen, sich gleichzeitig aber – mehr oder weniger pointiert – von Feminismus als (politische) Bewegung distanzieren.

Anders formuliert, erleben sich diese Frauen keineswegs als wie auch immer ‚Unterdrückte‘, sondern als Teil heutiger gesellschaftlicher Macht. Während die Psychologin Christina Thürmer-Rohr bezüglich der

Frauen – des Bürgertums im 20. Jahrhundert – von Mittäterschaft spricht, ist jene Gruppe zeitgenössischer Frauen wohl eher gänzlich als eine von Täterinnen zu verstehen; Mittäterschaft aber heisst:

«Immer geht es um die Frage nach der *Funktion* des Handelns der Frau. Um dieser Frage nachgehen zu können, muss damit mehr anvisiert werden als das handelnde Subjekt und die Handlung selbst. Immer geht es um die Handlung in ihrem *gesellschaftlichen Funktionszusammenhang*, d.h. um ihre Wirkungsweise im patriarchal-modernen Normen- und Handlungssystem. Erst wenn sie in diesem vorgeführt wird, kann sie mit Hilfe von Fragen wie: Wem nützt sie, wem dient sie, wofür ist sie unentbehrlich etc.? als Mittäterschaft erkennbar werden. Erst als Teil einer patriarchalen Praxis, die zu kritisieren, zu verweigern, zu verwerfen wir uns anmassen können, kann das Mit in seinen für das Funktionieren des Ganzen willkommenen Auswirkungen sichtbar werden.»⁴⁷⁹

Um nunmehr auf das Anliegen der hier präsentierten Arbeit zurückzukommen, wurde die Relation oder der Zusammenhang von männlicher Hegemonialität und Normierung aufgerollt. Eine Kernaussage lautet sicherlich, dass eine zahlenmässige Minderheit der Gesellschaft sich das ‚Recht‘ bezüglich der Definitionsmacht eines idealen oder ‚normativen Nutzers‘ – in Architektur und Städtebau – herausnimmt.

Dabei spielt das biologisch festgestellte Geschlecht letztlich eine geringe Rolle, denn – wie oben kurz angedeutet – können auch Frauen ‚männlich hegemonial‘ auftreten. Vielmehr geht es um *hegemonial verortete, patriarchale Denkmuster* – die im Grundsatz entlang dichotomer Achsen verlaufen. Der dieser Untersuchung zugrunde liegende Ansatz versucht letztlich einen Beitrag daran zu leisten, das im Zuge der beschriebenen Normierungen Verdrängte, das in dichotomen Skalen grundsätzlich weiblich konnotiert ist, zu rehabilitieren.

Nehmen wir das Beispiel der Irrationalität, mit der Franz Füg die Architektur Alvar Aaltos, damit die eines Mannes, beschreibt – im Gegensatz zur Rationalität der Bauten Ludwig Mies van der Rohes.⁴⁸⁰ Gemäss gültiger dichotomer Skalen wird Rationalität mit Verstand gleichgesetzt, Irrationalität mit Gefühl. Demgegenüber schlägt die Philosophin Carola Meier-Seethaler vielmehr vor:

«Die Grenzen zwischen Rationalität und Irrationalität verlaufen [...] zwischen bewusstem Denken, Fühlen und Handeln auf der einen Seite und unreflektiert übernommenen Meinungen und ins Unbewusste verdrängten Motiven auf der anderen. Die eigentliche Selbstentzweiung der Vernunft besteht darin, dass zum Schweigen gebrachte Triebe, Wünsche, Gefühle und Gedanken unerkannt in unsere theoretischen Überlegungen und in unsere praktischen Handlungen einfliessen.»⁴⁸¹

Meier-Seethaler umschreibt das Rationale auch als transparent.⁴⁸²

Triebe, Wünsche, Gefühle aber gehören gemeinhin nicht etwas

Durchsichtigem an, vielmehr dem Versteckten, zuweilen Unklaren – dennoch prägen sie unser Verhalten und das unserer Mitmenschen. Eine gewisse Dosis ‚Irrationalität‘ gehört letztlich wohl genauso zu unserem Alltag wie Rationalität – würden wir erstere nicht derart abwerten, wäre der Umgang mit ihr sicherlich spannungsfreier, lustvoller – und realitätsnäher.

Entsprechend entspricht Weiblichkeit jenem ‚Anderen‘, das der (hegemoniale) Mann nicht sein darf⁴⁸³, wie Lyotard sich ausdrückte. In diesem Sinne gilt es, das Andere, auch und insbesondere das Weibliche, sichtbar zu machen und damit gewissermaßen zu rehabilitieren – als Qualität, als mögliche Spezifikation, als eine Erscheinungsform des Lebens, seiner Phänomene und Erzeugnisse.

Gerade in der Architektur und im Städtebau des 20. Jahrhunderts wurde weiblich Konnotiertes – bewusst oder unbewusst – verdrängt, wie das Beispiel Josef Franks gezeigt hat, dessen Innenausstattung des Hauses, das er an der Werkbundsiedlung 1927 in Stuttgart Weissenhof gebaut hatte, in die Nähe eines Bordells gerückt wurde.⁴⁸⁴ Generell verschwand Textiles im Zuge des Neuen Bauens der Zwischenkriegszeit zusehends aus der Architektur, mit der offiziellen Begründung, kaum oder jedenfalls schwierig waschbar – etwa bei Polstermöbeln – und damit unhygienisch zu sein.

2.2. Behaglichkeit, menschliche Dichte und Phantasie

Nunmehr sollen einige Aspekte wiederholt werden, die in Architektur und Städtebau als unterdrückte oder verdrängte Qualitäten benannt werden – primär von Vertretern der untersuchten Periode 1874 bis 1965. In der Zeit um 1900 wird rückblickend festgehalten – und beklagt, dass das Leben an wie auch immer gearteten ‚Ganzheiten‘ verliere, dass also Zusammenhänge oder zuvor Zusammengehöriges auseinandergerissen werde.⁴⁸⁵

Auf abstrakter Ebene rangieren beispielsweise Gefühle als Möglichkeit eines fehlenden Teils einer Ganzheit – im Bereich des Bauens mitunter konkretisiert als Geborgenheit oder Behaglichkeit. 1926 etwa lässt Peter Meyer eine Leserin über den fehlenden, jedenfalls reduzierten ‚Gefühlsanteil‘ des Neuen Bauens sprechen:

«Das Herz ist uns noch voll von der Kunst und dem Schönheitssinne einer früheren Generation, erst der Kopf stellt sich in das helle, scharfe Licht der heutigen Notwendigkeit.»⁴⁸⁶

Im *Heimatschutz* von 1929 ist aus der Feder Albert Baur's zu lesen:

«Was die Behaglichkeit der alten Häuser ausmacht, wird verpöthet; das Wort Behaglichkeit wird in den Schriften der Ganzmodernen in der Regel mit dem Beiwort muffig geschmückt.»⁴⁸⁷

Der Franzose Henri Sauvage äussert sich 1932 zum Neuen Bauen so:

«Das reine Vernunftprodukt ist für das menschliche Bedürfnis immer unzulänglich, blutleer, erst durch Mitarbeit des Gefühls erhält es Leben, Wärme, Ausdruck, kurz Menschlichkeit.»⁴⁸⁸

Nach dem Krieg skizziert Architekt Theo Schmid⁴⁸⁹ 1947 die Grenzen des Neuen Bauens derart:

«Wer die Möglichkeit hat, ein nach aussen vollständig umgestülptes Haus zu bewohnen, kann die Folgen solcher Einseitigkeit und Übertreibungen am eigenen Leibe leicht erfahren. Dann wird man gewahr, dass einem das ewige Zwiegespräch mit der Aussenwelt, einem immer gleichbleibenden splendiden und anspruchsvollen Alpen- und Seepanorama in gewissen Wetterlagen und Seelenstimmungen geradezu furchtbar auf die Nerven geben kann.»⁴⁹⁰

Etwas konkretere oder handfestere Beispiele verlustig gegangener Ganzheiten sind jene städtebaulichen Ensembles, die durch Schienen oder Strassen in voneinander getrennte ‚Inseln‘ separiert wurden. So meint ein Herr Hocheder 1906 in der *SBZ*,

«auch eine behagliche Wohnlichkeit unter freiem Himmel zu erzielen, ohne die Verkehrsrücksichten dabei zu vergessen [so sei die ‚alte‘ Baukunst gewesen]. Diese Verkehrsrücksichten würden in der heutigen Städtebaukunst noch zu einseitig in den Vordergrund gestellt und bildeten somit die Ursache jener Einförmigkeit aller neuen Städtebilder.»⁴⁹¹

Noch 1961 bezieht Hans Marti folgendermassen Stellung:

«Machen Sie diesen Blödsinn nicht! – Mit diesem Satz beantwortete ein deutscher Planer meine Frage, was er vom schweizerischen Entschluss halte, die Städte mit Autobahnen und Expressstrassen zu teilen. Unglaublich, meinte er, sei es, die schon überlasteten Städte mit Verkehr vollzupumpen.»⁴⁹²

Als späterem Stadtplaner Zürichs war es Marti untersagt, sich weiterhin öffentlich kritisch zu äussern, deswegen spart das Ende 2008 erschienene Buch *Hans Marti, Pionier der Raumplanung* das Kapitel Zürich aus.⁴⁹³ Ebenfalls zum gegnerischen Lager gehört die in den 1960er- und 1970er-Jahren aktive ZAS, die Zürcher Arbeitsgruppe Städtebau. Während also offizielle Institutionen dabei waren, das Credo des funktionalen, damit trennenden, Städtebaus Schritt für Schritt umzusetzen, melden sich – längst – erste Kritiker zu Wort.

1961 weist die einflussreiche amerikanische Soziologin Jane Jacobs in *The Death and Life of Great American Cities* darauf hin, dass durch die

Trennung von Wohnen und Arbeiten gewisse Formen des Alltagslebens aus den Städten genommen werden. 1964 folgt im deutschsprachigen Raum Alexander Mitscherlichs *Die Unwirtlichkeit unserer Städte, Anstiftung zum Unfrieden*, eine Kritik erneut aus dem Umfeld der Soziologie.

Bereits 1956 hat Kunsthistoriker Sigfried Giedion ein Büchlein veröffentlicht, das den damals eher seltsam anmutenden Titel *Architektur und Gemeinschaft* trägt – wohlverstanden derselbe Giedion, der als CIAM-Generalsekretär die Thesen einer nach Funktionen getrennten Stadtplanung über Jahre propagiert hat. Nunmehr aber beschreibt er in fast poetischer Weise einen Festbesuch in Zürich:

«Die Strassen des Stadtzentrums waren zwei Tage lang für den gesamten Verkehr gesperrt; über die Trambahngeleise waren Bankreihen gestellt [...]. Zeitweise goss es in Strömen, doch das Volk liess sich durch den Regen nicht von den Strassen vertreiben und tanzte unbeirrt unter ausgespannten Schirmen über den Asphalt. [...] Diese Spontaneität, mit der dies alles geschah, war für alle ein unerwartetes Erlebnis.»⁴⁹⁴

Giedions Loblied datiert aus der Zeit, als viele CIAM-Mitglieder realisierten, dass die Charta von Athen von 1933 unzulänglich war. CIAM VIII von 1951 im englischen Hoddesdon steht denn auch unter dem Motto *Core of the City*. CIAM erkannte, dass zu einem *menschlich* – nicht nur organisatorisch-technizistisch – funktionierenden Stadtleben Dichte gehört, insbesondere menschliche, ‚leibliche‘ Dichte. Die gedrängten Massen am Zürcher Sommerfest sollten Giedion fünf Jahre nach Hoddesdon eine Lebendigkeit spüren lassen, die er in vielen, theoretisch vorbildlichen Städten modernistischer Prägung wohl nicht hatte finden können.

Exemplarisch ist eine weitere Publikation zu erwähnen, die als Markstein der Kritik modernen Städtebaus in die Architekturgeschichte eingegangen ist: Aldo Rossis *L'architettura della città* von 1966. Entgegen dem Ansatz der Moderne, aus einer Art Tabula-rasa-Situation heraus eine Stadt gänzlich neu zu denken, deklariert Rossi die vorgefundene Bausubstanz nunmehr zu Teilen ihres Baukasten und ruft dazu auf, mit und an diesen Architekturen weiterzubauen.

Unter Ingenieuren vermehren sich technikkritische Stimmen nach dem Zweiten Weltkrieg. Interessant ist etwa die Position Adolf Ostertags gegenüber den Flutungsprojekten in den Alpentälern zur Energiegewinnung, die sich nach 1950 häufen. Als SBZ-Redaktor hat er

sich über Jahre differenziert zum Thema geäußert, ringend um eine ‚gültige‘ Position zwischen einerseits der eigenen beruflichen Herkunft als Kulturingenieur und andererseits als bekennender Christ, das Leid der vertriebenen Bevölkerung sehend.

Generell häuft sich das Thema ‚Glaube‘ in jener Zeit. Ostertag wie Jegher, die letzten privaten SBZ-Herausgeber, bekennen sich offen zum Christentum. Ostertag beschäftigt beispielsweise das Verhältnis Mensch - Technik; exemplarisch seien seine ‚Osterbetrachtungen‘ wiederholt:

«So wird die Technik statt Helferin Verführerin. [...] Die Spezialisierung des Menschen ist eine zwangsläufige Folge einerseits der fortschreitenden Steigerung unserer Ansprüche, der Verkomplizierung unseres Lebens, sowie andererseits des Strebens der Produzenten nach höchster Leistung bei geringsten Aufwand. [...] Der Mensch wird einseitig, er zieht sich immer mehr in sein enges Fachgebiet zurück; auf anderen Gebieten findet er sich nicht mehr zurecht; für andere Menschen fehlen ihm Verständnis und innere Beziehung; er vereinsamt, wird unselbständig, hilflos, innerlich leer.»⁴⁹⁵

Während also nach der Aufklärung der Lauf des Weltgeschehens nicht länger ‚Gott‘ angelastet werden konnte, wurde die Frage nach der Verantwortung technischen Tuns nach 1945 virulent. Ostertag schreibt 1958, man hätte sich verführen lassen, an

«das Nur-Vernünftige als an ein Letztes zu glauben und in diesem frostig-männlichen Glauben alles Mütterlich-Warme, Tragende und Nährende aus unserem Pflege- und Verantwortungsbewusstsein auszusondern»⁴⁹⁶.

Die Psychologin Teresa Brennan verortet diese Aussonderung oder Abgrenzung historisch, wenn sie sagt:

«Wir sind eher geneigt, uns als abgegrenzt zu begreifen und in Subjekt-Objekt-Begrifflichkeiten zu denken, als wir es vor der Moderne waren. [...] Die Idee vom in sich geschlossenen Subjekt ist historisch und kulturell eine spezifisch westliche.»⁴⁹⁷

Abschliessend möchte ich auf Wolfgang Paulis Text zurückkommen. Just jene viel beschriebene Dichotomisierung abendländischer Kultur ist es, die ihn beschäftigt:

«Ich glaube, dass es das Schicksal den Abendlandes ist, diese beiden Grundhaltungen, die kritisch rationale, verstehen wollende auf der einen Seite und die mystisch irrationale, das erlösende Einheitserlebnis suchende auf der anderen Seite immer wieder in Verbindung miteinander zu bringen. In der Seele des Menschen werden immer beide Haltungen wohnen und die eine wird stets die andere als Keim ihres Gegenteils schon in sich tragen. Dadurch entsteht eine Art dialektischer Prozess, vom dem wir nicht wissen, wohin er uns führt. Ich glaube, als Abendländer müssen wir uns diesem Prozess anvertrauen und das Gegensatzpaar als komplementär anerkennen; wir können und wollen das die Welt beobachtende Ichbewusstsein nicht gänzlich opfern, wir können aber das Einheitserlebnis als eine Art Grenzfall oder idealen Grenzbegriff auch intellektuell akzeptieren. Indem wir die Spannung der Gegensätze bestehen lassen, müssen wir auch anerkennen, dass wir auf jedem Erkenntnis- oder Erlösungsweg von Faktoren abhängen, die ausserhalb unserer Kontrolle sind und die die religiöse Sprache stets als Gnade bezeichnet hat.»⁴⁹⁸

Ohne eine Lösung propagieren zu können oder wollen, skizziert Pauli, langjähriger Freund C.G. Jungs, folgende Möglichkeit einer Annäherung: «Langsam entstehen zur äusseren Lage kompensatorisch innere Bilder, Phantasien oder Ideen, welche eine Annäherung der Pole der Gegensatzpaare als möglich zeigen.»⁴⁹⁹

Das Entstehen von Bildern kann als Wachstumsprozess gelesen werden: als etwas einer Bewegung und einem Zeitfluss Unterworfenen. Im Gegensatz zu ‚ahistorischen‘, ‚kalten‘ Strukturen ist das Sich-Bewegen damit in der Tendenz ‚warm‘. Bewegung aber schafft Veränderung, Variabilität, Differenz.

3. GLEICHWERTIGKEIT IN DER DIFFERENZ

3.1. Wohlbefinden als ein Leitmotiv?

Nach der Rekonstruktion eines ‚normativen Nutzers‘, die inhaltlich sinngemäss und letztendlich die Dekonstruktion von dessen Begrenztheit oder Starrheit will, soll abschliessend kurz auf Möglichkeiten neuer ‚Konstruktionen‘ verwiesen werden. *Shifting Views*⁵⁰⁰, Publikation zu einem Architekturkongress über Australien und Neuseeland 2008, kann symbolisch die Stossrichtung möglicher Ansätze skizzieren. *Shifting Views* plädiert nun nicht für eine Art Revolution, sondern für das Nebeneinander von Etabliertem und dazu wie auch immer Differentem. So heisst es in der Einleitung:

«Australian art as antipodean cultural history can be simultaneously different from – and also fundamentally a part of – other established sources and centres.»⁵⁰¹

Als hinsichtlich ihrer Wurzeln ursprünglich europäische Auswanderer kennen Australier wie Neuseeländer das Gefühl des ‚Danebenstehens‘, der ‚Abnorm‘ aus eigener Erfahrung. Das Zentrum ihrer Kultur liegt weit weg, sie selbst sind *down under*, ein Ausdruck der Hegemonie des Nordens. Gleichzeitig sind sie Einwanderer in Ländern, wo vor ihnen Menschen lebten: Aborigines und Maori. Diese wiederum wurden durch die Einwanderer an die Ränder der Territorien wie des gesellschaftlichen Lebens gedrängt. Die Spannung zwischen der Differenz zum ‚Zentrum‘ Europa und der gleichzeitigen Hegemonie gegenüber den Ureinwohnern ist *down under* alltäglich.

Am Anfang der hier vorliegenden Arbeit stand ein gewisses Unwohlsein. Ein Unwohlsein angesichts der Tatsache, dass die Kluft zwischen den Anhängern einer Architektur im Geiste von Neuem Bauen und *International Style* - die sich im Fachdiskurs des 20. Jahrhunderts als hegemonial durchgesetzt hat - sowie ihren Gegnern oder Skeptikern zu Beginn des 21. Jahrhunderts weiterhin markant ist.

Es ist dies zugleich im Grundsatz eine Kluft zwischen Produzenten von Bauten, Fachleuten oder *Insidern*, und ihren Rezipienten, den *Outsidern* oder Laien. Obwohl sich über Ästhetik stets debattieren lässt, gründet das Unwohlsein vieler Leute dieser Architektur gegenüber tiefer. Wie kommt es, dass, wer die Klarheit eines der US-Stahl-Glas-Hochhäuser Mies van der Rohes schätzen will, diese ‚studiert‘ haben muss? Warum ist der Zugang auf ‚naiv-emotionaler‘ Ebene so viel schwieriger?

Führt man sich nun - als ‚naheliegende‘ exemplarische Nennung - jene dreiseitig vollverglasten Terrassenwohnungen mit Seeblick vor Augen, wie sie die Zürcher Goldküste zahlreich säumen - die ihrerseits als Manifeste modernen Bauens bezeichnet werden können -, so wird ihren Bewohnern und Bewohnerinnen infolge der freien Einsicht auf die ‚Bühne ihrer privaten Wohnung‘ der Rückzug in geschützte Zonen erschwert. Die folgende Anekdote soll diesen fehlenden Schutz veranschaulichen.

Ein Architekt von verglasten Duplexwohnungen an Hanglagen hat es zu seinem Markenzeichen gemacht - primär aus Baurechts- respektive Ausnutzungsgründen -, im Tiefparterre Wohnräume anzuordnen, die über einen meist bis über Augenhöhe geschlossenen Aussenraum verfügen. Es sei nun präzis dieser introvertierte Hof, der ein Eigentümer nach eigenen Aussagen in der neu bezogenen, ansonsten vollverglasten Wohnung am meisten schätze.⁵⁰² Es ist der Raum, der abends, ohne Ziehen von Vorhängen, von der Strasse her nicht einsehbar ist.

Transparenz als Ausdruck von Rationalität, von Offenheit und Öffentlichkeit. Privatheit im Sinne von Geborgenheit jedoch können transparente Häuser oder Wohnungen nur parziell bieten. Beides aber sind menschliche Bedürfnisse. Es lässt sich in der Konsequenz die Vermutung äussern, dass es im 21. Jahrhundert wieder vermehrt darum gehen wird, in der Architektur auch geschützte Raumzonen anzubieten, im Wohn- wie Arbeitsumfeld -, Zonen, die Rückzug, Konzentration und

Ruhe ermöglichen: offene und geschützte Räume als wohl differente, aber gleichwertige.

3.2. Von Dichotomie zu Netzwerk

Eine weitere Tendenz dürfte sein, dass sich die Grundrisse weiter vom *form follows function* verabschieden und in ihrer Ausrichtung wieder stärker durchmischt oder ‚hybrid‘ angelegt sein werden. Wie bereits in der Einleitung kurz angedeutet, ist es durchaus denkbar – in Anlehnung an den Vorschlag Maihofers⁵⁰³ –, dass Wohlbefinden zu einem Kriterium oder gar Leitmotiv in der Bewertung der Umwelt avancieren könnte, was für die Architektur sinngemäss hiesse: *form follows well being*.

Als typologische Referenz lassen sich hierfür die Blockrandbebauungen von um 1900 anführen, wo sich in der Regel Enfilades von in Grösse und Qualität gleichwertigen, hintereinander geschalteten Räumen finden. Wo geschlafen, gegessen, gespielt, gelesen, fern geschaut wird, ist offen. Es sind die Gewohnheiten der dort lebenden Menschen, die die Nutzung eines Zimmers festlegen. Derlei Räume, die eine *Durchmischung* und (temporäre) *Überlagerung* verschiedenster Funktionen erlauben, können überdies als ein Mittel der Verdichtung und damit gegen die Zersiedelung angesehen werden.

Der Aspekt transparenter Offenheit von Bauten der architektonischen Moderne sowie jener des Ausbreitens ihrer Grundrisse nach Funktionen weisen auf eine Eigenschaft hin, die Albert Pope in seinem Buch *Ladders*⁵⁰⁴ als zentrifugal umschreibt. Zentrifugal heisst, dass die Bewegung eines modernen Gebäudes als Einzelobjekt grundsätzlich aus seinem Kern nach aussen führt: Nutzungen werden ausgebreitet, Glasfassaden suggerieren ein Verschmelzen von Innen und Aussen. Reziprok betrachtet, fehlen in der Tendenz die Schutzfunktion von Architektur und damit das Gefühl des Geborgenseins.

Ebenso hat Pope nachgezeichnet, dass die Verkehrsinfrastrukturen moderner Städte hierarchisch angelegt sind: Während die Stadtzentren durch überregionale Strassennetze verbunden sind, werden die Quartiere je über Lokalstrassen erschlossen, die im Grundsatz in Stich- oder Sackgassen enden. Will man nun von diesen äussersten ‚Zweigen‘ im

Quartierstrassennetz der baumartigen Strukturen in die nächste Stadt, führt der Weg zurück übers intermetropolitane Verkehrsnetz der Zentren. Im Gegensatz zu den zentrifugalen, mit dem Aussenraum verschmelzenden Einzelobjekten ist der Stadtraum insgesamt, als Stadtkörper sinngemäss zentripetal angelegt. Er ‚implodiert‘ insofern, als alle Wege übers Zentrum führen:

«The centripetal grid [...] is a bound figure. Its extent is known and limited. As opposed to the expansive or explosive character of the centrifugal grid, the force of the centripetal grid is contained and implosive. It is a closed, contracted system that introjects the boundaries of the world into the interior of the work ...' The representation of the centripetal grid is not synechdotal. Unlike the centrifugal grid, it does not represent space beyond itself.»⁵⁰⁵

Das Gegenteil des implodierenden modernen Stadtraums also sind offene Netzwerke, *centrifugal grids*. In den Rastern oder Gittern etwa der Städte um 1900 gelangt man als Fussgänger, als Velofahrerin oder Automobilist über variable Wege von Ort ‚A‘ nach Ort ‚B‘: Man fährt beispielsweise zuerst zwei Blöcke geradeaus und dann rechts – oder zuerst rechts und dann zwei geradeaus – oder gar geradeaus, rechts und wieder geradeaus ... Diese Form der Fortbewegung erhöht den Faktor zufälliger Begegnungen von Menschen, das eigene Zur-Arbeit-Gehen, Einkaufen, Zum-Sport-Gehen, Heimkehren, Ins-Kino-Gehen überlagert sich wahrscheinlicher mit dem Weg eines Bekannten als in einem hierarchisch angelegten System, wo generell *ein* Weg an *ein* Ziel führt.

Die sich überlagernden Begegnungen in zentrifugalen Netzen, den *centrifugal grids*, führen nunmehr nicht nur zu menschlichen Verdichtungen, sondern auch zu baulichen – generell zu mehr Masse. Albert Pope meint weiter, moderne Städte bräuchten mehr Masse. Angesichts der mehrfach erwähnten zeitgenössischen Zersiedelung mitteleuropäischer Siedlungsräume ist Verdichtung virulent. Während jedoch bis anhin verdichtetes Bauen primär als Schonung der Landschaft propagiert wird, ist das Phänomen der Masse als Qualität städtischen Lebens noch wenig diskutiert.

Ein weiteres Phänomen, das zentripetalen Stadtsystemen sinngemäss innewohnt, ist jenes, dass das Zentrale oder Globale dem Lokalen als übergeordnet gilt. Hinsichtlich der Dichotomie lokal versus global plädiert die Humangeografin Sallie Marston⁵⁰⁶ für so genannte *Flat Ontologies*, also für ahierarchische, flache Strukturen gesellschaftlicher wie räumlicher Organisationen. Und damit dafür,

lokale Orte – und mit ihnen lokale Ereignisse – als dem Globalen gleichwertig zu betrachten. Zumal, muss hier angefügt werden, finden auch ‚globale‘ Ereignisse stets an konkreten, lokalen Orten statt, etwa das World Economic Forum generell in Davos, so auch im Januar 2010.

Was dem Lokalen effektiv gegenübersteht, ist der virtuelle, physisch *nicht* lokalisierbare Raum. Je wichtiger nun aber virtuelle Räume werden, desto mehr steigt das Bedürfnis nach Authentizität, also nach ‚Greifbarkeit‘ konkret materialisierter, lokaler Orte.

3.3. Gesellschaftsvertrag

Grundsätzlich ist klar, dass wir bei aller berechtigten wie wünschenswerten Differenzen und Eigenheiten allgemeingültige, gesellschaftlich anerkannte Verhaltensmuster des Zusammenlebens zwischen uns Menschen wie zwischen Völkern brauchen. Kodizes, die von allen für gut befunden werden, wie etwa in *The Millennium Development Goals Report 2008*⁵⁰⁷ der United Nations festgehalten. Ein derartiger, grundsätzlich auf den Menschenrechten⁵⁰⁸ aufbauender Gesellschaftsvertrag ist die Basis, um zusammen sprechen, sich austauschen, verhandeln zu können.

Wichtig wird jedoch sein, dass dieser Vertrag nicht von den jeweiligen Zentren der Welt diktiert, sondern zusammen mit den ‚Anderen‘ erarbeitet wird. Die politische Philosophin Seyla Benhabib beschreibt in *Die Rechte der Anderen*⁵⁰⁹ aus dem Jahr 2008 beispielsweise die Notwendigkeit, vor dem Hintergrund des zeitgenössischen Globalisierungsschubes die Dialektik von Inklusion und Exklusion der Nationalstaaten neu zu denken. Sie meint etwa, das Betreten fremder Territorien müsse gewissermassen ‚selbstverständlich‘ zu mit dem lokalen Ort verbundenen Bürgerrechten führen.

«Einer Schätzung der Vereinten Nationen zufolge wird die Zahl der Migranten, sollte die gegenwärtige Entwicklung anhalten, in den nächsten 40 Jahren um 40 Prozent steigen. Dennoch geht die politische Philosophie von der Prämisse aus, dass die ‚Immigration‘ [...] ein Problem der ‚nicht-idealen‘, also einer normativen Begründung entzogenen, politischen Theorie sei. In diesem Buch [*Die Rechte der Anderen*] geht es mir in erster Linie darum, solche Prämissen zu hinterfragen und Ansätze zu einer normativen Theorie der Zugehörigkeitsgerechtigkeit (*just membership*) zu entwickeln.»⁵¹⁰

Das Beispiel zeigt, dass Regelwerke historisch verortet sind. Je nach Machtverhältnissen und Präferenzen der Menschen, je nach sich verändernden wirtschaftlichen, aber auch klimatischen Bedingungen können sich die Schwerpunkte eines jeden Gesellschaftsvertrags wandeln - ja, müssen neu verhandelt werden können! Sich dieser Tatsache bewusst zu sein - anstelle an immer währende ‚Neutralität‘ zu glauben - schützt die Menschenrechte selbst wohl besser als jede noch so präzise ‚endgültige‘ Formulierung.

Was bedeutet dies nun aber für Architektur und Städtebau? Die Pflege von Differenz ist im 21. Jahrhundert technisch wie wirtschaftlich möglich. Die Bauindustrie beispielsweise kann Differenz durch relativ kleine Eingriffe in Programmierung und Produktionsablauf der Computer kostengünstig herstellen.

Differenz befähigt zudem insofern zur Partizipation einer grossen Zahl von Nutzern und Nutzerinnen, als individuelle Bedürfnisse berücksichtigt werden können. Fühlen sich Menschen ernst genommen - sei es als Quartierbewohner oder Wohnungsmieterin -, verhalten sie sich ihrer Umgebung gegenüber verantwortungsbewusster, sie gehen pfleglicher mit den Dingen und dem (öffentlichen) Raum um. Der Stadtextperte Thomas Sieverts meinte kürzlich in einem Vortrag⁵¹¹, schöne Gebäude und ein schönes Umfeld überlebten länger als hässliche Eingriffe, weil sie die Leute besser achten und plegen würden.

Ebenso jedoch sind die von Benhabib angesprochenen Aspekte der - auch räumlichen - Inklusion und Exklusion Themen, die das Bauen in den kommenden Jahrzehnten massgeblich mitbestimmen werden. Worin also wird sich die Rolle der Fachleute inskünftig erschliessen? Vielleicht entwickelt sie sich zu einem wesentlichen Teil weg vom Experten hin zu einer Art Moderator, einer Moderatorin. Denn während etwa die Architekten des Neuen Bauens glaubten, das Volk belehren und zum Guten erziehen zu müssen, verhandeln heute Fachleute zusehends zwischen verschiedenen Interessen, wobei die eigene Ausbildung und Erfahrung den Handlungsspielraum öffnen und festigen.

Gerade jüngere Beispiele etwa von Slum-Optimierungen zeigen - wohin Menschen in der Regel über Migration vom Land in die Stadt gelangen -, dass Verbesserungen nur über die Zusammenarbeit von Fachleuten mit der

Bewohnerschaft erzielt werden können - exemplarisch erwähnt sei das Integrationsprojekt *Upgrading San Rafael-Unido*⁵¹² in Caracas. Wichtig ist, dass die Fachperson nicht *über* den Laien steht, sondern dass erstere und letztere *differente*, aber kooperierende, in ihrer Bedeutung gleichwertige Partner sind.

FAZIT

Zum Schluss soll rückblickend nochmals die Frage aufgerollt werden, wie es zu Normierungen respektive zu gesellschaftlich relevanten normativen Setzungen kommt. Dabei werden zu Beginn kurz zwei totalitäre Systeme skizziert, wo entsprechend ein Macht habender Entscheidungsträger sozusagen allein darüber befugen kann, was wie gemacht wird. Im folgenden Abschnitt sollen normative Setzungen in demokratischen Gesellschaften sinngemäss beschrieben werden, schliesslich basiert das in der vorliegenden Arbeit untersuchte Quellenmaterial auf Fachzeitschriften aus der Deutschschweiz.

Abschliessend geht es um einen nunmehr erwarteten, sicherlich zeitgemässen, notwendigen Paradigmenwechsel. Denn ein Ziel der Zukunft muss heissen, anstelle verengender Normierungen Vielfalt und Differenz zu ermöglichen, wobei die Differenz nicht als Distinktion - etwa im Sinne von Pierre Bourdieu's ,feiner Unterschiede'⁵¹³ - zu verstehen ist, sondern als gleichwertige Optionen, wie Menschen oder Dinge sein oder, im Falle von Lebewesen, handeln können.

Hierarchisch verordnete Norm

Michel Foucault hat in einer Vorlesung von 1978 grundsätzlich zwei Arten des Regierens beschrieben. Zum einen benennt er den Herrscher, der über dem Volk steht und diesem selbst nicht angehört:

«Bei Machiavelli ist das Verhältnis des Fürsten zu seinem Fürstentum durch Singularität, Äusserlichkeit und Transzendenz bestimmt. Machiavellis Fürst erhält sein Fürstentum entweder durch Erbschaft, durch Erwerb oder durch Eroberung; er gehört ihm jedenfalls nicht an, sondern ist ihm äusserlich [...] Es gibt keine grundlegende, wesentliche, natürliche und rechtliche Zugehörigkeit des Fürsten zu seinem Fürstentum. Exteriorität, Transzendenz, das ist das Prinzip. Logische Folge des Prinzips zweifellos: Dieses Verhältnis ist dem Grad seiner Exteriorität entsprechend zerbrechlich und ist unablässig bedroht.»⁵¹⁴

Auf der anderen Seite findet sich jener Regierende, der als Vorbild oder Leiter innerhalb der Gemeinschaft diese auch führt:

«Zum anderen befinden sich [...] Regierungen innerhalb der Gesellschaft selbst oder des Staates. Innerhalb des Staates führt der Familienvater seine Familie, leitet der Superior sein Kloster, usw. Es gibt also zugleich Pluralität der

Regierungsformen und Immanenz der Regierungspraktiken im Verhältnis zum Staat, es gibt Multiplizität und Immanenz des Treibens, die in einem radikalen Gegensatz zur transzendenten Singularität des Fürsten bei Machiavelli stehen.»⁵¹⁵

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es einerseits Adolf Hitler, der als totalitärer Herrscher bestimmte, was zu geschehen hatte – und wie. Schon während dem Zweiten Weltkrieg wurde unter seiner Leitung für die Zeit nach 1945 gearbeitet, konkret ging es mitunter darum, wie das Land und die zerbombten Städte nach den Kriegszerstörungen wieder aufgebaut werden sollten.

Teilweise wurde auch für Landstriche und Gebiete geplant, die (noch) nicht zerstört waren. Denn die Siedlungen und Städte des ‚neuen Deutschland‘ sollten Abbild der Gesellschaft und ihrer Ordnung im Dritten Reich sein, wie Werner Durth und Paul Sigel im Werk *Baukultur*⁵¹⁶ von 2009 nachweisen.

«In strikter Kontrolle gesellschaftlicher Lebensformen durch die NSDAP sollte jetzt die ‚Gestaltung der städtischen Siedlungsmasse‘ durch deren Unterteilung in sogenannte ‚Siedlungszellen‘ eng auf die politische Gliederung der Partei bezogen werden, um deren Block- und Ortsgruppengliederung in den neuen Siedlungsgebilden auch räumlich Ausdruck zu verleihen. Diese jetzt ‚Zellen‘ genannten Wohnbereiche waren mit differenzierter Verkehrserschliessung und Garagenausstattung bis in die Normgrundrisse und die Bauproduktion als relativ selbstständige Siedlungseinheiten geplant.»⁵¹⁷

Bezüglich des Wohnungsbestandes sahen die Aufbaupläne Hitlers – unter der Verantwortung des Architekten Albert Speer – für die Nachkriegszeit 80 Prozent der Einheiten als in ihrer Zimmerzahl und Grösse *identische*, durchwegs normierte Familienwohnungen vor:

«Im Blick auf die künftigen Anforderungen an Wohnraum war allein ‚für das erste Nachkriegsjahr‘ der Neubau von 300'000 Wohnungen vorgesehen, danach sollten jährlich 600'000 Wohnungen mit 80 Prozent Vierraumwohnungen als Norm und je 10 Prozent Fünf- und Dreiraumwohnungen errichtet werden.»⁵¹⁸

Dieses Ziel war nur über weitest mögliche Normierungen sowohl der Grundrisse als auch der Konstruktionen und Materialien der Häuser denkbar, wie dies Durth und Sigel schreiben:

‚In dieser Spielart übertraf in den ersten Kriegsjahren der Glaube der Planer an Technik, Mechanisierbarkeit der Produktion und Vereinheitlichung des Lebens bei weitem noch den der Architekten und Städtebauer der späten Zwanziger Jahre. Kein Wunder, denn ihnen waren ja nun auch wesentlich umfassendere Handhaben zur Verwirklichung der neuen Sozialmaschinerie in die Hand gegeben, und der in diesem Sektor verstärkt auf Technik setzende autoritäre Staat forderte solche Denkweise.‘ [...]

Unter dem Titel *Normung und Rationalisierung* heisst es in Punkt VIII: ‚Eine Verbilligung der Herstellungskosten der Wohnung muss mit allen Mitteln erreicht werden, ohne dass dadurch die architektonische Gestaltung beeinträchtigt wird. Es sind daher für die Wohnungsgrössen Grundrisse zu entwickeln und vorläufig für die Dauer von fünf Jahren für

verbindlich zu erklären. Darüber hinaus sind die Geschosshöhen, die Wandstärken und die Konstruktionen für Dächer, Decken und Treppenhäuser einheitlich festzulegen. Die eingebauten Teile der Versorgungseinrichtungen sowie die Fenster und Türen sind weitestgehend zu normen. Die Arbeiten an der Baustelle sind zu mechanisieren mit dem Ziel, die Handarbeit so weit wie möglich auszuschalten.»⁵¹⁹

Nach 1945 war es dann in Europa mitunter die damalige Deutsche Demokratische Republik DDR, die ihr Bauen stark vereinheitlichte. Die Stadt Hoyerswerda, nördlich von Dresden gelegen, galt als ein exemplarisch (wieder-) aufgebauter Ort. Die Schriftstellerin Brigitte Reimann, 1933 bei Magdeburg geboren, übersiedelte 1960 nach Hoyerswerda. In ihrem Roman *Franziska Linkerhand*⁵²⁰ beschreibt sie das Leben einer jungen Architektin der DDR, die nach ‚Neustadt‘ – sinngemäss Hoyerswerda – zieht, mit vorerst grossen Erwartungen:

«Sie fasste ihn am Ärmel. ‚Hören Sie? Das ist ein Abenteuer, ein Wagnis, von dem die grossen Architekten geträumt haben: eine neue Stadt bauen, ein paar hundert Hektar Land, auf denen man eine städtebauliche Idee verwirklichen kann – und wem hat man je eine solche Chance geboten? Niemeyer mit seinem Brasilia, Corbusier, den Kiruna-Leuten ... Und Schafheutlin mit Neustadt‘, fügte sie hinzu.»⁵²¹

Ein älterer Kollege Linkerhands aber meinte, desillusioniert:

«Wir gründen unsere Städte nicht mehr für Generationen. Trotzdem hatte ich gehofft, eine Stadt zu bauen, die ihre zwei oder drei Generationen nicht bloss behaust – eine Stadt, die ihnen mehr bietet als einen umbauten Raum, in dem man Tisch und Bett aufstellen kann. Und, denken Sie, ich sah mich schon als Rentner durch meine Stadt gehen und sonntags meinen Mokka auf dieser Terrasse trinken oder, noch besser, in einem Trottoir-Café. Kennen Sie Paris? Natürlich nicht. Die jungen Leute kennen nichts von der Welt.»⁵²²

Beide waren totalitäre Regime, das Dritte Reich und die DDR. Entsprechend wohnt der verantwortliche Architekt in Reimanns Roman, genannt Schafheutlin, mit seiner Familie – in Machiavellischer Manier – nicht in einem Plattenbau der neuen Stadt, sondern in Uhlenhorst, einem Ort eine Stunde von Neustadt entfernt:

«Ich kann das Haus nicht aufgeben, wegen der Kinder ... Wir haben einen grossen Garten, und meine Frau hängt an ihrem Garten und an dem Haus ...»⁵²³

Doch ist auch die engagierte, von der neuen Gesellschaft ursprünglich beflügelte junge Architektin hin- und hergerissen in ihrer Beurteilung und Wahrnehmung respektive ihrer Empfindung gegenüber Neustadt:

«Ein paar Tage lang empfand Franziska, wenn sie abends den Block betrat, dass sie nach Hause kam – als habe sich [...] etwas verändert in ihrer Beziehung zu dem Haus, vielleicht sogar zu der Stadt, diesem Labyrinth aus Beton, anonymen Strassen und Wohnsilos für eine geplante und statistisch erfassbare Menge von Bewohnern mit ihren eingepflanzten, kaum erforschten Bedürfnissen, der Stadt, die ihr nicht mehr bedeutete als eine Fotokopie ihres Bebauungsplanes.»⁵²⁴

Dichotomes *Othering* als ‚Hilfestellung‘ von Normierungen

Im Gegensatz zu diesem in Reimanns Roman sinngemäss beschriebenen, generalstabsmässigen Aufbau von Deutschlands Osten mit weitestgehend normierten Scheibenhochhäusern – mit einer grossen Anzahl von Bewohnern und Bewohnerinnen – orientierten sich die Verantwortlichen im Westen nach 1945 primär an räumlich aufgelockerten Modellen des Städtebaus. Sei es, dass die Vorbilder auf Ebenezer Howards Garden Cities fussten oder, konkreter, auf den etwa von Bruno Taut ins Grüne eingebetteten Siedlungen im Berlin der Zwischenkriegszeit oder auf Le Corbusiers Hochhausstädten, grundsätzlich vorgesehen für parkähnliche Umgebungen.⁵²⁵

So stehen beispielsweise die Bauten des wiederaufgebauten Hansaviertels im Westen der nach dem Kriege geteilten Stadt Berlin im Grünen verteilt am Rande des Tiergartens. Die Häuser weisen mit ihren rund zehn bis siebzehn Stockwerken zudem geringere Dichten als die Neubauten des Ostens auf.

Während sich der Osten an eine kompakte, dichte, weitgehend normierte Bauweise hält, verfolgt der Westen ein weniger dichtes, aufgelockertes Städtmodell des suburbanen Wohnens. Nun wurde diese entflechtet aufgelockerte Bauweise jedoch interessanterweise schon zu Speers Zeiten – während des Krieges – angedacht; dannzumal allerdings aus heute primär nicht erwarteten, bislang wenig reflektierten Gründen. So erinnerte sich Rudolf Hillebrecht, seinerzeit Mitarbeiter Speers, 1981 im Rückblick:

«Der Wunsch nach einem Wiederaufbau der zerstörten Stadtstrukturen in historisch überkommener Form sei zwar verständlich gewesen, aber wenn man miterlebt hat, wie Tausende von Menschen auf den Strassen verbrannt und zusammengekrümmt wie kleine Pakete gelegen haben, dann konnte dieses Erlebnis bestimmend sein für die Dimensionierung von Schneisen.»⁵²⁶

Offene Schneisen und folglich eine entflechtet aufgelockerte Bauweise – und damit ein Modell, das gerade *nicht* den engen Blockrandgevierten der Gründerzeit folgt – als städtebauliches Mittel, die Bausubstanz und mit ihr die Bevölkerung durch Entflechtung und Ausdünnung im Falle eines Luftkrieges besser schützen zu können.

Dieses Argument wurde weder in Fachkreisen noch in der breiten Öffentlichkeit offen diskutiert – vielmehr tabuisiert. Dennoch wirkten

die Wiederaufbaudiskussionen von Speers seinerzeitigem Stab in der Nachkriegszeit im Westen nach, waren doch viele jener Mitarbeiter nach 1945 weiterhin in der Planung tätig. Nunmehr aber wurde ein aufgelockerter Städtebau nach funktionalen Kriterien angepriesen.

«Nur durch dieses ‚kommunikative Beschweigen‘ und späteres Tabuisieren personeller und konzeptioneller Kontinuitäten über die sogenannte ‚Stunde Null‘ hinweg war es einigen der massgeblichen Planer aus dem Umfeld Speers möglich, nach 1945 als unangefochtene Experten ihre Netzwerke wiederherzustellen, erfolgreich Zuversicht zu verbreiten und ihre Konzepte allein aus angeblich funktionalen Begründungen abzuleiten.»⁵²⁷

Wie also wurde nach dem Kriege im Westen argumentiert, um die entflechtet aufgelockerten Städte ausserhalb der alten Zentren planen und realisieren zu können?

Während das Motiv eines möglichen Schutzes vor einem allfälligen Luftkrieg – also einer geringeren Opferzahl – eisern beschwiegen wurde, priesen die Planer und Städtebauer das ‚gesunde Wohnen im Grünen‘. Das Credo von ‚Licht, Luft, Sonne‘, das – vor dem Hintergrund der Hygienebewegung – in der Zwischenkriegszeit insbesondere bezüglich eines einzelnen Hauses galt, wurde nun für das Bauen im Allgemeinen beigezogen – und damit für den Städtebau. Damit erhielt insbesondere die Idee des Bauens auf der ‚grünen Wiese‘ eine neue Dringlichkeit und Prägnanz:

«Wahrscheinlich liegt das Schwergewicht kommender Planungen vielfach auf den sich lockernden Randgebieten, da es fraglich erscheint, ob jede zerstörte Altstadt, jedes frühere Zentrum zu neuem Leben und neuer natürlicher Daseinsberechtigung finden wird.»⁵²⁸

Als Referenz diente nicht länger die menschliche Geschichte, folglich auch keine überlieferte Stadt, sondern – sachliche – Natur. Ohne damit Fragen nach Verantwortlichkeiten zu tangieren und allenfalls gar (er-)klären zu müssen, war der nunmehr geltende und entsprechend deklarierte Bezugsrahmen neutral, objektiv und auf schon vor menschlichem Eingreifen Vorgefundenes ausgerichtet.

So ist, als exemplarische Nennung, von Albert H. Steiner, in seiner Funktion Stadtbaumeister der Stadt Zürich von 1943 bis 1957, ein Entwurf einer Idealstadt aus dem Jahre 1948 für rund 10'000 Einwohner bekannt. Steiner visioniert die neue Stadt als dreigliedriges Blatt:

«Den Adern des Blattes, die zum Stiel hin fest, zum Blattrand hin immer feiner werden, entsprechen die in ihrer Bedeutung abgestuften Verkehrswege. Am Stielansatz verbinden sie die auf drei Teilblätter verteilten Wohngebiete von je 3300

Personen mit dem Verwaltungszentrum und der Industriezone. In abstraktere planerische Grundsätze übersetzt, zeigt sich hier die Gliederung in durch Grünzonen abgetrennte, 'in sich geschlossene und teilweise selbstständige Wohneinheiten', die tangential Führung des Verkehrs sowie die räumliche Ausscheidung der Dienstleistungen, öffentlicher Einrichtungen und der Industrie.»⁵²⁹

Wiederum weisen Durth und Sigel nach, dass dieser Paradigmenwechsel sich schon zu Speers Zeiten ankündigte. Unter dem Druck der Kriegseignisse und aufgrund persönlicher Erfahrungen vollzog Speer selbst einen tiefgreifenden Wandel seiner städtebaulichen Vorstellungen⁵³⁰. Ende 1943 liess er in einer an die Gauleiter gerichteten Pressemitteilung verkünden:

«Es geht zunächst allein darum, städtebauliche Grundpläne zu entwerfen, Strassengerippe zu gliedern, die – den tragenden Ästen eines weitverzweigten Baumes entsprechend – das organische Wachstum der Städte sicherstellen und allen ihren Notwendigkeiten, Plänen und der sich etwa ankündigenden oder vorauszusehenden Entwicklung gerecht werden.»⁵³¹

Aufgrund welcher Referenzen und Motive auch immer, der städtebauliche Ansatz des Westens nach 1945 basiert auf einem gegenüber mittelalterlichen Stadtvorstellungen und solchen der Jahrhundertwende um 1900 entflechtet aufgelockerten Stadtmodell, das letztlich wiederum als fragmentiert beschrieben werden kann. Obwohl in demokratischen Systemen wie etwa der damaligen Bundes-Republik Deutschland BRD oder der Schweiz, Herkunftsland des untersuchten Quellenmaterials, keinesfalls verordnet, nimmt dieses nach 1945 dennoch normativen Charakter an.

Rekapituliert man die in Teil II der vorliegenden Arbeit skizzierte Rekonstruktion eines normativen Nutzers, so entspricht das sich im Laufe des 20. Jahrhunderts im Westen durchsetzende, normative Stadtmodell idealerweise jener Bevölkerungsgruppe oder jenen Nutzern, die einer hegemonialen Männlichkeit zuzurechnen sind. Deren Norm generierende Vertreter nach 1945 sind grundsätzlich heterosexuelle erwachsene Männer, die eine Familie zu ernähren haben.

Das entflechtet aufgelockerte Stadtmodell bietet dem arbeitenden Mann also sowohl die Dichte, den Austausch und die Lebendigkeit einer Stadt als auch die Ruhe oder ‚Natürlichkeit‘ eines Landlebens. Während der Mann tagsüber in der Stadt arbeitet, wohin er morgens pendelt und von wo er abends wieder zurück ‚ins Grüne‘ fährt, leben Frau und Kinder

fast ausschliesslich in der suburbanen Siedlung, ohne die täglichen Anregungen oder Abwechslungen einer Stadt.

Die Feministin Elizabeth Wilson - und mit ihr die Stadtsoziologin Susanne Frank - meint, diese Entwicklung sei schon früher eingeleitet worden, und vertritt die These:

«dass die im 19. Jahrhundert entstehende und ausschliesslich von Männern geprägte Disziplin der Stadtplanung auch als Prozess des gezielten Ausschlusses von Frauen, Kindern und anderen störenden Elementen aus der bunten Welt der Stadt zu lesen ist.»⁵³²

Das Ausschliessen von gewissen Segmenten der Bevölkerung deutet seinerseits auf den Prozess des Dichotomisierens hin, der es über das Mittel des *Othering* erst ermöglichte, das ‚Eigentliche‘, dem ‚Anderen‘ überlegene in die Position einer allgemein gültigen, normativen Setzung oder - ungeschriebenen - Norm zu verhelfen. Welches sind nun aber - neben dem Ausschluss gewisser Bevölkerungssegmente - weitere Themen eines *Othering*, um das entflechtet aufgelockerte Stadtmodell zu legitimieren und zu einem breiten Durchbruch zu verhelfen?

Einerseits ist es die Geschichte, wie oben erwähnt. Das Bebauen einer grünen Wiese entspricht sinngemäss wohl dem Akt des Entjungferns, in jedem Fall ist die ‚grüne Wiese‘ unberührt, gewissermassen ‚keusch‘ - und damit frei von wie auch immer gearteten Eingriffen, teils Verfehlungen einer durch den Menschen verantworteten Vergangenheit: Sei es eine mittelalterliche Stadt, eine Stadt der Gründerzeit, oder gar eine in der Vorstellung einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft, wie sie gewisse Utopisten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts propagiert haben, - oder sei es die durch Krieg zerbombte Stadt. Die ‚grüne Wiese‘ ist frei jeglicher historischer Reminiszenz.

Andererseits steht jene Stadt, wie sie der Westen nach 1945 pflegte, gleichzeitig in klarem Gegensatz zum Stadtmodell des damaligen Ostblocks. Nicht Scheibenhochhäuser in den Ortszentren, sondern vereinzelt Punktbauten ausserhalb der Zentren. Nicht rigide Orthogonalität, wie sie jene weitgehend normierten Hochhäuser ausstrahlen, sondern geschwungene, ‚individualisierte‘ Linien, seien es die Stassen jener ‚Blätter‘ eines neuen Stadtquartiers oder in die Landschaft gesetzte ‚organische‘ Bauten. Und schliesslich: Nicht verdichtetes Bauen, sondern ‚verschwenderische‘ Ausbreitung und

Landnahme ausserhalb der bestehenden Kerne – was wohl sinngemäss mit westlichem Luxus assoziiert werden sollte.

Paradigmenwechsel hin zu gleichwertiger Differenz

Dichotome Ausmarchungen hin zu einem stets ‚Besseren‘ repräsentieren sinngemäss lineares Fortschrittsdenken: In der unmittelbaren Gegenüberstellung wird das unterlegene ‚Andere‘ durch das so genannt Überlegene ausgeschaltet, da letztlich nur das Eigentliche, nämlich ‚A‘⁵³³ Gültigkeit hat. Dass dieses das ‚Andere‘ ausmerzende, reduktionistisch lineare Fortschrittsdenken nicht zu einer wirklich besseren Welt führt, zeigt sich heute in vielfältigsten Phänomenen.

So beispielsweise daran, dass in den vergangenen einhundert Jahren übermässig viele Tier- und Pflanzenarten ausgestorben sind – zahlreiche weitere sind bedroht. Doch nicht nur die Lebensgrundlagen der ‚anderen‘ Lebewesen, der Tiere wie Pflanzen, sind bedroht, sondern ebenso jene der Menschheit selbst – durch, als exemplarische Nennungen, Klimaerwärmung und Ressourcenknappheit.

Hinsichtlich dieser Entwicklung meint die indische Bürgerrechtlerin, Umweltaktivistin und Feministin Vandana Shiva:

«Reduktionismus und Macht [gehen] Hand in Hand gehen. Ich verstand, dass man das Ganze zerstören muss, wenn man es beherrschen will. In Wirklichkeit kann man es nicht beherrschen. Wenn man das Ganze versteht, kann man nicht mehr gewalttätig sein dagegen.»⁵³⁴

Paradigmenwechsel sind dringend vonnöten. Diese Erkenntnis ist im Jahre 2010 im Grossenganzen akzeptiert. Uneinigkeiten und Streitigkeiten betreffen die Fragen, *was* gegen diese Entwicklungen zu tun ist – und *wie* und *wie schnell* zu handeln ist?

Anstelle stets auf ein linear finales ‚Bestes‘ hinzusteuern – das angesichts normativierender Wirkung für alle *gleichbleibend* gilt –, haben wir uns heute und inskünftig vermehrt mit Vielfalt und Differenz auseinanderzusetzen.

Denn das Leben, so Hannah Arendt, umfasst beides:

«Das Faktum menschlicher Pluralität, die grundsätzliche Bedingung des Handelns wie des Sprechens, manifestiert sich auf zweierlei Art, als Gleichheit und als Verschiedenheit. Ohne Gleichheit gäbe es keine Verständigung unter Lebenden, kein Verstehen der Toten und kein Planen für eine Welt, die nicht mehr von uns, aber doch immer noch von unsersgleichen

bevölkert sein wird. Ohne Verschiedenheit, das absolute Unterschiedensein jeder Person von jeder anderen, die ist, war oder sein wird, bedürfte es weder der Sprache noch des Handels für eine Verständigung.»⁵³⁵

Eine Alternative zur Orientierung am - quantitativ messbaren - ‚Besten‘, ‚Grössten‘, ‚Höchsten‘, ‚Schnellsten‘ wäre mitunter, wie schon früher erwähnt, das Wohlbefinden der Menschen als Leitmotiv persönlichen wie kollektiven Handelns zu nehmen. Nicht primär Wohlstand, sondern Wohlbefinden als erstrebenswertes - und damit förderungswertes - Ziel. Dabei wäre das Gemeinwohl vor individuelles Wohlergehen zu setzen, um nicht wiederum mächtige Minderheiten hegemonial auftreten zu lassen.

Wohlbefinden als ein Leitmotiv setzt nun aber eine positive Wertung von Differenz voraus. Schliesslich stellt die Welt von Heute keine Einheit dar. Doch schon in der Antike musste für den Gelehrten Aristoteles:

«die Seinswissenschaft eben auch nicht Einheitswissenschaft sein. Überhaupt hat man hier nicht Wünsche zu hegen, sondern Sachstrukturen anzuerkennen. Und diese sind in puncto Sein eben derart, dass sie keine Einheitlichkeit bieten. Das Evidente ist hier die Diversität.»⁵³⁶

Eine Kritik am Euro- und US-Zentrismus kann überdies den ‚Anderen‘ helfen, sich selbst als einen gleichwertigen Teil der Welt des 21. Jahrhunderts wahrnehmen und weiter entwickeln zu können. Die Euro- und mit ihr die US-amerikanische Perspektive müssen als eine der möglichen Perspektiven in der globalen Welt von Heute wahrgenommen werden. Akzeptieren wir Differentes als gleichwertig, sind wir letztlich auch zu einem nachhaltigeren Leben fähig.

In Bezug auf Architektur und Städtebau müssen es sinnvollerweise ebenfalls verschiedene ‚Modelle‘, Visionen oder Ansätze sein, die gleichzeitig Gültigkeit beanspruchen. Wie Susanne Frank weiter ausführt, ‚emanzipieren‘ sich Mitte des 20. Jahrhunderts bald die Vororte - Suburbia - von den (Stadt-) Zentren und werden zusehends zu selbständigen, eigens lebensfähigen Organismen:

«Suburbias Frauen im männerlosen Alltag bestens klarkommen. Gefühle von Einsamkeit und Langeweile, wie sie aus der zweiten Phase der Suburbanisierung bekannt sind, schienen sowohl den familienorientierten ‚Matriarchinnen‘ als auch den weniger häuslichen Bewohnerinnen von Suburbia fremd zu sein. Viele Frauen setzten ihr soziales und politisches Engagement auch nach Verlassen der Stadt fort: In den suburbanen Wohngebieten schossen *Women's Clubs* wie Pilze aus dem Boden. [...] Schon bald überholten die Suburbs die alten Zentren in der Anzahl von Arbeitsplätzen. [...] Diese

Massnahme zielte sehr häufig auch auf die Erschliessung jenes dort räumlich isolierten, bisher unerschlossenen Pools an weiblichen Arbeitskräften.»⁵³⁷

Eine Entwicklung, die die Zersiedelungen des späten 20. Jahrhunderts in unzählige, dicht aneinandergereihte, phänomenologisch mitunter bis zum Verwechseln ähnliche Siedlungsgebiete sicherlich begünstigt hat. Paradigmenwechsel müssen hier an verschiedenen Fronten ansetzen.

Angesichts sowohl der wachsenden Weltbevölkerung als auch der absehbaren Ressourcenknappheiten ist es grundsätzlich notwendig, innerhalb der bestehenden Siedlungsgebiete baulich zu verdichten. Es wird nun aber ebenso notwendig sein, in unterschiedlichen Siedlungsräumen unterschiedliche Dichten anzustreben. Auch müssen jene Landstriche, die als so genannt unökonomisch gelten, weiter gepflegt werden, erlauben sie doch gerade Menschen ein ‚anderes‘ mögliches Leben ausserhalb der Zentren.

Andererseits gilt es, nicht allein für das menschliche Leben ‚funktionierende‘ Räume, sondern vermehrt auch qualitativ hochstehende, ‚atmosphärische‘ lebenswerte Orte zu schaffen.⁵³⁸ Wollen sich die verschiedenen Menschen an ihren jeweiligen Wohn- und Arbeitsorten wohlfühlen, müssen sie sich mit diesen – zumindest ansatzweise – identifizieren können.

Während die hegemonialer Männlichkeit folgenden, sich seit dem späten 19. Jahrhundert schrittweise durchsetzenden, normativen Prägungen vereinheitlichende, also homogenisierende Wirkung auf Bauten und Räume des 20. Jahrhunderts sowie die sie nutzenden Menschen ausgeübt haben, müssen die Orte innerhalb der Siedlungsräume in Zukunft wieder differenzierter ausformuliert und gestaltet werden.

Nur so können die Angehörigen der ‚Anderen‘ Räume und Orte finden, mit denen sie sich identifizieren, an denen sie sich wohlfühlen – und für die sie letztendlich Verantwortung übernehmen können. Oder wie es der deutsche Bundesbauminister Peter Ramsauer bei der Bekanntgabe der Kuratoren für den deutschen Pavillon an der Biennale 2010 in Venedig ausdrückte:

«Zusammenhalt und gesellschaftliches Engagement brauchen die Identifikation der Bürgerinnen und Bürger mit ihrem Lebensumfeld.»⁵³⁹

Anhang

AUSWAHL WEITERFÜHRENDER LITERATUR, INSBESONDERE AN DER SCHNITTSTELLE ZU DEN GESCHLECHTER- UND GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

Diana Agrest, Patricia Conway, Leslie Kanés Weisman (Hg.), *The Sex of Architecture*, New York 1996.

Marc M. Angélil, *Indizien. Zur politischen Ökonomie urbaner Territorien*, Sulgen 2006.

Walter H. G. Armytage, *The Rise of the Technocrats*, London 1965.

– *A Social History of Engineering*, London 1961.

Brigitte Aulenbacher, *Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen*, Wiesbaden 2005.

Elisabeth Badinter, *Die Wiederentdeckung der Gleichheit. Schwache Frauen, gefährliche Männer und andere feministische Irrtümer*, München/Berlin 2004.

Stephanie Barron, Sabine Eckmann, *Kunst und Kalter Krieg, Deutsche Positionen 1945–89*, Köln 2009.

Ruedi Baur, HGB Leipzig/HGKZ, *DAS GESETZ und seine visuellen Folgen. LA LOI et ses conséquences visuelles*, Wettingen 2005.

Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1951 (*Le deuxième sexe*, Paris 1949).

Ulrich Beck, Christoph Lau (Hg.), *Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?*, Frankfurt a. M. 2004.

Inge Beckel, Gisela Vollmer (Hg.), *Terraingewinn. Aspekte zum Schaffen von Schweizer Architektinnen von der Saffa 1928 bis 2003*, Bern/Wettingen 2004.

Dietmar Becker, Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp, Ali Wacker, *Zeitbilder der Technik, Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie*, Bonn 1989.

Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp, *Feministische Theorien*, Hamburg 2001.

Regina Becker-Schmidt, Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: Zum feministischen Umgang mit Dichotomien, in: Gudrun Axeli-Knapp (Hg.), *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 84–125.

Seyla Benhabib, *Die Rechte der Anderen*, Frankfurt a. M. 2008.

Ulrich Böckling, et al. (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a. M. 2000.

Gernot Böhme, *Architektur und Atmosphäre*, München 2006.

– mit Alexandra Manzei (Hg.), *Kritische Theorie der Technik und der Natur*, München 2003.

– *Asthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*, München 2001.

Luc Boltanski, Ève Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003.

- Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a. M. 2005 (*La domination masculine*, Paris 1998).
- Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt a. M. 1979.
- Heike Brabandt, Birgit Locher, Elisabeth Prügl, Normen, Gender und Politikwandel. Internationale Beziehungen aus der Geschlechterperspektive. Eine Einführung, in: *WeltTrends* 36, Potsdam 2002.
- Christina von Braun, Inge Stephan, *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln 2005.
- Teresa Brennan, Ursprungsphantasie und soziale Konstruktion der Natur, in: Scheich 1996, S. 249–275.
- *The Interpretation of the Flesh: Freud and Femininity*, London 1992.
- Hannelore Bublitz, *Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewussten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften*, Frankfurt a. M. 1999.
- (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a. M. 1998.
- Lydia Buchmüller, Barbara Zibell (Hg.), *Weibliche und männliche Aspekte in der Stadtplanung*, Zürich 1993.
- Andrea Dorothea Bührmann, Die Normalisierung der Geschlechter in Geschlechterdispositiven, in: Bublitz 1998, S. 71–94.
- Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.), *Genus. Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Stuttgart 2005.
- Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991 (*Gender Trouble*, New York 1990).
- Georges Canguilhem, *Wissenschaft, Technik, Leben. Beiträge zur historischen Epistemologie*, Berlin 2006.
- Debra Coleman, Elizabeth Danze, Carol Henderson (Hg.), *Architecture and Feminism*, New York 1996.
- Beatriz Colomina (Hg.), *Sexuality & Space*, New York 1992.
- Robert W. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen 1999 (*Masculinities*, Berkeley 1995).
- Kerstin Dörhöfer, *Pionierinnen in der Architektur. Eine Baugeschichte der Moderne*, Tübingen/Berlin 2004.
- mit Ulla Terlinden (Hg.), *Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen*, Basel 1998.
- (Hg.), *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen, feministische Planungsansätze*, Freiburg i. Br. 1990.
- mit Ulla Terlinden (Hg.), *Verbaute Räume. Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, Köln 1987.
- Louise Durning, Richard Wrigley (Hg.), *Gender and Architecture*, Chichester 2000.
- Werner Durth, Paul Sigel, *Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels*, Berlin 2009.
- Smilla Ebeling, Sigrid Schmitz (Hg.), *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006.
- Angelus Eisinger, *Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970*, Zürich 2004.
- Waltraud Ernst, *Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern*, Wien 1999.
- Deborah Fausch, Paulette Singley, Rodolphe El-Khoury, Zvi Efrat (Hg.), *Architecture: In Fashion*, New York 1994.

Sarah Fenstermaker, Candace West, Doing difference revisited. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung, in: Bettina Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 236–249.

Paul K. Feyerabend, *Die Vernichtung der Vielfalt*, Wien 2005.

– *Naturphilosophie*, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Helmut Heit und Eric Oberheim, Frankfurt a. M. 2009.

Ingeborg Flagge (Hg.), *Frauen in der Architektur – bauen Frauen anders?*, Bonn 1987.

Susanne Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Grossstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen 2003.

Frauenlobby Städtebau, *Frau Stadt Angst Raum*, Zürich 1993.

Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1981 (*L'archéologie du savoir*, Paris 1974).

Evelyn Fox Keller, Feminismus, Wissenschaft und Postmoderne, in: Scheich 1996, S. 39–56.

Hanna Gagel, *Den eigenen Augen trauen. Über weibliche und männliche Wahrnehmung in der Kunst*, Giessen 1995.

Hans Gebhardt, Bernd Warneken (Hg.), *Stadt – Land – Frau. Interdisziplinäre Genderforschung in Kulturwissenschaft und Geographie*, Heidelberg 2003.

Annette Geiger, Stefanie Hennecke, Christian Kempf (Hg.), *Spielarten des Organischen in Architektur, Design und Kunst*, Berlin 2005.

Anthony Giddens, *Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert*, Frankfurt a. M. 2001 (*Runaway world*, New York 2000)

Sigfried Giedion, *Architektur und Gemeinschaft. Tagebuch einer Entwicklung*, Hamburg 1956.

– *Space, Time and Architecture, the Growth of a new Tradition*, Cambridge 1946.

Anne-Francoise Gilbert, Fabienne Crettaz de Roten, Elvita Alvarez, *Promotion des femmes dans les formations supérieures techniques et scientifiques*, Lausanne 2003.

Valentine Gill, *Social Geographies. Space and Society*. Harlow 2001.

Erving Goffmann, *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt a. M. 1994.

Dominique Grisard, Jana Häberlein, Anelis Kaiser, Sibylle Saxer, *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung*, Frankfurt a. M. 2007.

David Gugerli, Barbara Oland (Hg.), *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich 2002.

– *Die Technik der Gesellschaft. Abhängigkeit oder Gestaltbarkeit?*, Zürich 2002.

Susanne Gysi, Regula Schneider, Elke Zünd, *Architektur – Emanzipation. Übersicht der Frauenbewegung in Architektur und Planung in der Schweiz*, Zürich 1993.

Donna Haraway, *Modest Witness@ Second Millennium. FemaleMan meets OncoMouse. Feminism and Technoscience*, New York 1997.

– *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*, New York 1991.

Sabine Hark, *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a. M. 2005.

- Karin Hausen, Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363ff.
- Dolores Hayden, *The Power of Place. Urban Landscape as Public History*, Cambridge Mass. 1995.
- Jeff Hearn, *The Gender of Oppression. Men, Masculinity, and the Critique of Marxism*, Brighton 1987.
- Helen Hills (Hg.), *Architecture and the Politics of Gender in early modern Europe*, Aldershot 2003.
- Dorothee Huber, u. a. (Hg.), *Die Architektin Lux Guyer (1894–1955). Das Risiko, sich in der Mitte zu bewegen*, Zürich 1983. Neuauflage & Überarbeitung: Sylvia Claus, Dorothee Huber, Beate Schnitter (Hg.), *Lux Guyer (1894–1955) Architektin*, Zürich 2009.
- Thomas P. Hughes, «Appel aux Industriels», in: Stanislaus von Moos (Hg.), *L'Esprit Nouveau. Le Corbusier und die Industrie 1920–1925*, Zürich/Berlin 1987, S. 26–31.
- Monika Imboden, Franziska Meister, Daniel Kunz (Hg.), *Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2000.
- Catherine Ingraham, *Architecture, Animal, Human, the asymmetrical Condition*, Oxon 2006.
- *Architecture and the Burdens of Linearity*, New haven 1998.
- Jane Jacobs, *The Death and Life of Great American Cities*, New York 1961.
- Heike Kahlert, Barbara Thiessen, Ines Weller (Hg.), *Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen*, Wiesbaden 2005.
- Roger Keil, Diaspora City. Differenz und Alltagsleben in Toronto, in: *disp*, Nr. 161, Heft 2, Zürich 2005, S. 60–70.
- Rolf Keller, *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich 1973.
- Anthony D. King, *Spaces of global Cultures. Architecture, Urbanism, Identity*, London 2004.
- Bernhard Kleeberg, Tilmann Walter, Fabio Crivellari (Hg.), *Urmensch und Wissenschaften. Eine Bestandesaufnahme*, Darmstadt 2005.
- Cornelia Klinger, *Die Erfindung des Subjekts*, Frankfurt a. M. 2008.
- mit Gudrun-Axeli Knapp, Birgit Sauer, (Hg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*, Frankfurt a. M. 2007.
- Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons, in: Bußmann/Hof 2005, S. 328–364.
- mit Wolfgang Müller-Funk (Hg.), *Das Jahrhundert der Avantgarden*, München 2004.
- *Flucht – Trost – Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten*, München 1995.
- Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster 2003.
- Christof Kübler, *Wider den hermetsichen Zauber – Rudolf Gaberel und Davos: Rationalistische Erneuerung alpiner Architektur um 1930*, Chur 1997.
- Dörte Kuhlmann, *Raum, Macht & Differenz, Genderstudien in der Architektur*, Wien 2003.
- mit Sonja Hnilica, Kari Jormakka (Hg.), *Building Power, Architektur, Macht, Gender/Geschlecht*, Wien 2003.

– mit Kari Jormakka (Hg.), *Building Gender. Architektur und Geschlecht*, Wien 2002.

Christine Kulke (Hg.), *Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität*, Berlin 1985.

Daniel Kurz, *Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940*, Zürich 2008.

Evelyne Lang, *Les premières femmes architectes de Suisse*, Lausanne 1992.

Robert B. Laughlin, *Verbrechen der Vernunft. Betrug an der Wissensgesellschaft*, Frankfurt a. M. 2008.

Le Corbusier, *Der Modulor. Darstellung eines in Architektur und Technik allgemein anwendbaren harmonischen Masses im menschlichen Massstab*, Stuttgart 1958.

Andrew Leach, Antony Moulis, Nicole Sully (Hg.), *Shifting Views. Selected Essays on the Architectural History of Australia and New Zealand*, Brisbane 2008.

Henri Levebvre, *La production de l'espace*, Paris 1974.

Jürgen Link, Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten, in: Gugerli/Orland, Zürich 2002, S. 107–127.

– *Versuch über den Normalismus, wie Normalität produziert wird*, Opladen 1997.

Martina Loos, *Symptom: Konflikte*, Frankfurt a. M. 2006.

Martina Löw (Hg.), *Differenzierungen des Städtischen*, Opladen 2002.

– *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001.

Jean-Francois Lytard, *Libidinöse Ökonomie*, Zürich 2007 (*Economie libidinale*, Paris 1974).

Andrea Maihofer, *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a. M. 1995.

Sally A. Marston, Keith Woodward, John Paul Jones III, *Spatial Ontologies of Globalization*, Arizona 2007, Discussion Paper.

Doreen Massey, *Space, Place, and Gender*, Minneapolis 1994.

Katharina Medici-Mall, *Im Durcheinandertal der Stile. Architektur und Kunst im Urteil von Peter Meyer (1894–1984)*, Basel 1998.

Carola Meier-Seethaler, *Macht und Moral. 16 Essays zur Aufkündigung patriarchaler Denkmuster*, Zürich 2007.

– *Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*, München 1997.

Michael Meuser, *Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit*, Papier anlässlich der 1. Tagung AIM Gender (Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung: Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften), Stuttgart-Hohenheim, 1.–3.2.2001

– *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen 1998.

Michèle Métraiiller, *Topographie der Geschlechter. Eine historische Analyse visueller Konstruktion von Weiblichkeit im öffentlichen Raum am Beispiel der Denkmäler und Skulpturen Berns*, Bern 2004.

Michael Metzger, *Das Expertentum in der modernen Industriegesellschaft*, Stuttgart 1993.

W. J. T. Mitchell, Der Pictorial Turn, in: Christian Kravagna (Hg.), *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*, Berlin 1997, S. 15–40.

- Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt a. M. 1965.
- Henrietta L. Moore, *Mensch und Frau sein. Perspektiven einer feministischen Anthropologie*, Gütersloh 1990.
- Stanislaus von Moos, *Industrieästhetik*, Disentis 1992.
- Akos Moravánszky, Ole Fischer (Hg.), *Precisions, Architektur zwischen Wissenschaft und Kunst*, Berlin 2008.
- Isabel Morf, *Frauen im kulturellen Leben der Schweiz*, Zürich 1997.
- Ernst Neufert, *Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen und Vorschriften über Anlage, Bau, Gestaltung, Raumbedarf, Raumbeziehungen. Masse für Gebäude, Räume, Einrichtungen und Geräte mit dem Menschen als Mass und Ziel. Handbuch für den Baufachmann, Bauherrn, Lehrenden und Lernenden*, Berlin 1936 (38. überarbeitete Auflage 2005).
- Irene Nierhaus, *Raum, Geschlecht, Architektur*, Wien 1999.
- Olympe: Offene Worte – zur Aktualität von Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter»*, Heft 28, Zürich 2008.
- Olympe: Architektur – der verplante Raum*, Heft 6, Zürich 1996.
- Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.
- Philipp Oswalt u. a., *Bauhaus Streit, 1919–2009, Kontroversen und Kontrahenden*, Ostfildern 2009.
- L. Otters, E. Poventud, M. van Schendelen, G. Segond von Banchet (Hg.), *Gender and the Built Environment. Emancipation in planning, housing and mobility in Europe*, Assen 1995.
- Mary Pepchinski, *Feminist Space. Exhibitions and Discourses between Philadelphia and Berlin 1865–1912*, Weimar 2007.
- Ulrich Pfammatter, *Die Erfindung des modernen Architekten. Ursprung und Entwicklung seiner wissenschaftlich-industriellen Ausbildung*, Basel 1997.
- Ute Poerschke, *Funktion als Gestaltungsbegriff. Eine Untersuchung des Funktionsbegriffs in architekturtheoretischen Texten*, Cottbus 2005.
- Albert Pope, *Ladders*, Houston 1996.
- Walter Prigge (Hg.), *Ernst Neufert. Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1999.
- Patricia Purtschert, Katrin Meyer, Ives Winter, *Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault*, Bielefeld 2008.
- *Grenzfiguren. Kultur, Geschlecht und Subjekt bei Hegel und Nietzsche*, Frankfurt a. M. 2006.
- Brigitte Reimann, *Franziska Linkerhand*, Roman, Berlin 2009 (erstmalig erschienen 1974).
- Jane Rendell, Barbara Penner, Iain Borden (Hg.), *Gender Space Architecture, an interdisciplinary introduction*, London 2000.
- Marianne Rodenstein, *Wege zur nicht-sexistischen Stadt. Architektinnen und Planerinnen in den USA*, Freiburg i. Br. 1994.
- Brigitte Röder, Juliane Hummel, Brigitta Kunz, *Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht*, München 1996.
- Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau*, Bern 1958.
- Saskia Sassen, *The Global City*, New York 1991.

- Flora Samuel, *Le Corbusier. Architect and Feminist*, Chichester 2004.
- Birgit Sauer, Begrenzung und Entgrenzung des Politischen: Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft, in: Bußmann/Hof 2005, S. 366–401.
- Angelika Saupe, *Verlebungung der Technik – Perspektiven im feministischen Technikdiskurs*, Bielefeld 2002.
- Elvira Scheich (Hg.), *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg 1996.
- (Hg.), *Naturbeherrschung und Weiblichkeit, Denkformen und Phantasmen der modernen Naturwissenschaften*, Pfaffenweiler 1993.
- Lisa Schmuckli, *Differenzen und Dissonanzen. Zugänge zu feministischen Erkenntnistheorien in der Postmoderne*, Königstein/Taunus 1996.
- Dieter Schnell, *Bleiben wir sachlich! Deutschschweizer Architekturdiskurs 1919–1939 im Spiegel der Fachzeitschriften*, Basel 2005.
- Franziska Schreyer, *Akademikerinnen im technischen Umfeld*, Frankfurt a. M. 2008.
- Christina Schumacher, *Zur Untervertretung von Frauen im Architekturberuf*, Bern 2004.
- Joan W. Scott (Hg.), *Feminism and History*, Oxford 1996.
- Richard Sennett, *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*, Berlin 1995.
- Peter Sloterdijk, *Sphären*, 3 Bände, Frankfurt a. M. 1998–2004.
- Norbert M. Schmitz, Zwischen Aufklärung und Darwinismus, Anmerkungen zum Wandel von Wissenschaftsparadigmen und Naturdarstellung in der Moderne, in: Kleeberg/Walter/Crivellari 2005, S. 289–312.
- Ulla Terlinden, Susanna von Oertzen, *Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933*, Berlin 2006.
- (Hg.), *City and Gender. International Discourse on Gender, Urbanism and Architecture*, Opladen 2003.
- Christina Thürmer-Rohr, Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Berlin 1992, S. 38–56.
- Verein Feministische Wissenschaft Schweiz, *Im Widerstreit mit der Objektivität. Frauen in den Naturwissenschaften*, Zürich 1991.
- Adolf Max Vogt, Ulrike Jehle-Schulte Strathaus, Bruno Reichlin, *Architektur 1940–1980*, Frankfurt a. M. 1980.
- Judy Wajcman, Technologie as Masculine Culture, in: Polity Press (Hg.), *The Polity Reader in Gender Studies*, Cambridge 1994.
- Katharina Walgenbach, u. a., *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen 2007.
- «Die weisse Frau als Träger deutscher Kultur». *Koloniale Diskurse über Geschlecht, Rasse und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt a. M. 2005.
- ‚Whiteness‘ und Weiblichkeit. Zur Konstruktion des ‚Weisseins‘, in: *alaska*, Nr. 222, Oktober 1998, S. 39–42.
- Regina Wecker, Brigitte Schnegg (Hg.), *Frauen. Zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz*, Basel 1984.

Katharina Weresch, *Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse*, Hamburg 2005.

Candace West, Don H. Zimmerman, Doing Gender, in: *Gender and Society*, Vol. 1, No. 2, 1987.

Maya Widmer, Sergio Giordani, *Max Frisch und die Techniker. Eine Primärerhebung zur Rezeption eines Schweizer Autors durch textorientierte Befragung von Technikumsstudenten*, Zürich 1982.

Carol Willis, *Form follows Finance. Skyscrapers and Skylines in New York and Chicago*, New York 1995.

Elizabeth Wilson, *Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen*, Basel 1993.

Barbara Zibell, From Outer Space? Architektur und Genderstudies. Neue Perspektiven auf eine alte Disziplin, in: *Wolken-Kuckucksheim*, Heft 1, 2006.

BILDNACHWEISE

Die Bilder aus den drei Darstellenden Interpretationen (II 1.1., 2.1. und 3.1.) stammen alle unmittelbar aus den untersuchten Zeitschriften *Die Eisenbahn*, *Schweizerische Bauzeitung (SBZ)*, *(Das) Werk, Bauen + Wohnen* sowie *Heimtschutz*. Sie wurden direkt aus dem *Swiss Electronic Academic Library Service (Seals)* heruntergeladen respektive in der Bibliothek der ETH Höggerberg eingescannt. Die jeweiligen Ausgaben mitsamt der Seitenzahl sind in jeder der Legenden vermerkt.

Auch in den insgesamt sechs Fallbeispielen (A–F) sind die Bilder generell den oben genannten Zeitschriften entnommen; wieder ist die Quellenangabe in den Legenden nachzulesen.

Ergänzt wurden sie durch die Bilder 1, 11, 17, 18, 39, 40, 41, 42 und 52, mit jeweiliger Quellenangabe.

ANMERKUNGEN

I EINLEITUNG

¹ Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Kulturindustrie, Aufklärung als Massenbetrug; in: (dies.), *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1981, S. 142.

² *Die Architektin Lux Guyer 1894–1955*, Zürich 1983; Überarbeitung und Neuauflage Sylvia Claus, Dorothee Huber, Beate Schnitter (Hg.), *Lux Guyer, 1894–1955, Architektin*, Zürich 2009.

³ Linda Alcoff, Elizabeth Potter, When Feminisms Intersect Epistemology, in: dies. (Hg.), *Feminist Epistemologies*, New York/London 1993, S. 1–14, hier 13, zitiert nach Cornelia Klinger 2005, S. 329.

⁴ Cornelia Klinger, Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons, in: Hadumod Bußmann, Renate Hof (Hg.), *Genus, Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Stuttgart 2005, S. 328–364, hier 329/330.

⁵ Evelyn Fox Keller, Feminismus, Wissenschaft und Postmoderne, in: Elvira Scheich (Hg.), *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg 1996, S. 39–56, hier 54.

⁶ Carola Meier-Seethaler, *Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*, München 1997, S. 5.

⁷ Barbara Wiskemann, Flora Ruchat-Roncati, in: Inge Beckel, Gisela Vollmer (Hg.), *Terraingewinn. Aspekte zum Schaffen von Schweizer Architektinnen von der Saffa 1928 bis 2003*, eFeF-Verlag, Bern/Wettingen 2004, S. 26.

⁸ Ernst Neufert, *Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen und Vorschriften über Anlage, Bau, Gestaltung, Raumbedarf, Raumbeziehungen. Masse für Gebäude, Räume, Einrichtungen und Geräte mit dem Menschen als Mass und Ziel. Handbuch für den Baufachmann, Bauherrn, Lehrenden und Lernenden*, Berlin 1936 (38. überarbeitete Auflage 2005; 39. 2009).

⁹ Vgl. Wikipedia, <http://de.wikipedia.org/wiki/Bauentwurfslehre> (Download vom 14.7.2009).

¹⁰ Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, Op. cit., wie Anm. 5, S. 335, 337.

¹¹ Thomas F. Gieryn, What Buildings Do, in: *Theory and Society*, Vol. 31, Nr. 1, Februar 2002, S. 35–74, hier 39.

¹² Erving Goffman, Das Arrangement der Geschlechter, in: ders.: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt a. M. 2001, S. 131.

¹³ Andrea Maihofer in Einführungsreferaten des Gender-Kollegs «Gender in Motion» 2005–2008, Universität Basel, gehalten am 30.09.2005 respektive am 26.10.2005.

¹⁴ Candace West, Don H. Zimmerman, Doing Gender, in: *Gender and Society*, Vol. 1, No. 2, 1987.

¹⁵ Sarah Fenstermaker, Candace West, Doing difference revisited. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung, in: Bettina Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 236–249.

¹⁶ Goffman 2001, Op. cit., wie Anm. 12, S. 132ff.

¹⁷ Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, Op. cit., wie Anm. 5, S. 334, 337.

¹⁸ Robert W. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden 2006 (*Masculinities*, Berkeley 1995).

¹⁹ Robert W. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden 2006, S. 98.

²⁰ Vgl. Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a. M. 2005 (*La domination masculine*, Paris 1998).

²¹ Vgl. Michael Meuser, Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit (Schriftlicher Beitrag zur 1. Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIM), Stuttgart 2001), in: Doris Janshen, Michael Meuser (Hg.), *Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung*, I. Jg. 2001, Heft II, digitale Publikation; vgl. auch Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling, Beate Kraus (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a. M. 1997, S. 153–217.

²² Vgl. etwa de.wikipedia.org/wiki/Dichotom, Download vom 12.12.2008.

²³ Stefan Münker, Alexander Roesler, *Poststrukturalismus*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 150.

²⁴ *Le Sexe ou la Tête*, 1976, zitiert nach Stefan Münker, Alexander Roesler, *Poststrukturalismus*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 150.

²⁵ Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, Op. cit., wie Anm. 5, S. 338.

²⁶ Donna Haraway, A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology and Socialist Feminism in the 1980s, in: Elizabeth Weed (Hg.), *Coming to Terms. Feminism, Theory, Politics*, London/New York 1989, S. 173–204, hier 200; zitiert nach Klinger 2005.

²⁷ Richard Dyer, *Heavenly Bodies. Film, Stars and Society*, Cinema BFI Series, London 1986.

²⁸ Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, Op. cit., wie Anm. 5, S. 337.

²⁹ Andrea Maihofer in ihrem Einführungsreferat der Schweizer Gender-Kollegien 2005–2008, Universität Zürich, gehalten am 28.10.2005.

³⁰ Ebd.

³¹ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991 (*Gender trouble*, New York 1990).

³² Michael Schwab-Trapp, Methodische Aspekte der Diskursanalyse. Probleme der Analyse diskursiver Auseinandersetzungen am Beispiel der deutschen Diskussion über den Kosovokrieg, in: Reiner Keller, Andreas Hirsland,

Werner Schneider, Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis*, Opladen 2003, S. 179.

- ³³ Andrea Maihofer in Einführungsreferaten des Gender-Kollegs «Gender in Motion» 2005–2008, Universität Basel, gehalten am 30.09.2005 respektive am 26.10.2005.
- ³⁴ Vgl. Adolf Max Vogt, Ulrike Jehle-Schulte Strathaus, Bruno Reichlin, *Architektur 1940–1980*, Frankfurt a. M. 1980.
- ³⁵ Vgl. Fallbeispiel F, *Architektur und Kalter Krieg*, S. 163ff.
- ³⁶ Peter Meyer, *Situation der Architektur 1940*, in: *Das Werk*, 1940, H. 9, S. 241ff., Antworten und Gegenantworten ziehen sich über mehrere Monate.
- ³⁷ Der Begriff Bauwirtschafts-Funktionalismus datiert in die 1980er-Jahre und geht auf Heinrich Klotz zurück.
- ³⁸ Avis, in: *Die Eisenbahn*, 1874, Bd. I, Nr. 1, S. 1.
- ³⁹ S. etwa Alb. Vögeli, Eine Kritische Skizze über den Bau und gegenwärtigen Stand der Arbeiten am grossen Gotthard-Tunnel, in: *Die Eisenbahn*, 1875, Bd. III, Nr. 13, S. 121f.
- ⁴⁰ Das Redactions-Comité, Erweitertes Programm der Zeitschrift für 1876, in: *Die Eisenbahn*, 1876, Bd. IV, Nr. 1, S. 5f.
- ⁴¹ Sitzung des weiteren Redactionscomité der ‚Eisenbahn‘. Sonntag den 3. August in Olten, in: *Die Eisenbahn*, 1879, Bd. XI, Nr. 6, S. 31f.
- ⁴² H. Dietler, A. Waldner (Nachruf), in: *Schweizerische Bauzeitung* (inskünftig als *SBZ* abgekürzt), 1906, Bd. XLVIII, Nr. 8, S. 89ff.
- ⁴³ Carl Jegher, August Jegher (Nachruf), in: *SBZ*, 1924, Bd. 83, Nr. 8, S. 85ff.
- ⁴⁴ C. Andreae, Carl Jegher (Nachruf), in: *SBZ*, 1945, Bd. 126, Nr. 3, S. 25ff.
- ⁴⁵ Hans Marti, Zum Tod von Werner Jegher-Schlerff (Nachruf), in: *Schweizer Ingenieur und Architekt*, 1983, Nr. 40, S. 961.
- ⁴⁶ Deine Mitarbeiter, Zum Rücktritt von Werner Jegher aus der Redaktion *SBZ*, in: *SBZ*, 1972, Nr. 26, S. 639f.
- ⁴⁷ Werner Jegher, Adolf Ostertag zum Gedenken (Nachruf), in: *Schweizer Ingenieur und Architekt*, 1979, Nr. 41, S. 831.
- ⁴⁸ Vgl. Nachruf Carl Jegher, wie Anm. 41.
- ⁴⁹ Zur Einführung, in: *Das Werk*, 1914, H. 1, S. 1.
- ⁵⁰ Ferdinand Hodler, Die Einheit im Kunstwerk, in: *Das Werk*, 1914, H. 1, S. 18ff., hier 18.
- ⁵¹ Zeittafel der Werk-Redaktoren 1914 bis 1963, in: *Das Werk*, 1963, Nr. 1, S. 1.
- ⁵² Der Begriff *International Style* wurde 1932 von Philipp C. Johnson und Henry-Russell Hitchcock anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Museum of Modern Art MoMA in New York offiziell eingeführt.
- ⁵³ Fred B. Keller, Verkaufen gestern – heute – morgen, in: *Bauen + Wohnen*, 1958, Nr. 8, S. 249ff.
- ⁵⁴ Die Bände 1947 bis 1955, also neun Jahrgänge, benötigen auf dem Gestell der Baubibliothek der ETH Zürich auf dem Höggerberg rund 20 Zentimeter, jene von 1956 bis 1965, nunmehr zehn Jahrgänge, mehr als dreimal soviel, nämlich rund 65 Zentimeter.
- ⁵⁵ *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 4; die Bemerkung findet sich noch vor dem Inhaltsverzeichnis auf der vorgängigen Seite links unten.
- ⁵⁶ In den Zürcher Bibliotheken des Nebis-Netzwerkes fehlt der Jahrgang 1932 von *Heimatschutz*, der entsprechend auch nicht eingesehen werden konnte.
- ⁵⁷ Vgl. hierzu E. Burckhardt, Dr. Ernst Laur, 25 Jahre Geschäftsführer des Schweizer Heimatschutzes, in: *Heimatschutz*, 1959, Nr. 2, S. 69ff.
- ⁵⁸ Hermann Röthlisberger, Öffentliche Bauten, in: *Heimatschutz*, 1913, H. 10, S. 145ff.
- ⁵⁹ L., Zehn Jahre Talerverkauf, in: *Heimatschutz*, 1956, Nr. 2, S. 33ff., hier 37.
- ⁶⁰ W. Z., ‚Breitlauenen‘ als Erlebnis, in: *Heimatschutz*, 1956, Nr. 2, S. 56ff.

II REKONSTRUKTION DES ‚NORMATIVEN NUTZERS‘

- ⁶¹ Das Redactions-Comité, Erweitertes Programm der Zeitschrift für 1876, in: *Die Eisenbahn*, 1876, Bd. IV, Nr. 1, S. 5.
- ⁶² Chronik, Unfälle, Suisse occidentale, in: *Die Eisenbahn*, 1874, Bd. I, Nr. 11, S. 119.
- ⁶³ Die XXVI. Versammlung schweizerischer Ingenieure und Architekten, den 2. October in Luzern, in: *Die Eisenbahn*, 1876, Bd. V, Nr. 14, S. 113ff., hier 115.
- ⁶⁴ P. [H. Paur], Die Stellung der deutschen Techniker im staatlichen und socialen Leben, in: *Die Eisenbahn*, 1877, Bd. VI, Nr. 14, S. 111f. und Nr. 16, S. 126f.
- ⁶⁵ Ebd., S. 126.
- ⁶⁶ ‚Ein Techniker, der es ehrlich meint‘, Zur Stellung der Techniker in der Mittelschulfrage, in: *SBZ*, 1887, Bd. IX, Nr. 13, S. 82f., hier 82.
- ⁶⁷ Biedermeier, Doktor-Ingenieur (Gedicht), in: *SBZ*, 1900, Bd. XXXV, Nr. 16, S. 174f.
- ⁶⁸ O. Kammerer, Der Ingenieur als Persönlichkeit, in: *SBZ*, 1908, Bd. LI, Nr. 2, S. 18f.
- ⁶⁹ Conrad Matschoss/Wa., Die Bedeutung der Persönlichkeit in Technik und Industrie, in: *SBZ*, 1924, Bd. 84, Nr. 24, S. 291ff.
- ⁷⁰ E. Sulzer-Ziegler, Technik und soziale Frage, in: *SBZ*, 1912, Bd. LX, Nr. 9, S. 122ff.
- ⁷¹ Mitteilungen, Architekt und Ingenieur in der Gesellschaftskrisis, in: *SBZ*, 1943, Bd. 121, Nr. 17, S. 217.
- ⁷² C. J., Zum hundertsten Geburtstag Gottfried Kellers, in: *SBZ*, 1919, Bd. LXXIV, Nr. 3, S. 34f., hier 35.
- ⁷³ Erwin Poeschel, Das Zweckhafte als Vorwand, in: *SBZ*, 1931, Bd. 97, Nr. 3, 26ff., hier 29.

- ⁷⁴ Mitteilungen, Ein Motor als Denkmal, in: *SBZ*, 1931, Bd. 98, Nr. 22, S. 285.
- ⁷⁵ Miscellanea, Architektur-Aphorismen von J. J. P. Oud, in: *SBZ*, 1925, Bd. 85, Nr. 6, S. 80.
- ⁷⁶ Mitteilungen, Ueber Logik und Gefühl in der modernen Architektur, in: *SBZ*, 1932, Bd. 100, H. 22, S. 292.
- ⁷⁷ Mitteilungen, Techniker in der Bundesversammlung, in: *SBZ*, 1947, Nr. 51, S. 708.
- ⁷⁸ Vgl. «gemeldet», in: *eMagazin* Nr. 48 von swiss-architects.com vom 29.11.2007, swiss.magazin-world-architects.com/ch_07_48_onlinemagazin_gemeldet_de.html.
- ⁷⁹ H. Blattner, Gespräche über Mensch und Technik, in: *SBZ*, 1954, Nr. 49, S. 715ff., hier 716.
- ⁸⁰ Hans Bürki, Glaubensprobleme des gebildeten Menschen, in: *SBZ*, 1950, Nr. 51, S. 707ff., hier 707.
- ⁸¹ A. Ostertag, Zum Darmstädter Gespräch über Mensch und Technik, in: *SBZ*, 1953, Nr. 14, S. 197ff.
- ⁸² Osterbetrachtung der Herausgeber, Mensch und Technik, in: *SBZ*, 1948, Nr. 13, S. 173ff., hier 175.
- ⁸³ Buchbesprechungen, A. O., Hochmut und Angst, in: *SBZ*, 1958, H. 47, S. 714f., hier 715.
- ⁸⁴ Gerhard Huber, Die Frage nach dem Weltbild unserer Zeit, in: *SBZ*, 1958, H. 1, S. 1ff., hier 1.
- ⁸⁵ Ebd., S. 3.
- ⁸⁶ Der Ingenieur als Mensch vor dem Problem Technik, in: *SBZ*, 1958, H. 18, S. 259ff.
- ⁸⁷ Wolfgang Pauli, Die Wissenschaft und das abendländische Denken, in: *SBZ*, 1959, H. 1, S. 1ff., hier 4.
- ⁸⁸ Sigfried Giedion, Bauhaus und Bauhauswoche zu Weimar, in: *Das Werk*, 1923, H. 9, S. 232ff., hier 232.
- ⁸⁹ Richard Bühler, Eine schweizerische Entgegnung, in: *Das Werk*, 1923, H.10, S. 259f., hier 260.
- ⁹⁰ Berichtigung, in: *Das Werk*, 1923, H. 11, S. 288.
- ⁹¹ Paul Camenisch, Moderne Strömungen in unserer Baukunst, in: *Das Werk*, 1923, H. 10, S. 261f., hier 262.
- ⁹² Gtr., Zur Bauhaus-Frage, in: *Das Werk*, 1923, H. 12, S. 308/311.
- ⁹³ Sigfried Giedion, Bauhaus und Bauhauswoche zu Weimar, in: *Das Werk*, 1923, H. 9, S. 232ff., hier 232.
- ⁹⁴ Alfred Hässig, Moderne Strömungen in unserer Baukunst, in: *Das Werk*, 1924, H. 1, S. 26f., hier 26.
- ⁹⁵ Lucius Burckhardt, Der Architekt in der Gesellschaft von morgen, in: *Werk-Chronik*, 1965, Nr. 11, S. 243*f., hier 243*.
- ⁹⁶ Ernst Zietschmann, Olivetti plant und baut, in: *Bauen + Wohnen*, 1956, Nr. 8, S. 253ff.
- ⁹⁷ Robert Venturi, Denise Scott Brown, Steven Izenour, *Learning from Las Vegas*, Cambridge Mass. 1972.
- ⁹⁸ Die Mitarbeiter dieser Nummer, in: *Bauen + Wohnen*, 1962, H. 9, blaue S.
- ⁹⁹ f, Am Rande, Leitbild und Wirklichkeit, in: *Bauen + Wohnen*, 1961, Nr. 11, S. 405.
- ¹⁰⁰ Jules Langsner, Der Künstler und der Wissenschaftler, in: *Bauen + Wohnen*, 1962, H. 11, S. XI 16ff., hier 24.
- ¹⁰¹ Herbert Ohl, Theorie und Technik des industrialisierten Bauens und ihr Einfluss auf die Architektur, in: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 9, S. IX 12ff., hier 30.
- ¹⁰² Vgl. etwa: Am Rande, 5 Fragen an Le Corbusier, in: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 3, S. 95f.
- ¹⁰³ Jürgen Joedicke, Zum Problem des Manierismus in der heutigen Architektur, in: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 7, S. 306ff.
- ¹⁰⁴ E. Laur, Der Schweizer Heimatschutz, seine Ziele und sein Werk, in: *Heimatschutz*, 1950, Nr. 2/3, S. 45ff., hier S. 45, Legende.
- ¹⁰⁵ Ebd.
- ¹⁰⁶ Mitteilungen, Ablehnung der Zahnradbahn Leukerbad-Kandersteg durch den Bundesrat, in: *Heimatschutz*, 1910, Heft 6, Juni, S. 47.
- ¹⁰⁷ Mitteilungen, Heimatschutz und römische Rechtsauffassung, in: *Heimatschutz*, 1911, Heft 1, Januar, S. 8.
- ¹⁰⁸ Gerhard Boerlin, Dem neuen Jahrgang zum Geleit, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 1, Januar, S. 1.
- ¹⁰⁹ Alb. Burckhardt-Finsler, Was die Gründer wollten, in: *Heimatschutz*, 1955, Nr. 1/2, S. 4f, hier 4.
- ¹¹⁰ Thesen über Stadterweiterungen. A. Vorschläge von Herrn Professor Baumeister in Carlsruhe, in: *Die Eisenbahn*, 1875, Bd. II, Nr. 10, S. 124.
- ¹¹¹ Ed. Guyer, Ueber Städteanlagen in Amerika, in: *Die Eisenbahn*, 1875, Bd. II, Nr. 19, S. 213ff., hier 215.
- ¹¹² A. Vogt, Ueber die Richtungen städtischer Strassen, in: *Die Eisenbahn*, 1879, Bd. XI, Nr. 9, S. 52f. und 70ff.
- ¹¹³ Miscellanea, Vergrößerung der Stadt Berlin, in: *SBZ*, 1885, Bd. V, Nr. 3, S. 17f., hier 18.
- ¹¹⁴ Neu-Zürich, in: *SBZ*, 1890, Bd. XV, Nr. 1, S. 1ff./Nr. 2, S. 9f./Nr. 5, S. 27f.
- ¹¹⁵ Küpfer, Nachtzug zwischen Bern und Zürich, in: *SBZ*, 1886, Bd. VII, Nr. 10, S. 61ff./Nr. 24, S. 154.
- ¹¹⁶ Miscellanea, Weltausstellung in Chicago, in: *SBZ*, 1892, Bd. XX, Nr. 25, S. 161.
- ¹¹⁷ Miscellanea, Ueber die Verbreitung der Tuberkulose durch den Eisenbahnverkehr, in: *SBZ*, 1894, Bd. XXIII, Nr. 8, S. 57.
- ¹¹⁸ Miscellanea, Desinfektion öffentlicher Fernsprechstellen, in: *SBZ*, 1894, Bd. XXIV, Nr. 5, S. 38.
- ¹¹⁹ Friedrich Naumann, Die Kunst im Zeitalter der Maschine, in: *SBZ*, 1904, Bd. XLIV, H. 10/11, S. 112ff./123ff., hier 115.
- ¹²⁰ Ebd., S. 126f.
- ¹²¹ Miscellanea, Deutsche Stahlproduction, in: *SBZ*, 1891, Bd. XVIII, Nr. 13, S. 82.
- ¹²² Mitteilungen, Metallproduktion der Welt, in: *SBZ*, 1927, Bd. 90, Nr. 4, S. 53.
- ¹²³ A. T., Automobilismus, in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVII, Nr. 1, S. 9ff., hier 9.
- ¹²⁴ Miscellanea, Automobilwesen in Nordamerika, in: *SBZ*, 1911, Bd. LVIII, Nr. 11, S. 148.
- ¹²⁵ Lorenz von Stein, Eisenbahnen und Städtebildung, in: *SBZ*, 1887, Bd. X, Nr. 25, S. 151ff.
- ¹²⁶ F. B., Literatur, Der Städtebau, in: *SBZ*, 1889, Bd. XIII, Nr. 25, S. 153.
- ¹²⁷ Miscellanea, «Torhaus und Baukasten», in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVII, Nr. 21, S. 258.
- ¹²⁸ Karl Widmer, Die Grundlagen des neuen Stils, in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVIII, Nr. 19, S. 223ff., hier 224.
- ¹²⁹ Hans Marti, «Machen Sie diesen Blödsinn nicht», in: *SBZ*, 1961, H. 19, S. 327;s. auch Antwort von Hans Marti,

Expressstrassen im Stadtorganismus, in: *SBZ*, 1961, H. 31, S. 541ff.

¹³⁰ Max Werner, Offener Brief an Hans Marti, in: *SBZ*, 1961, H. 23, S. 379ff.

¹³¹ Hans Bosshard, P. Soutter, Rob. Ruckli, Entgegnungen, in: *SBZ*, 1961, H. 23, S. 390f.

¹³² Paul Trüdinger, «Qui dit trop ne dit rien?», in: *SBZ*, 1961, H. 30, S. 538f., hier 539.

¹³³ Jakob Schilling, Leben und Sterben grosser amerikanischer Städte, in: *SBZ*, 1964, H. 18, S. 321f.

¹³⁴ H. R., Der Nutzbau, in: *Das Werk*, 1918, H. 3, S. 33ff., hier 35.

¹³⁵ Ebd., S. 36f.

¹³⁶ Walter Curt Behrendt, Grundrisskunst, in: *Das Werk*, 1920, H. 12, S. 260ff., hier 260f.

¹³⁷ Ebd., S. 261f.

¹³⁸ Ebd., S. 263f.

¹³⁹ Siehe hierzu auch Kapitel 2.3.1. Wissen bewirtschaften, oder: Fokus Effizienz, S. 167ff.

¹⁴⁰ H. Roethlisberger, Geld und Geist, in: *Das Werk*, 1920, H. 10, S. 212ff.

¹⁴¹ Hermann Hesse, Es kommt ein Gewitter (Gedicht), in: *Das Werk*, 1920, H. 8, S. 172f.

¹⁴² Robert Walser, Herbstnachmittag, in: *Das Werk*, 1920, H. 8, S. 174.

¹⁴³ Robert Walser, Stadt und See, in: *Das Werk*, 1921, H. 1, S. 1f.

¹⁴⁴ Artur Weese, Hermann Röthlisberger (1883–1920) [Nachruf], in: *Das Werk*, 1922, H. 4, S. 73ff.

¹⁴⁵ Otto Kolb, Heizung und Heizsysteme, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 2, S. 64ff.

¹⁴⁶ Willy Guhl, Studien über Sitzformen, in: *Bauen + Wohnen*, 1950, Nr. 8, S. 25ff.

¹⁴⁷ Franz Füeg, in: Am Rande, Zum Heft, in: *Bauen + Wohnen*, 1959, Nr. 7, S. 225.

¹⁴⁸ Ernst Laur, Eine Bergbauertragödie jenseits der Landesgrenze, in: *Heimatschutz*, 1949, Nr. 4, S. 101ff., hier 117.

¹⁴⁹ Ebd., sowie Ernst Laur, Reschen und Graun, in: *Heimatschutz*, 1950, Nr. 4, S. 139ff.

¹⁵⁰ Eine Bergbauertragödie jenseits der Landesgrenze, wie Anm. 145, S. 108.

¹⁵¹ Vgl. zahlreiche Berichte im *Heimatschutz* in den 1940er-Jahren.

¹⁵² Vgl. etwa Die ausserordentliche Generalversammlung in Olten, in: *Heimatschutz*, 1954, Nr. 2/3, S. 46ff.

¹⁵³ E. L., Der Nationalpark und die geplanten Kraftwerkbauten am Spöl, in: *Heimatschutz*, 1956, Nr. 4, S. 121ff.

¹⁵⁴ Ernst Laur, Die ‚Corvatschbahn‘, in: *Heimatschutz*, 1958, Nr. 3/4, S. 99ff., hier 105.

¹⁵⁵ Neufert 1936, wie Anm. 8.

¹⁵⁶ Freistehende Arbeiterhäuser auf dem Lande, in: *SBZ*, 1885, Bd. V, Nr. 6, S. 37/38, hier 38.

¹⁵⁷ Marc Piccard, Schweizerischer Wettbewerb zur Erlangung von Vorschlägen für ganz billige Einfamilienhäuser mit Gartenland, in: *SBZ*, 1935, Bd. 106, Nr. 18, S. 211ff.

¹⁵⁸ Vgl. S. 138f.

¹⁵⁹ Bauamt II der Stadt Zürich & art-ig, Büro für Kunstgeschichte Zürich (Hg.), *50 Jahre Auszeichnungen für gute Bauten in der Stadt Zürich*, Zürich 1995, Katalogteil, Nr. 4.

¹⁶⁰ Siehe hierzu etwa auch: Autorenkollektiv ETH Zürich, «Göhnerswil» *Wohnungsbau im Kapitalismus*, Zürich 1972.

¹⁶¹ Vgl. S. 66.

¹⁶² A. T., Automobilismus, in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVII, Nr. 1, S. 9ff., hier 9.

¹⁶³ Vgl. etwa Monika Imboden, Franziska Meister, Daniel Kunz (Hg.), *Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2000.

¹⁶⁴ Cornelia Klinger, *Flucht. Trost. Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten*, München/Wien 1995, S. 11 und 12.

¹⁶⁵ Vgl. Christof Kübler, *Wider den hermetischen Zauber – Rudolf Gaberel und Davos: rationalistische Erneuerung alpiner Architektur um 1930*, Chur 1997.

¹⁶⁶ Miscellanea, Torhaus und Baukasten, in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVII, Nr. 21, S. 258.

¹⁶⁷ Karl Widmer, Die Grundlagen des neuen Stils, in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVIII, Nr. 19, S. 223ff., hier 224.

¹⁶⁸ Die Theologin Regula Grünenfelder in ihrem Input-Referat an der Tagung *Womanoeuvres* in der Roten Fabrik in Zürich vom 23./24.5.2003.

¹⁶⁹ H. R., Der Nutzbau, in: *Das Werk*, 1918, H. 3, S. 33ff.

¹⁷⁰ Vgl. etwa S. 68ff.

¹⁷¹ Ebd.

¹⁷² Walter Curt Behrendt, Grundrisskunst, in: *Das Werk*, 1920, H. 12, S. 260ff., hier 260ff.

¹⁷³ Vgl. etwa S. 50ff.

¹⁷⁴ Vgl. Normative Processes of Masculinity in Medicine and Technics, Präsentation von Frank Luck und Inge Beckel, anlässlich von *A la recherche du genre*, Summerschool und Abschlussstagung der Graduiertenkollegien Gender Studies der Schweiz 2005–2008, 18. bis 20. Juni 2008, Genf; Diskussionspapier.

¹⁷⁵ Vgl. S. 61.

¹⁷⁶ E. Laur, Der Schweizer Heimatschutz, seine Ziele und sein Werk, in: *Heimatschutz*, 1950, Nr. 2/3, S. 45ff., hier S. 45, Legende.

¹⁷⁷ Vgl. etwa S. 74.

¹⁷⁸ Vgl. Peter Meyer, *Moderne Architektur und Tradition*, Zürich 1927, S. X/XIXX.

¹⁷⁹ Ferdinand Hodler, Die Einheit im Kunstwerk, in: *Das Werk*, 1914, H. 1, S. 18ff., hier 18.

¹⁸⁰ Vgl. Carl-von-Ossietsky Universität Oldenburg, Der Werkbundstreit 1914, im Rahmen der Ausstellung *Jahrhundertsschritt 05, Landesausstellung Oldenburg 1905 – Jubiläum 2005*

(www.landesausstellung1905.de/index.php?id=241); daselbst zit. nach Fischer, 1975, S. 97.

- ¹⁸¹ Henry van de Velde, La triple Offense à la Beauté, in: *Das Werk*, 1920, H. 1, S. 13ff.
- ¹⁸² H. Roethlisberger, Geld und Geist, in: *Das Werk*, 1920, H. 10, S. 212ff.
- ¹⁸³ Christine Kulke, Von der instrumentellen zur kommunikativen Rationalität patriarchaler Herrschaft, in: dies. (Hg.), *Rationalität und sinnliche Vernunft, Frauen in der patriarchalen Realität*, Berlin 1985, S. 64.
- ¹⁸⁴ Unfälle. Suisse Occidentale, in: *Die Eisenbahn*, 1874, Bd. I, H. 11, S. 119.
- ¹⁸⁵ Alfred Rychner, Nouveau Collège du Locle, in: *Die Eisenbahn*, 1879, Bd. X, Nr. 13, S. 77ff., Bild S. 79.
- ¹⁸⁶ R. Stricker/Ed. Guyer, Schulen in New-York, in: *Die Eisenbahn*, 1879, Bd. X, Nr. 16, S. 95f.
- ¹⁸⁷ E., Schweizerische Berichte über die internationale Ausstellung in Philadelphia, in: *Die Eisenbahn*, 1877, Bd. VII, Nr. 21, S. 166ff., hier 167.
- ¹⁸⁸ Inserat für ‚Deutsche Frauenblätter. Allgem. Zeitung für alle Frauen-Interessen‘, Anny Wothe (Hg.), auf 1. od. 2. Frontseite in: *Die Eisenbahn*, 1882, Bd. XVII, Nr. 1/4/8/10/11/12/13/14/19/20/21/22/23/24/26.
- ¹⁸⁹ Revue, Ueber das neu zu erbauende Hôtel des Postes in Paris, in: *Die Eisenbahn*, 1880, Bd. XII, Nr. 24, S. 145.
- ¹⁹⁰ Vgl. S. 54.
- ¹⁹¹ Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1951. Originaltitel *Le deuxième sexe*, Paris 1949.
- ¹⁹² F. Bluntschli, Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in: *SBZ*, 1901, Bd. XXXVIII. Der Bericht erstreckt sich von Nr. 3 über mehrere Kapitel bis Nr. 24.
- ¹⁹³ Miscellanea, Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz, in: *SBZ*, 1905, Bd. XLV, Nr. 18, S. 229.
- ¹⁹⁴ Miscellanea, Die schweizerische Vereinigung für Heimatschutz, in: *SBZ*, 1905, Bd. XLVI, Nr. 11, S. 142.
- ¹⁹⁵ C. J., Von der XLVI. Generalversammlung des S.I.A. in Luzern, am 28. und 29. August 1915, in: *SBZ*, 1915, Bd. LXVI, Nr. 12, S. 140ff., hier 140.
- ¹⁹⁶ Vorbereitender Internationaler Kongress für Neues Bauen, in: *SBZ*, 1928, Bd. 92, Nr. 3, S. 36ff.
- ¹⁹⁷ Miscellanea, Ad. R., Weibliche Ingenieure und Architekten, in: *SBZ*, 1925, Bd. 85, Nr. 6, S. 79f., hier 80.
- ¹⁹⁸ M. P.-U., Gedanken einer Frau zum ‚Neuen Heim‘, in: *SBZ*, 1926, Bd. 88, Nr. 26, S. 353f., hier 353.
- ¹⁹⁹ Mitteilungen, Frauen an der Maschine, in: *SBZ*, 1941, Bd. 117, Nr. 7, S. 79.
- ²⁰⁰ R., Skizzen von der Chicagoer Ausstellung, in: *SBZ*, 1893, Bd. XXII, H. 14/15, S. 92f./100f., hier 100.
- ²⁰¹ Vgl. Mary Pepchinski, *Feminist Space. Exhibitions and Discourses between Philadelphia and Berlin 1865–1912*, Weimar 2007, S. 66.
- ²⁰² Eva Auf der Maur, Architektur in der Altstadt, in: *SBZ*, 1959, H. 48, S. 797ff.
- ²⁰³ R. A. Wagner, Architektur im Laufgitter?, in: *SBZ*, 1960, H. 2, S. 20f.
- ²⁰⁴ Miscellanea, Häuserkrach in Paris, in: *SBZ*, 1883, Bd. I, Nr. 11, S. 74.
- ²⁰⁵ Miscellanea, Das ‚Schloss‘ am Alpenquai in Zürich, in: *SBZ*, 1892, Bd. XIX, Nr. 12, S. 82.
- ²⁰⁶ Wie relevant die Berechnungsmethode des Statistischen Amtes des Kantons Zürich hier effektiv ist, ist nicht ganz klar, da letzteres – nach eigenen Angaben – den Index normalerweise braucht, um die Teuerung von Durchschnittswerten zu berechnen, etwa wie sich der Durchschnittspreis einer 3-Zimmer-Wohnung an einem bestimmten Ort innerhalb eines Zeitraumes entwickelt hat (Mail-Korrespondenz mit Marc-Aurel Battaglia vom 5./6.8.2009).
- ²⁰⁷ J. B., Arbeiter-Wohnungen, in: *SBZ*, 1893, Bd. XXII, Nr. 8, S. 52.
- ²⁰⁸ Die Wissenschaft im Aufbauwerk der UNESCO, in: *SBZ*, 1952, Nr. 39, S. 566ff., hier 568.
- ²⁰⁹ Vgl. S. 57.
- ²¹⁰ Th. Montigel, Emilie Forchhammer (1850–1912), in: *Das Werk*, 1920, H. 1, S. 5ff., hier 8.
- ²¹¹ Hermann Kienzle, Spitze und Tracht, in: *Das Werk*, 1925, H. 1, S. 22ff.
- ²¹² B., Schweizer Frauenkunst, in: *Das Werk*, 1928, H. 8, S. 225ff.
- ²¹³ Vgl. S. 112.
- ²¹⁴ Keramische Arbeiten des Ateliers Luise Strasser und Berta Tappolet SWB, Zürich, in: *Das Werk*, 1932, H. 1, S. 11ff.
- ²¹⁵ *Das Werk*, 1942, H. 4.
- ²¹⁶ Lux Guyer, Eine Villa in Athen, in: *Das Werk*, 1925, H. 3, S. 78ff.
- ²¹⁷ Haus ‚zur Münz‘, Zürich, 1941, in: *Das Werk*, 1941, Nr. 12, S. 324ff.
- ²¹⁸ E. R., Wohnkolonie für alleinstehende Frauen im Lettenhof Zürich, in: *Das Werk*, 1928, H. 5, S. 142ff.
- ²¹⁹ Heim für alleinstehende Frauen ‚Elfvinggården‘ in Stockholm, in: *Das Werk*, 1946, H. 7, S. 213ff.
- ²²⁰ Berta Rahm, Wohnmöglichkeiten für Alleinstehende, in: *Das Werk*, 1950, H. 11, S. 325ff.
- ²²¹ Projekt für Kleinwohnungen ‚Mutter und Kind‘, Zürich; Altersheim in Jongny ob Vevey, in: *Das Werk*, 1950, H. 11, S. 340f.
- ²²² Frida Huggenberg, Reform in der Küche, in: *Das Werk*, 1928, H. 2, S. 38ff., hier 41.
- ²²³ Georg Schmidt, Die Kleinküche, in: *Das Werk*, 1930, H. 6, S. 190ff., hier 192.
- ²²⁴ «Sollen Männer kochen lernen?», Elektrizitäts-Werbung, in: *Das Werk*, 1940, H. 3/4, S. XXV.
- ²²⁵ «Junge Eheleute aufklären?», Elektrizitäts-Werbung, in: *Das Werk*, 1940, H. 5, S. XI.
- ²²⁶ Vgl. Fallbeispiel D, S. 126ff.
- ²²⁷ Bücher, Ich liebe Dich, in: *Das Werk*, 1943, H. 12, S. XXI.
- ²²⁸ O. K., Alvar und Aino Aalto, in: *Werk-Chronik*, 1948, H. 8, S. *106*f.
- ²²⁹ S. G., Aino Aalto, Nachruf, in: *Werk-Chronik*, 1949, H. 3, S. *30*.
- ²³⁰ Beate Schnitter, Probleme und Möglichkeiten des Wohneigentums, in: *Das Werk*, 1959, H. 9, S. 326f.

- ²³¹ D. O., Glanz und Elend der Wettbewerbe aus der Perspektive des Familienlebens, in: *Werk-Chronik*, 1961, Nr. 8, S. 168*ff., hier 169*.
- ²³² Silvia Kugler, Bauen – der Wunsch aller, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 24.
- ²³³ Madame X..., Eine prosaische Geschichte... aber sehr von heute!, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 70f.
- ²³⁴ Waschküche überflüssig, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 80.
- ²³⁵ Vgl. weiter etwa: Otto Kolb, Waschmaschine oder Waschküche, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 3, S. 49ff.
- ²³⁶ Vgl. II 1.2.2. Zonierung der Stadt, S. 81ff., und 1.2.3. Entflechtung des Grundrisses, S. 83ff.
- ²³⁷ A. A., Die Küche in Ihrem Heim, inkl. Die Beziehung der Küche zum Eßplatz, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 2, S. 41ff.
- ²³⁸ E. Zietzschmann, Kühlschrankschrank und Küche, in: *Bauen + Wohnen*, 1949, Nr. 5, S. 44ff.
- ²³⁹ E. Zietzschmann, Wie sich der Architekt den Kochherd wünscht, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 4, S. 47ff.
- ²⁴⁰ Vgl. etwa Werbung für «Elcalor» Aarau, in: *Bauen + Wohnen*, 1949, Nr. 5, S. 55.
- ²⁴¹ Prof. Biäsch, Wie verschönern wir die Arbeit der Hausfrau?, in: *Bauen + Wohnen*, 1957, H. 1, S. 30.
- ²⁴² Zietzschmann, SAFFA 1958, in: *Bauen + Wohnen*, 1958, Nr. 7, Chronik, S. (220)f.
- ²⁴³ L. S., Ein Haus am Steilhang in Baden, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 2, S. 29.
- ²⁴⁴ üe, Einfamilienhaus in Uitikon, in: *Bauen + Wohnen*, 1959, Nr. 12, S. 429ff.
- ²⁴⁵ Ionel Schein, France construit, inkl. Bauten in der Region Südost, in: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 5, S. 183ff., hier 204.
- ²⁴⁶ Henri Naef, Marguerite Burnat-Provins (1872–1952), in: *Heimatschutz*, 1953, Nr. 1, S. 23ff.
- ²⁴⁷ L., Die erste Schweizer Frau im Zentralvorstand, in: *Heimatschutz*, 1959, Nr. 2, S. 72.
- ²⁴⁸ Ebd., S. 74f.
- ²⁴⁹ R. G., Gedanken eines Thurgauer Maitlis über Heimatschutz, in: *Heimatschutz*, 1926, Nr. 4, Juni/Juli, S. 53ff., hier 58.
- ²⁵⁰ Ein Portrait Roedersteins findet sich auf S. 99.
- ²⁵¹ Carl Brun, Die schweizerische Kunstausstellung im Börsensaal zu Zürich, in: *SBZ*, 1886, Bd. VII, Nr. 18, S. 111ff., hier 111.
- ²⁵² Die alte und die neue Richtung in der Baukunst, in: *SBZ*, 1898, Bd. XXXII, Nr. 11, S. 82ff.; Nr. 12, S. 91ff., hier 92.
- ²⁵³ Miscellanea, P. M., Ausstellung ‚Das neue Heim‘ im Kunstgewerbemuseum Zürich, in: *SBZ*, 1926, Bd. 88, Nr. 19, S. 267, und Nr. 23, S. 311f.
- ²⁵⁴ Peter Meyer, ‚Saffa‘, Schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit, in: *SBZ*, 1928, Bd. 92, Nr. 9, S. 117f.
- ²⁵⁵ Lore Wyss, SAFFA 1958, Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit in Zürich, in: *SBZ*, 1958, H. 16, S. 243ff.
- ²⁵⁶ P. M., Architektur-Diplomarbeiten an der E.T.H., in: *SBZ*, 1929, Bd. 94, Nr. 14, S. 172f., sowie 1930, Bd. 96, Nr. 6, S. 77.
- ²⁵⁷ Ueber die Frequenz der E.T.H. 1929/30, in: *SBZ*, 1930, Bd. 96, Nr. 18, S. 259.
- ²⁵⁸ Hans Marti/Lux Guyer, 2 1/2 Geschosssel, in: *SBZ*, 1953, Nr. 2, S. 18f.
- ²⁵⁹ Lisbeth Sachs, Laie und Architekt – ihr Verhalten zur heutigen Kunst und Architektur, in: *SBZ*, 1954, Nr. 13, S. 177.
- ²⁶⁰ Berta Rahm, Der erste internationale Architektinnenkongress in Paris 1963, in: *SBZ*, 1963, H. 39, S. 687f. und Lisbeth Sachs, Mitteilungen, in: H. 51, S. 903.
- ²⁶¹ Sigfried Giedion, Bauhaus und Bauhauswoche zu Weimar, in: *Das Werk*, 1923, H. 9, S. 232ff., hier 232.
- ²⁶² Hans Bernoulli blieb bis 1929 und wurde ab dem Jahr 1930 von Peter Meyer abgelöst, der 12 Jahre *Werk*-Redaktor sein sollte und erst 1942 infolge des Werkbund-Streits durch Alfred Roth und Gotthard Jedlicka ersetzt werden sollte. S.W.B. und B.S.A. waren damals bestrebt, die beiden Verbände gleichmässiger zu Wort kommen zu lassen, ergo wurde ein neues Programm erstellt, ergo eine neue Redaktion eingesetzt, so die offizielle Argumentation.
- ²⁶³ H. Bernoulli, Zwischen Kunst und Technik, in: *Das Werk*, 1928, H. 1, S. 1ff., hier 1.
- ²⁶⁴ Hans Bernoulli, Wechsel in der Redaktion des ‚Werk‘, in: *Das Werk*, 1929, H. 12, S. 383.
- ²⁶⁵ Zu Peter Meyer siehe auch: Katharina Medici-Mall, *Im Durcheinandertal der Stile. Architektur und Kunst im Urteil von Peter Meyer (1894–1984)*, Basel 1998.
- ²⁶⁶ «Situation der Architektur 1940» – Diskussion: Fritz Flueler, in: *Das Werk*, 1941, H. 2, S. 50ff., hier S. 51.
- ²⁶⁷ Peter Meyer, «Situation der Architektur 1940» – Antworten auf Entgegnungen, in: *Das Werk*, 1941, H. 4, S. 111ff., hier 111.
- ²⁶⁸ Ebd., S. 112.
- ²⁶⁹ Der italienische Architekt Aldo Rossi publizierte 1966 das Buch *L'Architettura della Città* und brachte damit an der Schwelle zur Postmoderne die Geschichte gewissermassen zurück ins Bauen.
- ²⁷⁰ Peter Meyer, «Situation der Architektur 1940» – Antworten auf Entgegnungen, in: *Das Werk*, 1941, H. 4, S. 111ff., hier 115 und 118.
- ²⁷¹ Adolf Max Vogt, Das Problem, Zeitgenosse zu sein, in: *Das Werk*, 1955, H. 8, S. 257ff.
- ²⁷² Antwort und Gegenantwort von Franz Roh und A. M. Vogt sowie Hans Hildebrandt finden sich in: *Werk-Chronik*, 1955, H. 11, S. *222/223*; sowie Nr. 12, S. *243/244*.
- ²⁷³ Die Wallfahrtskapelle in Ronchamp mit Anmerkungen von Alfred Roth, in: *Das Werk*, 1955, H. 12, S. 375ff.
- ²⁷⁴ Felix Schwarz, Tribüne, Zu einem neuen Architekturbuch, «Lieber Benedikt», in: *Werk-Chronik*, 1960, Nr. 4, S. 58/59*, hier 58*.
- ²⁷⁵ Der kleine Kommentar, Brief an einen Redaktor, in: *Werk-Chronik*, 1960, Nr. 5, S. 75*.
- ²⁷⁶ Franz Füegs Antwort findet sich in: *Bauen + Wohnen*, 1960, Nr. 8, S. VIII 26.
- ²⁷⁷ S. Giedion, Die Humanisierung der Stadt, in: *Das Werk*, 1952, H. 11, S. 345ff., hier 346.
- ²⁷⁸ Vgl. S. 37ff.
- ²⁷⁹ Theo Schmid, Die Entwicklung des individuellen Wohnraumes, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 55f.

- ²⁸⁰ Auszug aus dem Bericht des Museum of Modern Art über einen amerikanischen Architekturkongress, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 4, S. 41 und 54, hier 41.
- ²⁸¹ Skidmore, Owings & Merrill, in: *Bauen + Wohnen*, 1957, Nr. 4.
- ²⁸² Vgl. hierzu: Christof Kübler, «Standbilder des Zürcher Architekturgeschehens», in: *50 Jahre Auszeichnungen für gute Bauten in der Stadt Zürich*, Zürich 1995, S. 47–59, hier 54.
- ²⁸³ Ihr f, Brief an einen Kommentator, in: *Bauen + Wohnen*, 1960, H. 8, S. VIII 26f.
- ²⁸⁴ Rudolf Schoch, Der neue Bauernhof, in: *Heimatschutz*, 1962, Nr. 1, S. 8ff.
- ²⁸⁵ E. Laur, Zum Geleit, in: *Heimatschutz*, 1962, Nr. 3/4, S. 89.
- ²⁸⁶ E. L., Umbruch auf dem Lande, in: *Heimatschutz*, 1962, Nr. 1, S. 8.
- ²⁸⁷ Vgl. <http://ballenberg.ch/de/Info/Portrait>.
- ²⁸⁸ Die wichtigsten Freilichtmuseen in Europa, in: *Heimatschutz*, 1962, Nr. 3/4, S. 112ff.
- ²⁸⁹ Drei Pressemitteilungen des Schweizer Heimatschutzes, a) Die Gestaltung moderner Bauernhöfe, in: *Heimatschutz*, 1963, Nr. 1, S. 31f.
- ²⁹⁰ Jakob Zweifel, ‚Heimatschutz im Dorf‘, dargestellt an der Schweiz. Landesausstellung 1964 in Lausanne, in: *Heimatschutz*, 1965, Nr. 1, S. 3ff.
- ²⁹¹ Peter Arbenz, Zum Bau neuer Bauernhäuser, in: *Heimatschutz*, 1965, Nr. 1, S. 22ff.
- ²⁹² Vgl. etwa Gernot Böhme, *Architektur und Atmosphäre*, München 2006; sowie Vortrag desselben an der ETHZ (bei Prof. Dr. Ákos Moravánsky) vom 21.5.2003.
- ²⁹³ Der kleine Kommentar, Brief an einen Redaktor, in: *Werk-Chronik*, 1960, Nr. 5, S. 75*.
- ²⁹⁴ Ihr f, Brief an einen Kommentator, in: *Bauen + Wohnen*, 1960, H. 8, S. VIII 26f.
- ²⁹⁵ Alvar Aalto, Die Feinde der Architektur, in: *Bauen + Wohnen*, 1965, H. 3, S. III 14ff., hier 18.
- ²⁹⁶ Jeff Hearn, Patriarchy, Professionalisation and the Semi-professions, in: *The Gender of Oppression. Men, Masculinity, and the Critique of Marxism*, Brighton 1987, S. 124 resp. 126.
- ²⁹⁷ Ulla Terlinden, Susanna von Oertzen, *Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933*, Berlin 2006.
- ²⁹⁸ E. Zietzschmann, Wie sich der Architekt den Kochherd wünscht, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 4, S. 47ff.
- ²⁹⁹ Norbert M. Schmitz, Zwischen Aufklärung und Darwinismus, Anmerkungen zum Wandel von Wissenschaftsparadigmen und Naturdarstellung in der Moderne, in: Bernhard Kleeberg, Tilmann Walter, Fabio Crivellari (Hg.), *Urmensch und Wissenschaften. Eine Bestandesaufnahme*, Darmstadt 2005, S. 289–312, hier 302.
- ³⁰⁰ de.wikipedia.org/wiki/Dichotom; Download vom 12.12.2008.
- ³⁰¹ Vgl. auch Sigrid Schmitz, Entweder – Oder? Zum Umgang mit binären Kategorien, in: Smilla Ebeling, Sigrid Schmitz (Hg.), *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006, S. 331–346.
- ³⁰² Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, Op. cit., wie Anm. 5, S. 338.
- ³⁰³ Haraway, in: Weed 1989, Op. cit., wie Anm. 23; zitiert nach Klinger 2005.
- ³⁰⁴ Ebd.
- ³⁰⁵ Bücher, Ich liebe Dich, in: *Das Werk*, 1943, H. 12, S. XXI.
- ³⁰⁶ Vgl. S. 104.
- ³⁰⁷ Neue Rentsch-Bücher, Inserat, in: *Das Werk*, 1943, H. 12, S. XXXVIII.
- ³⁰⁸ Vgl. Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1994, S. 884.
- ³⁰⁹ Diese Überlegungen verdanke ich einer hervorragenden Vorlesung von Andrea Maihofer zu Simone de Beauvoir und Iris von Roten, gehalten an der Universität Basel am 12. November 2008.
- ³¹⁰ Vgl. etwa Patricia Purtschert, *Postkoloniale Theorie. Europa provinzialisieren*, in: *Die WochenZeitung* vom 4. Mai 2006; oder Lilian Fankhauser, Vom gelungenen Reflexionsaustausch in der Geschlechterforschung. Zur Konferenz *Gender – Genre – Geschlecht, Travelling Concepts*, Tagungsbericht in: *Widerspruch* 53, 2. Halbjahr 2007.
- ³¹¹ Madame X..., Eine prosaische Geschichte... aber sehr von heute!, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 70f.
- ³¹² Waschküche überflüssig, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 80.
- ³¹³ Vgl. S. 40f.
- ³¹⁴ Vgl. Christina Thürmer-Rohr, Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Berlin 1992, S. 38–56.
- ³¹⁵ R. G., Gedanken eines Thurgauer Maitlis über Heimatschutz, in: *Heimatschutz*, 1926, Nr. 4, Juni/Juli, S. 53ff., hier 58.
- ³¹⁶ Ausstellung *Le Corbusier – The Art of Architecture*, Vitra Design Museum, Weil am Rhein, 29.9.2007–10.2.2008, kuratiert von Stanislaus von Moos, Arthur Rüegg und Mateo Kries; Zitat aus der Legende zu einem Foto Le Corbusiers, aufgenommen aus dem Flugzeug auf einer Reise nach Südamerika 1929.
- ³¹⁷ Allerlei Anregung, A. B., Corbusier gegen Corbusier, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 6, September, S. 95.
- ³¹⁸ Katharina Walgenbach, ‚Whiteness‘ und Weiblichkeit. Zur Konstruktion des ‚Weissseins‘, in: *halluziNoGene*, Textsammlung, S. 2; diese wiederum in: *alaska*, Nr. 222, Oktober 1998, S. 39–42; vgl. www.halluzinogene.org.
- ³¹⁹ Nina Stritzler-Levine, Three Visions of the Modern Home: Josef Frank, Le Corbusier, and Alvar Aalto, in: dies. (Hg.), *Josef Frank, Architect and Designer. An Alternative Vision of the Modern Home*, New York 1996, S. 16–29, hier 22.
- ³²⁰ Hier sei angemerkt, dass Tristan Weddigen, Professor der Kunstgeschichte der Neuzeit an der Universität Zürich, derzeit ein SNF-Forschungsprojekt zu *An iconology of the textile in art and architecture* führt.

- ³²¹ Vgl. hierzu etwa Patricia Purtschert, *Grenzfiguren. Kultur, Geschlecht und Subjekt bei Hegel und Nietzsche*, Frankfurt a. M. 2006.
- ³²² Für den Hinweis danke ich Prof. Dr. Brigitte Röder.
- ³²³ Joseph Aug. Lux, Technik und Schönheit. Grundsätze der Stein- und Eisenarchitektur, in: *SBZ*, 1909, Bd. LIII, Nr. 13, S. 160ff., hier 161 und 162 (erstes und zweites Zitat)/Nr. 15, 190ff., hier 193 (drittes Zitat).
- ³²⁴ A. Ramseyer, Hochbau-Normalien des schweizer. Verbandes zur Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaues, in: *SBZ*, 1922, Bd. LXXIX, Nr. 25, S. 312f.
- ³²⁵ P. Haller, Die Normung der im Hochbau verwendeten Baustoffe, in: *SBZ*, 1938, Bd. 112, Nr. 1, S. 4ff.
- ³²⁶ Mitteilungen, Vom amerikanischen Normenwesen, in: *SBZ*, 1929, Bd. 93, Nr. 1, S. 10.
- ³²⁷ Literatur, P. M., Rationeller Wohnungsbau, in: *SBZ*, 1927, Bd. 90, Nr. 2, S. 26.
- ³²⁸ Mitteilungen, Fensterlose Gebäude, in: *SBZ*, 1932, Bd. 99, Nr. 10, S. 128.
- ³²⁹ Das deutsche Kriegs-Einheitswohnhaus, in: *SBZ*, 1944, Bd. 123, Nr. 9, S. 105f.
- ³³⁰ Walter Bing, Vorfabrizierte Häuser in Frankreich, in: *SBZ*, 1946, Bd. 128, Nr. 1, S. 10f.
- ³³¹ Das vorfabrizierte Haus System Schindler-Göhner, in: *SBZ*, 1946, Bd. 128, Nr. 4, S. 41f.
- ³³² Werner Durth, Paul Sigel, *Baukultur, Spiegel gesellschaftlichen Wandels*, Berlin 2009, S. 374.
- ³³³ Marc Piccard, Schweizerischer Wettbewerb zur Erlangung von Vorschlägen für ganz billige Einfamilienhäuser mit Gartenland, in: *SBZ*, 1935, Bd. 106, Nr. 18, S. 211ff.
- ³³⁴ H. Bernhard Hoesli, Das Verhältnis von Funktion und Form in der Architektur als Grundlage für die Ausbildung des Architekten, in: *SBZ*, 1961, H. 34, S. 593ff., hier 594.
- ³³⁵ Ebd., S. 597.
- ³³⁶ Georg Schmidt, Werkbund und Industrie, in: *Das Werk*, 1932, H. 11, S. 332ff., hier 333.
- ³³⁷ Peter Meyer, Situation der Architektur 1940, in: *Das Werk*, 1940, H. 9, S. 241ff., hier 242.
- ³³⁸ Alfred Hässig, Moderne Strömungen in unserer Baukunst, in: *Das Werk*, 1924, H. 1, S. 26f.
- ³³⁹ p. m., Vortrag Alvar Aalto, in: *Das Werk*, 1941, H. 4, S. XVI.
- ³⁴⁰ PBV, Helsinki, Aino und Alvar Aalto, in: *Werk-Chronik*, 1948, H. 4, S. *42–44*, hier *44*.
- ³⁴¹ S. Giedion, Über Alvar Aaltos Werk, in: *Das Werk*, 1948, H. 9, S. 269ff., hier 269.
- ³⁴² Kay Fisker, Die Moral des Funktionalismus, in: *Das Werk*, 1948, H. 5, S. 131ff., hier 132/133.
- ³⁴³ a. r., Dänisches Bauforschungsinstitut, in: *Werk-Chronik*, 1948, H. 5, S. *65*.
- ³⁴⁴ a. r., Die Mechanisierung des menschlichen Lebens, in: *Werk-Chronik*, 1946, H. 7, S. *89/90*.
- ³⁴⁵ S. Giedion, Die Mechanisierung des Haushaltes, in: *Das Werk*, 1947, H. 9, S. 297ff.
- ³⁴⁶ Gottfried Schindler, Einfluss von Mechanisierung und Vorfabrikation auf Zeichnung und Projektierung, in: *Das Werk*, 1953, H. 1, S. 21ff.
- ³⁴⁷ Rudolf Steiger, Gestaltung der technischen Macht, in: *Das Werk*, 1958, H. 2, S. 50ff.
- ³⁴⁸ E. Zietschmann, Neue Baumethoden, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 3, S. 31.
- ³⁴⁹ Zie., System Schindler-Göhner, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 3, S. 34f.
- ³⁵⁰ Vgl. Fallbeispiele B, Zersiedelung, und E, Standard und Differenz im Wohnen, S. 76ff und 160ff.
- ³⁵¹ Jürgen Joedicke, Für eine lebendige Baukunst ..., in: *Bauen + Wohnen*, 1960, H. 8, S. 303ff., hier 303.
- ³⁵² Ernst May, Strukturveränderungen unserer Großstädte, in: *Bauen + Wohnen*, 1964, H. 10, S. X 8ff., hier 10.
- ³⁵³ S., Individuelle Fertigteilhäuser vom Fliessband, in: *Bauen + Wohnen*, 1965, H. 2, S. 77f.
- ³⁵⁴ Jan Despo, Das neuzeitliche Kulturzentrum – die Agora, in: *Bauen + Wohnen*, 1963, H. 2, S. 49ff., Bild S. 53.
- ³⁵⁵ A. B., Es geschehen Zeiten, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 4, Juni, S. 62.
- ³⁵⁶ A. B., Schultze-Naumburg und das Neue Bauen, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 6, September, S. 83f.
- ³⁵⁷ Allerlei Anregung, A. B., Corbusier gegen Corbusier, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 6, September, S. 95; Vgl. auch die Oktober-Ausgabe, Nr. 6, von 1931. Dort wird Le Corbusier zitiert, dass er das historische Zentrum von Paris nunmehr erhalten wolle.
- ³⁵⁸ Vgl. S. 135ff.
- ³⁵⁹ Ed. Guyer, Ueber Städteanlagen in Amerika, in: *Die Eisenbahn*, 1875, Bd. II, Nr. 19, S. 213ff., hier 214.
- ³⁶⁰ Vgl. etwa Concurrerenzen, in: *SBZ*, 1888, Bd. XI, Nr. 24, S. 155f.
- ³⁶¹ Inserat, in: *SBZ*, 1888, Bd. XII, Nr. 1, Titelseite.
- ³⁶² Miscellanea, Staatsbahnen, in: *SBZ*, 1888, Bd. XI, Nr. 2, S. 17f.
- ³⁶³ Th. P., Die XXIX. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Breslau, in: *SBZ*, 1888, Bd. XII, Nr. 9, S. 59f.
- ³⁶⁴ Vgl. etwa Patentliste, in: *SBZ*, 1888, Bd. XII, Nr. 2, S. 10f.
- ³⁶⁵ Miscellanea, Einführung der mitteleuropäischen Zeit in der Schweiz, in: *SBZ*, 1893, Bd. XXII, Nr. 25, S. 173.
- ³⁶⁶ Miscellanea, Stundenzonenzzeit, in: *SBZ*, 1893, Bd. XXI, H. 15, S. 98.
- ³⁶⁷ Die vierte Konferenz zur Vereinbarung einheitlicher Prüfungsmethoden für Bau- und Konstruktions-Materialien in Wien, in: *SBZ*, 1893, Bd. XXI, H. 26, S. 171ff.
- ³⁶⁸ Vgl. etwa Entwurf einer neuen schweizerischen Norm zur Berechnung des Honorars für Arbeiten der Architekten und Ingenieure, in: *SBZ*, 1891, Bd. XVIII, H. 23, S. 143ff.
- ³⁶⁹ Miscellanea, Schrittlängen, in: *SBZ*, 1894, Bd. XXIII, Nr. 4, S. 28f.
- ³⁷⁰ Miscellanea, In Zellen zerlegbare transportable Arbeiterhäuser, in: *SBZ*, 1901, Bd. XXXVII, Nr. 3, S. 28f.
- ³⁷¹ Miscellanea, Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911, in: *SBZ*, 1910, Bd. LV, H. 25, S. 343.
- ³⁷² B., Vom gegenwärtigen Stand der Arbeitsphysiologie, in: *SBZ*, 1931, Bd. 98, Nr. 26, 343f.
- ³⁷³ Unsere Münchener Kollegen, Architektur im Karneval, in: *SBZ*, 1929, Bd. 93, Nr. 8, S. 102f., hier 102.

- ³⁷⁴ Mitteilungen, Die Baukosten in Zürich, in: *SBZ*, 1946, Bd. 128, Nr. 16, S. 211.
- ³⁷⁵ Vgl. etwa K. Daeves, Grosszahl-Methodik als Erkenntnismittel in Technik und Wirtschaft, in: *SBZ*, 1949, Nr. 17, S. 233ff.
- ³⁷⁶ Mitteilungen, Die Möglichkeiten in der Darstellung von Plänen, in: *SBZ*, 1946, Br. 127, Nr. 20, S. 253.
- ³⁷⁷ M. Kronenberg, Normalisierung, in: *Das Werk*, 1922, H. 7, S. 147f.
- ³⁷⁸ Wilhelm Kienzle, Die Normalisierung der Möbel, in: *Das Werk*, 1927, H. 8, S. 244f.
- ³⁷⁹ Friedrich Bernet, Bedarfs-Forschung, in: *Das Werk*, 1927, H. 8, S. 247ff., hier 248.
- ³⁸⁰ W. Moser, Frank Lloyd Wright und die amerikanische Architektur, in: *Das Werk*, 1925, H. 5, S. 129ff.
- ³⁸¹ Richard Neutra, Architekten und Bauwesen in Chicago, in: *Das Werk*, 1925, H. 5, S. 143ff.
- ³⁸² Alfred Roth, Planen und Bauen in USA, in: *Das Werk*, 1945, H. 9, S. 257ff.
- ³⁸³ a. r., Tagung für Erdstrahlenforschung im Schloss von La Sarraz, in: *Das Werk*, 1943, H. 9, S. XXVf.
- ³⁸⁴ Normalisierungen des Finnischen Architektenverbandes, in: *Das Werk*, 1944, H. 2, S. 65ff.
- ³⁸⁵ Die NILBO-Bauweise, in: *Das Werk*, 1945, H. 1, S. 29ff.
- ³⁸⁶ Ernst Stockmeyer, Wandlungen der Architektur-Theorie und -Praxis im Altertum, in: *Das Werk*, 1944, H. 9, S. 263ff., hier 263.
- ³⁸⁷ W. R., Dokumentar-Tonfilm ‚Normen + Formen‘, in: *Werk-Chronik*, 1952, H. 9, S. *132/133*, hier 132*.
- ³⁸⁸ Bernhard Hoesli, Le Corbusiers Modulor, in: *Das Werk*, 1954, H. 1, S. 15ff., hier 15.
- ³⁸⁹ Eine entsprechende Skizze ist zu finden in: Flora Samuel, *Le Corbusier. Architect and Feminist*, Chichester 2004, S. 63.
- ³⁹⁰ Arbeitsraum von Prof. Dr. W. L., Zürich, in: *Bauen + Wohnen*, 1948, Nr. 2, S. 52f.
- ³⁹¹ Franz Füeg, Über die Planung der Universität vom Pundschar in Lahore, in: *Bauen + Wohnen*, 1962, Nr. 11, S. 446ff.
- ³⁹² Das Symposion von Delos, in: *Bauen + Wohnen*, 1963, Nr. 11, S. XI 18f., hier 18.
- ³⁹³ Vgl. hierzu: Michelle Provoost, ‚New Towns‘ an den Fronten des Kalten Krieges. Moderne Stadtplanung als Instrument im Kampf um die Dritte Welt, in: *Archplus* 183, Mai 2007, S. 63ff. Vgl. auch Fallbeispiel F, Architektur und Kalter Krieg, S. 163ff.
- ³⁹⁴ Franz Füeg, Wie die Architektur von morgen sein wird?, in: *Bauen + Wohnen*, 1964, H. 5, S. 173.
- ³⁹⁵ Vgl. etwa SHS Verkaufsgenossenschaft, IV. Wettbewerb, in: *Heimatschutz*, 1917, Nr. 3, März, S. 48.
- ³⁹⁶ SHS, Zum V. Wettbewerb der Verkaufsgenossenschaft, in: *Heimatschutz*, 1920, Heft Nr. 4, Juli/Aug., S. 73ff., Bild S. 75.
- ³⁹⁷ G. Bener-Lorenz, Filisur, in: *Heimatschutz*, 1916, Nr. 3, März, S. 33ff., hier 34.
- ³⁹⁸ A. B., Weltheimatschutz, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 6, September, S. 84.
- ³⁹⁹ Ebd.
- ⁴⁰⁰ Auszug aus dem Jahresbericht 1944, inkl. Ausblick, in: *Heimatschutz*, 1945, H. 2, S. 75ff., hier 79.
- ⁴⁰¹ Der englische Heimatschutz (The National Trust), in: *Heimatschutz*, 1965, Nr. 4, S. 109ff.
- ⁴⁰² Red., Zum Geleit, in: *Heimatschutz*, 1965, Nr. 4, S. 109.
- ⁴⁰³ Vgl. *Zeitreise – Highlights aus 50 Jahren Fernsehen* (36–40), www.sf.tv/sendungen/myschool/detailinfo.php?docid=3208 (Download vom 4.5.2009).
- ⁴⁰⁴ SWB, Ortsgruppe Zürich, 16x die gleiche Wohnung, in: *Werk*, 1974, Heft 12, S. 1445–1448.
- ⁴⁰⁵ Unternehmergeist und soziales Bewusstsein, in: www.ernst-goehner-stiftung.ch/stiftung/stifter/default.htm (Download vom 4.5.2009).
- ⁴⁰⁶ Thomas P. Hughes, ‚Appel aux Industriels‘, in: Stanislaus von Moos (Hg.), *L'Esprit Nouveau. Le Corbusier und die Industrie 1920–1925*, Zürich/Berlin 1987, S. 26–31.
- ⁴⁰⁷ Ebd., S. 30f.
- ⁴⁰⁸ Hugo Weber, Raum – Zeit – Architektur, in: *Das Werk*, 1944, H. 3, S. 96–100.
- ⁴⁰⁹ Alfred Roth, Planen und Bauen in USA, in: *Das Werk*, 1945, H. 9, S. 257–267.
- ⁴¹⁰ Max Bill, USA baut, in: *Werk-Chronik*, 1945, H. 11, S. *129*/*131*, hier *131*.
- ⁴¹¹ f, Am Rande, in: *Bauen + Wohnen*, 1959, Nr. 7, S. 225.
- ⁴¹² Vgl. etwa Roman Hollenstein, Eine Stadtcollage in Kreuzberg. Erweiterung des GSW-Hauptsitzes von Sauerbruch und Hutton, *NZZ*-Beitrag vom 3.9.1999, hier in: *Nextroom*, Archiv zeitgenössischen Bauens (www.nextroom.at/building_article.php?building_id=1701).
- ⁴¹³ Sozialer Wohnungsbau an der Stalin-Allee in Ost-Berlin, in: *Werk-Chronik*, 1954, H. 5, S. *104*.
- ⁴¹⁴ Monica Hennig-Schefold, Berliner Bauformen der zwanziger Jahre, in: *Das Werk*, 1966, H. 5, hier S. 108.
- ⁴¹⁵ Vgl. S. 147ff.
- ⁴¹⁶ Provoost, in *Archplus* 2007, Op. cit., wie Anm. 388.
- ⁴¹⁷ Vgl. The Central Intelligence Agency, Art, CIA Original Headquarters Building, Langley, Virginia, Fotografie von Taryn Simon, in: *Deutsche Börse Photography Prize 2009*, Paul Graham, Emily Jacir, Tod Papageorge, Taryn Simon, Berlin 2009, S. 121.
- ⁴¹⁸ Philipp Oswalt u. a., *Bauhaus Streit, 1919–2009, Kontroversen und Kontrahenden*, Ostfildern 2009.
- ⁴¹⁹ S. etwa das Gespräch zwischen Alan Colquhoun und Mary McLeod vom 3.2.2009 am niederländischen Berlage Institute zu *Contemporary Architecture and the Question of (Architectural) History*, vgl. www.berlage-institute.nl/events/details/2009_02_03_contemporary_architecture_and_the_question_of_architectural_history (Download vom 23.7.2009).
- ⁴²⁰ Vgl. S. 68.

-
- ⁴²¹ Vgl. hierzu etwa Henry Ford, *My Life and Work*, London 1923.
- ⁴²² Hughes, in: von Moos 1987, Op. cit., wie Anm. 401, S. 30.
- ⁴²³ Ebd.
- ⁴²⁴ Kulke 1985, Op. cit., wie Anm. 180, S. 55/56.
- ⁴²⁵ Hannelore Bublitz, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a. M. 1998, S. 17.
- ⁴²⁶ Adolf Max Vogt, Entwurf zu einer Architekturgeschichte 1940–1980, in: Adolf Max Vogt, Ulrike Jehle-Schulte Strathaus, Bruno Reichlin, *Architektur 1940–1980*, Frankfurt a. M./Wien/Berlin 1980.
- ⁴²⁷ Ebd., S. 21.
- ⁴²⁸ Vgl. S. 88ff.
- ⁴²⁹ Vgl. hierzu etwa auch ‚Typerie‘, Typus und Theorie, in: Laurent Stalder, *Hermann Muthesius, 1861–1927. Das Landhaus als kulturgeschichtlicher Entwurf*, Zürich 2008.
- ⁴³⁰ Jacques Gubler, Einleitung, in: ETHZ/Lehrstuhl Mario Campi, *ABC: Beiträge zum Bauen 1924–1928*, Zürich 1977, keine Seitenzahl.
- ⁴³¹ ABC, 1926, Nummer 1, Zweite Serie, in: ETHZ/Lehrstuhl Mario Campi, *ABC: Beiträge zum Bauen 1924–1928*, Zürich 1977, S. 1 von 1/1926.
- ⁴³² Ebd., S. 1/2 von 3/1926.
- ⁴³³ Das Bauen und die Norm, in: *Beiträge zum Bauen 1924–1928*, S. 2, 4 von 3/1926.
- ⁴³⁴ Georg Schmidt, Werkbund und Industrie, in: *Das Werk*, 1932, H. 11, S. 332ff., hier 333.
- ⁴³⁵ Vgl. etwa Peter Meyer, *Moderne Architektur und Tradition*, Zürich 1927.
- ⁴³⁶ Peter Meyer, *Situation der Architektur 1940*, in: *Das Werk*, 1940, H. 9, S. 241ff., hier 242.
- ⁴³⁷ Streiff SWB, Historismus und «Wohnen 1940», in: *Das Werk*, 1940, H. 12, S. 365ff.
- ⁴³⁸ Fritz Flueler, 1. Situation der Architektur 1940. Eine Antwort, in: *Das Werk*, 1941, H. 2, S. 50ff., hier 51.
- ⁴³⁹ Peter Meyer, «Situation der Architektur 1940» – Antworten auf Entgegnungen, in: *Das Werk*, 1941, H. 4, S. 111ff.
- ⁴⁴⁰ Ebd., S. 115 resp. 118.
- ⁴⁴¹ p. m., Vortrag Alvar Aalto, in: *Das Werk*, 1941, H. 4, S. XVI.
- ⁴⁴² Vgl. S. 169ff.
- ⁴⁴³ Vgl. S. 48ff.
- ⁴⁴⁴ Vgl. *Duden*, Mannheim 1996, S. 501.
- ⁴⁴⁵ Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, S. 328–364, sowie eine Vorlesung Cornelia Klingers, gehalten am 4.2.2008 bei Prof. Britta Schinzel am Institut für Informatik und Gesellschaft, Albert-Ludwigs-Universität Breiburg i. Br.
- ⁴⁴⁶ Adolf Max Vogt, wie Anm. 421.
- ⁴⁴⁷ Daniel Kündig, in: CRB, 50 Jahre, *Tec21. Dossier*, Mai 2009, S. 7.
- ⁴⁴⁸ Klinger, in: Bußmann, Hof 2005, Op. cit., wie Anm. 5, S. 334, 337.
- ⁴⁴⁹ Vgl. *Duden*, Mannheim 1996, S. 528.
- ⁴⁵⁰ Ebd., vorderer Umschlag: «Das Standardwerk zu allen Fragen der Rechtschreibung».
- ⁴⁵¹ Ebd., S. 704.
- ⁴⁵² Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen 2006, S. 20.
- ⁴⁵³ Ebd., S. 39.
- ⁴⁵⁴ Studium des alten Ägyptens anlässlich einer Reise der Autorin ins Tal der Könige im Jahre 1980.
- ⁴⁵⁵ Vgl. Jan Assmann, *Die Mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus*, München 2003; Mirjam-Kerstin Holl, *Semantik und soziales Gedächtnis. Die Systemtheorie Niklas Luhmanns und die Gedächtnistheorie von Aleida und Jan Assmann*, Würzburg 2003.
- ⁴⁵⁶ Vgl. Irène Zumsteg, Gute Geister, in: *Natürlich leben*, Zeitschrift der Gesundheitskasse EGK (die von sich sagt: Die EGK ist die Gesundheitskasse, die sich seit Jahren für die Chancengleichheit zwischen der Schulmedizin und der Naturmedizin einsetzt [aus: www.4egk.ch/de/index.php, Download vom 14.5.2009]), 2009, Nr. 5, 2009, S. 67.
- ⁴⁵⁷ Vgl. www.asienundeuropa.uzh.ch/events/conference2009_en.html (Download vom 4.9.2009); der Referent war Christoph Uehlinger aus Zürich.

III DEKONSTRUKTION, KRITIKEN

- ⁴⁵⁸ Vgl. hierzu etwa Susanne Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Grossstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen 2003, S. 187ff.
- ⁴⁵⁹ François Dosse, *Geschichte des Strukturalismus, Band 1: Das Feld des Zeichens 1945–1966*, Hamburg 1996, S. 196.
- ⁴⁶⁰ Ebd., S. 12.
- ⁴⁶¹ Ebd., S. 10f.
- ⁴⁶² Ebd.
- ⁴⁶³ Ebd., S. 195f.
- ⁴⁶⁴ Adolf Max Vogt, Das Problem, Zeitgenosse zu sein, in: *Das Werk*, 1955, H. 8, S. 257ff.
- ⁴⁶⁵ Dosse, Op. cit., S. 218f.
- ⁴⁶⁶ Vogt 1955, Op. cit., S. 258.
- ⁴⁶⁷ Vgl. 112ff.

- ⁴⁶⁸ Vogt 1955, Op. cit., S. 259.
- ⁴⁶⁹ Die Betonung des Bauens selbst ist insofern relevant, als in Le Corbusiers theoretischem Werk bereits ab 1929 ein Wandel seiner Haltung auszumachen ist, wie in Teil II der Arbeit nachzulesen ist.
- ⁴⁷⁰ Stefan Münker, Alexander Roesler, *Poststrukturalismus*, Suttgart, Weimar 2000, S. XI.
- ⁴⁷¹ Ebd., S. 32.
- ⁴⁷² Peter V. Zima, *Die Dekonstruktion*, Tübingen, Basel 1994, S. 30f.
- ⁴⁷³ Jean-François Lyotard, *Das Patchwork der Minderheiten. Für eine herrenlose Politik*, Berlin 1977, S. 52.
- ⁴⁷⁴ Ebd., S. 68f.
- ⁴⁷⁵ Gabriel Kuhn, Tier-Werden, Schwarz-Werden, Frau-Werden. Eine Einführung in die politische Philosophie des Poststrukturalismus, Münster 2005, S. 77f.
- ⁴⁷⁶ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991, S. 17.
- ⁴⁷⁷ Ebd., S. 18.
- ⁴⁷⁸ Tagung *Drinnen und Draussen – vergeschlechtlichte Räume und widerständige Praktiken*, Technische Universität Dortmund, 13. November 2009; Informationen unter www.netzwerk-frauenforschung.nrw.de/download/jahrestagung_netzwerk_raum_geschlecht.pdf (Download vom 17.12.2009).
- ⁴⁷⁹ Christina Thürmer-Rohr, Einführung – Forschen heisst wühlen, in: Studienschwerpunkt ‚Frauenforschung‘ am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin (Hg.), *Mittäterschaft und Entdeckungslust*, Berlin 1990, S. 16.
- ⁴⁸⁰ Vgl. Fallbeispiel C, S. 123ff.
- ⁴⁸¹ Carola Meier-Seethaler, Was heisst und was leistet emotionale Vernunft?, in: dies., *Macht und Moral. 16 Essays zur Aufkündigung patriarchaler Denkmuster*, Zürich 2007, S. 149.
- ⁴⁸² Carola Meier-Seethaler, Gibt es eine wertfreie Wissenschaft?, in: dies., *Macht und Moral. 16 Essays zur Aufkündigung patriarchaler Denkmuster*, Zürich 2007, S. 88.
- ⁴⁸³ Vgl. S. 132f.
- ⁴⁸⁴ Vgl. S. 135ff.
- ⁴⁸⁵ Vgl. S. 88ff.
- ⁴⁸⁶ M. P.-U., Gedanken einer Frau zum ‚Neuen Heim‘, in: *SBZ*, 1926, Bd. 88, Nr. 26, S. 353f., hier 353.
- ⁴⁸⁷ Albert Baur, Schultze-Naumburg und das Neue Bauen, in: *Heimatschutz*, 1929, Nr. 6, September, S. 81ff., hier 83/84.
- ⁴⁸⁸ Mitteilungen, Ueber Logik und Gefühl in der modernen Architektur, in: *SBZ*, 1932, Bd. 100, H. 22, S. 292.
- ⁴⁸⁹ Vgl. S. 118.
- ⁴⁹⁰ Theo Schmid, Die Entwicklung des individuellen Wohnraumes, in: *Bauen + Wohnen*, 1947, Nr. 1, S. 55f.
- ⁴⁹¹ Miscellanea, «Torhaus und Baukasten», in: *SBZ*, 1906, Bd. XLVII, Nr. 21, S. 258.
- ⁴⁹² Hans Marti, «Machen Sie diesen Blödsinn nicht», in: *SBZ*, 1961, H. 19, S. 327; s. auch Antwort von Hans Marti, Expressstrassen im Stadtorganismus, in: *SBZ*, 1961, H. 31, S. 541ff.
- ⁴⁹³ Gemäss Claude Ruedin anlässlich der Buchvernissage von *Hans Marti. Pionier der Raumplanung* vom 25.11.2008 in Zürich.
- ⁴⁹⁴ Sigfried Giedion, *Architektur und Gemeinschaft. Tagebuch einer Entwicklung*, Hamburg 1956, S. 77, 261f.
- ⁴⁹⁵ Osterbetrachtung der Herausgeber, Mensch und Technik, in: *SBZ*, 1948, Nr. 13, S. 173ff., hier 175.
- ⁴⁹⁶ Buchbesprechungen, A. O., Hochmut und Angst, in: *SBZ*, 1958, H. 47, S. 714f., hier 715.
- ⁴⁹⁷ Teresa Brennan, Ursprungsphantasie und soziale Konstruktion der Natur, in: Scheich 1996, Op. cit., wie Anm. 6, S. 249–275, hier 250.
- ⁴⁹⁸ Wolfgang Pauli, Die Wissenschaft und das abendländische Denken, in: *SBZ*, 1959, H. 1, S. 1ff., hier 1.
- ⁴⁹⁹ Ebd., hier S. 4.
- ⁵⁰⁰ Andrew Leach, Anthony Moulis & Nicole Sully (Hg.), *Shifting Views. Selected Essays on the Architectural History of Australia and New Zealand*, St Lucia, Queensland 2008.
- ⁵⁰¹ Hannah Lewi, Foreword, in: Leach, Moulis, Sully (Hg.) 2008, Op. cit., S. v.
- ⁵⁰² Als Bauberaterin der Gemeinde Uitikon im Kanton Zürich kennt die Autorin diese Geschichte aus eigener Erfahrung.
- ⁵⁰³ Andrea Maihofer in ihrem Einführungsreferat der Schweizer Gender-Kollegien 2005–2008, Universität Zürich, gehalten am 28.10.2005.
- ⁵⁰⁴ Albert Pope, *Ladders*, Houston 1996.
- ⁵⁰⁵ Ebd., S. 23.
- ⁵⁰⁶ Sally A. Marston, Keith Woodward, John Paul Jones III, *Spatial Ontologies of Globalization*, Arizona 2007, Discussion Paper.
- ⁵⁰⁷ Vgl. UN-Webseite (www.un.org/millenniumgoals/pdf/The%20Millennium%20Development%20Goals%20Report%202008.pdf) [Download vom 5.6.2009].
- ⁵⁰⁸ Vgl. UN-Webseite (www.ohchr.org/EN/UDHR/Pages/Language.aspx?LangID=ger) [Download vom 4.6.2009].
- ⁵⁰⁹ Seyla Benhabib, *Die Rechte der Anderen*, Frankfurt a. M. 2008.
- ⁵¹⁰ Ebd., S. 8.
- ⁵¹¹ Im Rahmen des ETH Forums Wohnungsbau 2009 zum Thema *Hoch hinaus oder in die Breite?* vom 27.4.2009 in Zürich.
- ⁵¹² Vgl. Webseite der Holcimfoundation (www.holcimfoundation.org/T215/Gold-Venezuela.htm) [Download vom 5.6.2009].
- ⁵¹³ Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M. 1982.

-
- ⁵¹⁴ Michel Foucault, Vorlesung 4 (Sitzung vom 1. Februar 1978), in: Michel Sennelart (Hg.), *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*, Frankfurt a. M. 2004, S. 139.
- ⁵¹⁵ Ebd., S. 141f.
- ⁵¹⁶ Werner Durth, Paul Sigel, *Baukultur, Spiegel gesellschaftlichen Wandels*, Berlin 2009.
- ⁵¹⁷ Ebd., S. 371.
- ⁵¹⁸ Ebd., S. 372.
- ⁵¹⁹ Ebd.
- ⁵²⁰ Für den Hinweis auf das Buch danke ich Prof. Dr. Mary Pepchinski, Berlin/Dresden.
- ⁵²¹ Brigitte Reimann, *Franziska Linkerhand*, Berlin 2009, S. 195f. (erstmalig erschienen 1974).
- ⁵²² Ebd., S. 154.
- ⁵²³ Ebd., S. 160.
- ⁵²⁴ Ebd., S. 244.
- ⁵²⁵ Vgl. S. 182.
- ⁵²⁶ Durth, Sigel 2009, Op. cit., S. 378.
- ⁵²⁷ Ebd.
- ⁵²⁸ Ebd., S. 377.
- ⁵²⁹ Angelus Eisinger, *Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970*, Zürich 2004, S. 117.
- ⁵³⁰ Durth, Sigel 2009, Op. cit., S. 376.
- ⁵³¹ Ebd., S. 377.
- ⁵³² Susanne Frank, Suburbias Frauen – am Rande oder im Zentrum der Gesellschaft?, in: *Wolkenkuckucksheim*, 10. Jg., Heft 1: From Outer Space: Architekturtheorie ausserhalb der Disziplin (Teil 1), September 2006, Onlineausgabe (www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/wolke/deu).
- ⁵³³ Vgl. S. 175ff.
- ⁵³⁴ Vandana Shiva, «Benutzen Sie Ihre Hände!», Interview von Bettina Dyttrich, in: *WoZ* vom 12.11.2009, S. 6.
- ⁵³⁵ Hannah Arendt, *Vita activa*, Stuttgart 1960, S. 164f.
- ⁵³⁶ Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 1987, S. 278.
- ⁵³⁷ Susanne Frank 2006, Op. cit.
- ⁵³⁸ Hier sei angemerkt, dass es sich etwa der Architekt und ETH-Professor Gion A. Caminada zu einem Ziel gesetzt hat, wieder Orte zu schaffen. So heisst auch das Semesterprogramm FS 2010 ‚Orte schaffen II‘.
- ⁵³⁹ Sehnsucht, *Baunetz*-Meldung vom 28.1.2010, vgl. www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Kuratorium_fuer_deutschen_Biennale-Pavillon_bekannt_gegeben_935141.html?source=nl (Download vom 29.1.2010).